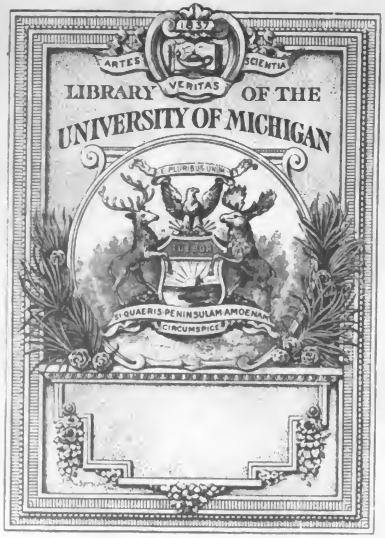
Meine Kinderjahre

Theodor Fontane

Digitized by Google


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Digitized by Google

838
F68m

272-277: Kap.

Meine Kinderjahre

Digitized by Google

Von **Theodor Fontane** erschien bisher in unserm Verlage:

Graf Petöfy. Roman.
Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes.
Cécile. Roman.
L'Adultera. Roman aus der Berliner Gesellschaft.
Irrungen, Wirrungen. Berliner Roman.
Stine. Berliner Sitten-Roman.
Kriegsgefangen. Erlebtes 1870.
Frau Jenny Treibel. Roman.

Digitized by Google

Meine Kinderjahre

Autobiographiſcher Roman

von

Theodor Fontane

Dritte Auflage.

Berlin W
F. Fontane & Co.
1894

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort.

Als mir es feststand, mein Leben zu beschreiben, stand es mir auch fest, daß ich bei meiner Vorliebe für Anekdotisches und mehr noch für eine viel Raum in Anspruch nehmende Kleinmalerei mich auf einen bestimmten Abschnitt meines Lebens zu beschränken haben würde. Denn mit mehr als einem Bande herauszutreten, wollte mir nicht rätlich erscheinen. Und so blieb denn nur noch die Frage, welchen Abschnitt ich zu bevorzugen hätte.

Nach kurzem Schwanken entschied ich mich, meine Kinderjahre zu beschreiben, also „to begin with the beginning“. Ein verstorbener Freund von mir (noch dazu Schulrat) pflegte jungverheirateten Damen seiner Bekanntschaft den Rat zu geben, Aufzeichnungen über das erste Lebensjahr ihrer Kinder zu machen, in diesem ersten Lebensjahre „stecke der ganze Mensch.“ Ich habe diesen Satz be-

144626

Digitized by Google

ſtätigt gefunden und wenn er mehr oder weniger auf Allgemeingültigkeit Anſpruch hat, ſo darf vielleicht auch dieſe meine Kindheitsgeſchichte als eine Lebensgeſchichte gelten. Entgegengeſetzten Falls verbliebe mir immer noch die Hoffnung, in dieſen meinen Aufzeichnungen wenigſtens etwas Zeitbildliches gegeben zu haben: das Bild einer kleinen Oſtſeeſtadt aus dem erſten Drittel des Jahrhunderts und in ihr die Schilderung einer noch ganz von Refugié-Traditionen erfüllten Franzöſiſchen-Colonie-Familie, deren Träger und Repräſentanten meine beiden Eltern waren. Alles iſt nach dem Leben gezeichnet. Wenn ich trotzdem, vorſichtigerweiſe, meinem Buche den Nebentitel eines „autobiographiſchen Romanes“ gegeben habe, ſo hat dies darin ſeinen Grund, daß ich nicht von einzelnen aus jener Zeit her vielleicht noch Lebenden auf die Echtheitsfrage hin interpellirt werden möchte. Für etwaige Zweifler alſo ſei es Roman!

Th. F.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

1. Meine Eltern 1
2. Gascogne und Cevennen. Französische Vettern. Unsere Ruppiner Tage 16
3. Unsere Übersiedelung nach Swinemünde. Ankunft daselbst 39
4. Unser Haus, wie wir's vorfanden 48
5. Unser Haus, wie's wurde 62
6. Die Stadt; ihre Bewohner und ihre Honoratioren 79
7. Die Schönebergs und die Scherenbergs 108
8. Die Krauses 117
9. Wie wir in unserem Hause lebten. Sommer und Herbsttage; Schlacht- und Backfest 132
10. Wie wir in unserem Hause lebten (Fortsetzung) „Große Gesellschaft". 150
11. Was wir in Haus und Stadt erlebten 164
12. Was wir in der Welt erlebten 190
13. Wie wir in die Schule gingen und lernten . . 206
14. Wie wir erzogen wurden — Wie wir spielten in Haus und Hof 237
15. Wie wir draußen spielten, an Strom und Strand 254
16. Vierzig Jahre später 270
17. Allerlei Gevölk 291
18. Das letzte Halbjahr 318

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Meine Eltern.

An einem der letzten Märztage des Jahres 1819 hielt eine Halbchaise vor der Löwen-Apotheke in Neu-Ruppin und ein junges Paar, von dessen gemeinschaftlichem Vermögen die Apotheke kurz vorher gekauft worden war, entstieg dem Wagen und wurde von dem Hauspersonal empfangen. Der Herr — man heirathete damals (unmittelbar nach dem Kriege) sehr früh, — war erst dreiundzwanzig, die Dame einundzwanzig Jahr alt. Es waren meine Eltern.

Ich gebe zunächst eine biographische Skizze Beider.

* * *

Mein Vater Louis Henri Fontane, geb. am 24. März 1796, war der Sohn des Malers und Zeichenlehrers Pierre Barthélemy Fontane. Was dieser, mein Großvater, als Maler leistete, be-

Digitized by Google

schränkte sich vorwiegend auf Pastell-Copieen nach englischen Vorbildern, als Zeichenlehrer aber muß er tüchtig gewesen sein, denn er kam zu Beginn des neuen Jahrhunderts an den Hof und wurde mit dem Zeichenunterricht der ältesten königlichen Prinzen betraut. Dies leitete sein Glück ein. Königin Luise wohnte gelegentlich dem Unterrichte der Kinder bei und alsbald an dem gewandten und ein sehr gutes Französisch sprechenden Manne Gefallen findend, nahm sie denselben als Kabinetssekretär in ihren persönlichen Dienst. Vielleicht geschah es auch auf Vorschlag des um jene Zeit überaus einflußreichen Kabinetsraths Lombard, der dabei den Zweck verfolgen mochte, seine auf ein Bündniß mit Frankreich hinarbeitende Politik, durch bei Hofe verkehrende Persönlichkeiten verstärkt zu sehen. Die Gegner waren von dieser Ernennung wenig erbaut und der national gesinnte Gottfried Schadow, damals noch nicht der „alte Schadow," schrieb in sein Tagebuch: „ein Herr Fontane, seines Zeichens Maler, ist Kabinetssekretär der Königin geworden; er malt schlecht, aber er spricht gut französisch." Ob Pierre Barthélemy, mein Großvater, in seiner Stellung Einfluß geübt oder nicht, entzieht sich meiner Kenntniß, jedenfalls, wenn ein solcher Einfluß da war, war er von kurzer Dauer;

Digitized by Google

denn dem Sturze Lombard's, der nicht lange mehr auf sich warten ließ, folgte die Katastrophe von Jena, der Hof, flüchtig werdend, ging nach Königsberg und Pierre Barthélemy, dessen Dienste keine weitere Verwendung mehr finden konnten, erhielt, in Berlin zurückbleibend, wohl als eine Art Abfindung, das Amt eines Kastellans von Schloß Nieder-Schönhausen. Dorthin übersiedelte er nun und von hier aus besuchte mein Vater, drei Jahre lang, also wahrscheinlich bis Herbst 1809, das Gymnasium zum Grauen Kloster. Es waren harte Schuljahre, denn der weite, wenigstens anderthalb Stunden lange Weg nach Berlin erforderte, daß jeden Morgen um spätestens sechs Uhr aufgestanden werden mußte. „Winters froren wir bitterlich und es wurde erst besser, als wir, mein älterer Bruder und ich, blaue mit postorangefarbenem Kattun gefütterte Mäntel als Weihnachtsgeschenk erhielten. Aber es erwuchs uns daraus keine reine Freude. Jedesmal wenn sich der Wind in den mit einem gleichfarbigen Kattun gefütterten großen Kragen setzte, stand uns der postorangefarbene Kragen wie ein Heiligenschein zu Häupten und der Spott der Straßenjungen war immer hinter uns her." Es war dies eine Lieblingsgeschichte meines Vaters, der an ihr bis in sein Alter hinein festhielt und nichts davon wissen wollte,

Digitized by Google

wenn ich ihm lachend von meinen eigenen, dem Vorstehenden sehr verwandten Schicksalen erzählte. „Ja, Papa," begann ich dann wohl „so bin ich, als ich so alt war wie Du damals, auch gequält worden. Mama ließ mir um jene Zeit, ich war eben mit ihr in Berlin angekommen, Rock, Weste und Beinkleid aus einem milchfarbenen Tuchstoff machen, es war ein billiger Rest, und in der Klödenschen Schule hieß ich dann, ein ganzes Jahr lang, der „Antiquar aus der alten Post." Der trug nämlich gerade solchen milchfarbenen Anzug und war überhaupt eine Karrikatur." „Kann schon sein" schmunzelte mein Vater „so 'was ist mitunter erblich; aber Postorange war doch schlimmer, dabei muß ich bleiben. Es schrie förmlich in die Welt hinein."

Von guter Schülerschaft konnte bei den zwei Meilen Wegs, die jeden Tag zurückgelegt werden mußten, nach eignem Zeugniß meines Vaters, nicht wohl die Rede sein. Es darf aber aus dem Umstande, daß er zeitlebens selbst von einer mangelhaften Schulbildung sprach, nicht auf eine Trauer über diesen Thatbestand geschlossen werden. Beinah das Gegentheil. Er hielt es nämlich, wie viele zu jener Zeit, mit gesundem Menschenverstand und Lebekunst, oder, wie es in unserer Hausprache hieß,

Digitized by Google

mit „bon sens“ und „savoir faire“ und war, ganz vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, nie dazu zu bringen, sich zu willfähriger Anerkennung der „homines literati“ aufzuraffen. Es gab das, wenn er seinen sogenannten „ehrlichen Tag“ hatte, den Tag also, wo er aus seiner sonstigen Politesse herausfiel, mitunter recht verlegene Situationen für uns Kinder, im Großen und Ganzen aber bin ich ihm doch das Zeugniß schuldig, daß er, den ihm persönlich zu Gesichte kommenden Studierten gegenüber, in neunzehn Fällen von zwanzigen immer im Rechte war. Und es konnte dies auch kaum anders sein. Er war — weil er viel Zeit hatte, leider zu viel, was für ihn verhängnißvoll wurde — von Beginn seiner Selbstständigkeit an, ein überaus fleißiger Journal- und Zeitungsleser und weil er sich nebenher angewöhnt hatte, wegen jedes ihm unklaren Punktes in den Geschichts- und Geographiebüchern, besonders aber im Conversationslexikon nachzuschlagen, so besaß er, auf gesellschaftliche Conversation hin angesehn, eine offenbare Ueberlegenheit über die meisten damals in kleinen Nestern sich vorfindenden Aerzte, Stadtrichter, Bürgermeister und Syndici, die, weil sie sich tagaus tagein in ihrem Berufe quälen mußten, sehr viel weniger Zeit zum Lesen hatten. Erlitt er 'mal eine Niederlage,

Digitized by Google

so gab er diese freimüthig zu, ja, pries sogar seinen Sieger, blieb aber dabei, daß es ein Ausnahmefall sei.

Und nun zurück zum Herbst 1809, wo mein Vater als Lehrling in die Berliner Elephanten-Apotheke eintrat. Diese Apotheke befand sich schon damals, wie heute noch, am oberen Ende der Leipziger Straße, jedoch nicht genau an gegenwärtiger Stelle, sondern eben dieser Stelle gegenüber, an der durch Leipziger- und Kommandantenstraße gebildeten Ecke. Bis vor wenig Jahren sah man noch den Elephanten, in Höhe des ersten Stocks, aus dem großen Eckpfeiler heraustreten, jetzt ist er fort und nur die zahlreich über den Parterrefenstern angebrachten und an Elephantenrüsseln hängenden Gaslaternen, erinnern noch an die frühere Geschichte des Hauses.

In eben dieser Elephanten-Apotheke war mein Vater viertehalbjahr lang und verlebte diese Zeit muthmaßlich nicht gut und nicht schlecht, was ich daraus schließe, daß er über diesen Lebensabschnitt nie sprach. Vielleicht hatte dies Schweigen aber auch seinen Grund einfach in den großen Ereignissen, die folgten, so daß ihm für die voraufgegangenen Jahre von Durchschnittscharakter kein rechtes Interesse blieb. Herbst 1813 wäre seine Lehrzeit zu Ende gewesen, indessen König Friedrich Wilhelms des

Digitized by Google

Dritten Aufruf an sein Volk kürzte diese Zeit um ein volles halbes Jahr, denn unter den sich freiwillig zum Eintritt Meldenden war auch mein Vater, damals noch nicht voll siebzehn Jahre alt. Ueber die nun folgende Kriegszeit habe ich ihn oft sprechen hören, meist durch mich veranlaßt der ich nicht genug davon hören konnte. „Du warst also wohl sehr patriotisch, lieber Papa". — „Nein, höchstens Durchschnitt. Offen gestanden, ich machte nur so mit. Wenn man siebzehn Jahr alt ist, erscheint einem ein freies Soldatenleben hübscher, als ein Lehrlingsleben. Und wie's im Liede heißt „eine jede Kugel trifft ja nicht." Aber wenn ich auch anders hätte denken wollen, ich hatte keine rechte Wahl. In dem Tuchgeschäfte von Köppen und Schier, dessen Du Dich, weil Du ja selber in der Burgstraße gewohnt hast, vielleicht noch entsinnst trat damals eine adlige Dame ein und wurde von einem hübschen jungen Manne mit blondem Schnurrbärtchen bedient. „Ich wundere mich, Sie hier hinter dem Ladentisch zu sehn." — „Ich nicht, meine gnädigste Frau; ich stehe hier lieber als anderswo." — „Das seh ich," antwortete die Dame und dem hübschen Blondin eine Ohrfeige gebend, verließ sie das Lokal. Das war so die Stimmung damals und weil ich dergleichen nicht gern erleben wollte,

Digitized by Google

wurd' ich als freiwilliger Jäger eingekleidet und empfing eine Büchse." Diese sogenannte „Büchse", die später in den Flurwinkeln unsrer verschiedenen Wohnungen verrostet und verstaubt umherstand, war eine Flinte von allergewöhnlichster Beschaffenheit, was übrigens keine weitre Bedeutung hatte, da mein Vater, seinem eignen Zeugnis nach, auch mit einer gezogenen Büchse nicht getroffen haben würde. Anfang April verließ er mit etwa fünfzig andern Freiwilligen Berlin und zog auf Sachsen zu, wo sich die kriegerischen Ereignisse bereits vorbereiteten. An Spitze dieser Fünfzig stand ein Hauptmann von Kesteloot, ein vortrefflicher Soldat aus der alten Armee. Ausbildung und Führung waren ihm anvertraut. Am ersten Tage rückte man spät Nachmittags in Trebbin ein; die Meisten waren fußkrank, humpelten und sahen sehr niedergedrückt aus. Kesteloot ließ sie noch einmal antreten und sagte: „Wenn unser allergnädigster König und Herr darauf angewiesen ist, mit Ihnen den Kaiser Napoleon zu schlagen, so thut er mir schon heute leid." Der Zustand der kleinen Truppe verbesserte sich aber und man erreichte die Umgegend von Leipzig in leidlicher Verfassung. Vier Wochen später, am 2. Mai, war die blutige Schlacht bei Groß-Görschen. Die freiwilligen Jäger wurden einem Garde-Battaillon eingereiht

Digitized by Google

und machten in dieſem die Schlacht mit. Mein Vater erhielt eine Kugel in den Torniſter, die, nach Durchbohrung eines kleinen Wäſchevorraths, in den Pergamentblättern einer dicken Brieftaſche ſtecken blieb. Dieſe Brieftaſche, mit der Kugel darin, hab ich mir oft zeigen laſſen.

„Du mußt wiſſen, mein lieber Sohn, es war kein Schuß von Hinten; wir ſtürmten einen Hohlweg, auf deſſen Rändern, rechts und links, franzöſiſche Voltigeurs ſtanden. Alſo Seitenſchuß". Das unterließ er nie zu ſagen; er war vollkommen unrenommiſtiſch, aber darauf, daß dies ein „Seitenſchuß" geweſen ſei, legte er doch Gewicht.

Der Schlacht bei Groß-Görſchen folgte die bei Bautzen und dieſer wiederum eine Reihe kleinerer Scharmützel und Gefechte. „Die waren Dir nun wohl vollkommen gleichgültig?" fragte ich. — „Kann ich durchaus nicht ſagen." — „Ich dachte, daß die Macht der Gewohnheit . . ." — „Dieſe Macht der Gewohnheit iſt im Kriege, wenigſtens nach meiner perſönlichen Erfahrung, von keinerlei Troſt und Bedeutung. Eher das Gegentheil. Man ſagt ſich, wer drei oder viermal heil durchgekommen iſt, hat Anſpruch, das fünfte Mal dran glauben zu müſſen. Eine Karte, die viermal gewonnen, hat immer Chance, das fünfte Mal zu verlieren."

Digitized by Google

Nach dem Waffenstillstande, bei Wiederausbruch der Feindseligkeiten, hatte sich meines Vaters Stellung erheblich geändert; er war inzwischen, ich weiß nicht, ob auf seinen Betrieb oder auf Antrag seines Vaters, aus dem Heere zurückgezogen und einer Feldlazareth-Apotheke zugewiesen worden. In dieser machte er nun den Rest des Krieges mit, sprach aber nie davon.

Sommer 1814 war er wieder in Berlin und begann nun in verschiedene Stellungen einzutreten, oder wie der Fachausdruck lautet, zu „conditionieren". Zuerst in Danzig, das er, mit der damaligen Fahrpost, wie er gern erzählte, in sechs Tagen und sechs Nächten erreichte. Die dort zugebrachte Zeit blieb ihm, durchs Leben, eine besonders liebe Erinnerung. Seinem Danziger Engagement folgten ähnliche Stellungen in Berlin selbst, bis 1818 die Zeit für ihn da war, sich zum Staatsexamen zu melden. Als er in den Vorbereitungen dazu war, lernte er, unter Verhältnissen, über die ich auf den nächsten Seiten berichten werde, meine Mutter kennen und verlobte sich mit ihr.

* * *

Meine Mutter, Emilie Labry, wurde den 21. September 1797 als älteste Tochter des Seiden-

Digitized by Google

kaufmanns Labry, Firma Humbert u. Labry, geboren. Handelsobjekt der Firma waren nicht gewebte Seidenstoffe, sondern Seidendocken, worauf meine Mutter Gewicht legte. Sie hielt die Docken für vornehmer, als Zeug nach der Elle. Ob und wie weit sie darin Recht hatte, kann ich nicht sagen, aber dessen entsinne ich mich deutlich, daß sie, vielleicht weil sie in hohem Maße den Sinn für Repräsentation hatte, von den Lebensgewohnheiten ihres Vaters, und zwar viel viel mehr als von seinem Charakter oder sonstigem Thun, mit einem gewissen freudigen Respekte sprach. Wenn wir als Kinder, und auch später noch als Halberwachsene, mit ihr bei Josty Chokolade tranken und dabei die kleinen, bräunlich gerösteten Corianderbisquits, die so leicht zerkrümeln und abbrechen, vorsichtig eintunkten, unterließ sie nie, zu uns zu sagen: „Ja, seht Kinder, solche Corianderbisquits, daran hing auch euer Großvater Labry. Aber aus Chokolade machte er sich nichts. Er trank vielmehr jeden Tag um elf und um sechs ein Glas französischen Rothwein und aß dazu nichts als zwei solcher Bisquits, immer mit den zierlichsten Handbewegungen und war überhaupt sehr mäßig. Ihr habt nichts davon geerbt, weder die Handbewegungen noch die Mäßigkeit.“ Letzteres war nun allerdings sehr richtig,

Digitized by Google

denn ich berechnete, während sie so sprach, wie viele Tassen ich wohl würde trinken können.

Meine Großmutter mütterlicherseits, also die Mutter meiner Mutter, war eine geborene Mumme, von deren Familie ich nicht weiß, ob sie nicht, trotz ihres deutschklingenden Namens, doch vielleicht mit zur Colonie gehörte. Jedenfalls bildeten die Beziehungen zu den Mummes einen besonderen Stolz meiner Mutter, vielleicht nur deshalb, weil „Onkel Mumme" Rittergutsbesitzer auf Klein-Beeren war und unter anscheinend glänzenden Verhältnissen lebte. Ich entsinne mich, daß er, neben allerhand Chaisen und Halbchaisen, auch einen Char à banc mit langen, kirschrothen Sammetpolstern besaß und in diesem weithin leuchtenden Prachtstück, wenn wir in Berlin zu Besuch waren, nach Klein-Beeren hinaus abgeholt zu werden, bedeutete uns allen, aber am meisten meiner Mutter, ein hohes Fest, nicht viel anders, wie wenn wir zu Hofe gefahren wären. Später schlief das alles ein. Ich glaube Onkel Mumme's Stern verblaßte.

Das erwähnte Seidendocken-Geschäft befand sich, wenn ich recht berichtet bin, in der Brüderstraße und hier verblieb auch die Labrysche Familie, als das Haupt derselben, mein Großvater Labry, bei sehr jungen Jahren (kaum vierzig Jahre alt) gestorben

Digitized by Google

war. Die Wittwe bezog ein in der Nähe des Petriplatzes gelegenes Haus, darin sie mehrere Jahre lang die erste Etage bewohnte, denn ihre Mittel waren für damalige Zeit nicht unbedeutend. In eben dieser Wohnung erlebte meine Mutter den Brand der Petrikirche, ein Ereigniß, das einen großen Eindruck auf sie machte und bis in ihre letzten Lebensjahre hinein, einen bevorzugten Gesprächsstoff für sie bildete. Sie entsann sich jedes Kleinsten, das dabei vorgekommen war. Ihre damals schon kränkelnde Mutter starb wenige Jahre später und da die von vieler Noth begleiteten Kriegszeiten nicht Zeiten waren, in denen Familienangehörige sich der Verwaisten annehmen konnten, so kamen die jüngeren Kinder in das französische Waisenhaus und nur meine Mutter in ein Pensionat, wozu die Zinsen ihres Vermögens vollkommen ausreichten. Sie wurde bald ein Liebling des Kreises, den sie vorfand und hatte den vollsten Anspruch darauf, denn sie war jederzeit gütig und hülfebereit. Erst in meinen alten Tagen ist mir der Sinn für ihre Superiorität aufgegangen. Als ich selber noch jung war, erschien mir vieles in ihrer Haltung, besonders meinem Vater gegenüber, zu hart und zu herbe, später indeß habe ich einsehen gelernt, wie richtig Alles war, was sie that, vor Allem auch

Digitized by Google

was sie nicht that, und beklage jetzt jeden gegen sie gehegten Zweifel. Sie war dem ganzen Rest der Familie, der damaligen wie der jetzigen, weit überlegen, nicht an sogenannten Gaben, aber an Charakter, auf den doch immer Alles ankommt. Ihre ganz südfranzösische Heftigkeit, die mitunter geradezu ängstliche Formen annahm, war vielleicht nicht immer zu billigen, aber doch schließlich nichts Andres, als eine beneidenswerthe Kraft, sich über Pflichtverletzung und unsinnige Lebensführung tief empören zu können und ich muß es als ein großes Unglück ansehen, daß diese mir jetzt klar zu Tage liegenden Vorzüge von uns allen zwar immer gewürdigt, aber in ihrem vollen Werth und Recht nie ganz erkannt wurden. Ich werde in Weiterem Vieles zu berichten haben, das diese Worte bestätigt.

Das schon erwähnte Pensionat, in das meine Mutter, achtzehn Jahre alt, eintrat, war das der Madam Lionnet und unter den verschiedenen Freundinnen, die sie hier fand, stand Louise Rogée obenan, damals schon eine sehr beliebte, fast gefeierte Schauspielerin, aber wie's scheint, in der Pension verblieben. Eines Tages hieß es, Louise Rogée habe sich verlobt und zwar mit einem jungen Architekten, dem ältesten Sohne des Kabinetssekretairs Pierre Barthélemy Fontane. Die Nachricht bestätigte

Digitized by Google

sich und auf einem der gelegentlichen Besuche, die Louise Rogée, jedesmal von einer Pensionsfreundin begleitet, im Hause ihres künftigen Schwiegervaters machte, lernte meine Mutter den zweiten Sohn Pierre Barthélemys kennen, — meinen Vater. Man fand rasch Gefallen an einander und da die Verhältnisse glücklich lagen, kam es sehr bald zur Verlobung und das Haus meines Großvaters sah auf kurze Zeit zwei Brautpaare unter seinem Dache.*)

Der Verlobung meines Vaters folgte das Staatsexamen, damals nicht viel mehr als eine Form, und an das glücklich bestandene Examen schloß sich, beinah unmittelbar, der Ankauf der Neu-Ruppiner Apotheke. Am 24. März, dem Geburtstage meines Vaters, war Hochzeit und drei Tage später traf das junge Paar in seiner neuen Heimath ein.

*) Nur auf kurze Zeit, denn noch im selben Jahre ging die Verlobung Louise Rogée's zurück, weil diese mittlerweile Karl von Holtei kennen gelernt hatte, dessen Gattin sie wurde. Mit ihrem ersten Verlobten, der sich neben der eminenten Holtei'schen Liebenswürdigkeit nicht zu behaupten wußte, würde sie wahrscheinlich glücklichere oder doch minder unglückliche Tage verlebt haben, aber das war damals nicht vorauszusehen und würde, wenn doch, muthmaßlich unbeachtet geblieben sein.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Gascogne und Cevennen. Französische Vettern. Unsre Ruppiner Tage.

In ihrer Ruppiner Apotheke verlebten meine Eltern die ersten sieben Jahre ihrer Ehe, vorwiegend glückliche Jahre, trotzdem sich schon damals das zeigte, was dieses Glück früher oder später gefährden mußte. Von diesen sieben Jahren werde ich hier zu berichten haben; aber ehe ich zu Darstellung des Wenigen übergehe, was ich aus jener Zeit noch weiß, möchte ich, wozu mir das vorige Kapitel nicht Gelegenheit bot, hier noch Einiges über den französischen Ursprung meiner Eltern, über ihre Heimath und Abstammung sagen dürfen.

Nicht weit von der Rhonemündung, auf dem etwa zwischen Toulouse und Montpellier gelegenen Gebiet, stoßen von Westen her die Vorlande der Gascogne, von Norden und Osten her die Ausläufer der Cevennen zusammen und auf diesem ver-

Digitized by Google

hältnißmäßig kleinen Stück Erde, wahrscheinlich im jetzigen Departement Hérault oder doch an seiner Peripherie, waren meine Vorfahren, väterlicher- wie mütterlicherseits, zu Hause. Nächste Nachbarn also. Weil sich indessen auf diesem engen Raume zwei grundverschiedene Volksstämme berühren, so darf es nicht sonderlich überraschen, daß „mes ancêtres", trotz räumlicher Nachbarschaft, dieser Stammesverschiedenheit entsprachen, eine Verschiedenheit, die, völlig unbeeinflußt durch die inzwischen erfolgte Verpflanzung in's Brandenburgische, sich auch noch in meinen Eltern zeigte: mein Vater war ein großer stattlicher Gascogner voll Bonhommie, dabei Phantast und Humorist, Plauderer und Geschichtenerzähler, und als solcher, wenn ihm am wohlsten war, kleinen Gasconnaden nicht abhold; meine Mutter andrerseits war ein Kind der südlichen Cevennen, eine schlanke, zierliche Frau von schwarzem Haar, mit Augen wie Kohlen, energisch, selbstsuchtslos und ganz Charakter, aber, wie schon in dem Einleitungskapitel erzählt, von so großer Leidenschaftlichkeit, daß mein Vater, halb ernst- halb scherzhaft von ihr zu sagen liebte: „wäre sie im Lande geblieben, so tobten die Cevennenkriege noch."

Dies paßte jedoch, wie gleich hier bemerkt werden mag, nur ganz allgemein auf ihr leiden-

Digitized by Google

ſchaftliches Temperament, nicht etwa auf ihren Religionseifer. Von dieſem hatte ſie keine Spur, war vielmehr eminent ein Kind der Aufklärungszeit, in der ſie geboren, trotzdem ſie, weil ſie das Genferthum für vornehmer hielt, mit einem gewiſſen Nachdruck verſicherte: „wir ſind reformirt.“

Gascogne und Cevennen lagen für meine Eltern, als ſie geboren wurden, ſchon um mehr als hundert Jahre zurück, aber die Beziehungen zu Frankreich hatten Beide, wenn nicht in ihrem Herzen, ſo doch in ihrer Phantaſie, nie ganz aufgegeben. Sie repräſentirten noch den unverfälſchten Coloniſtenſtolz. Weil ſie aber ſtark empfinden mochten, daß mit ihren nachweisbaren Ahnen, die bei den Fontane's als Zinngießer, potiers d'etain, bei den Labrys als Strumpfwirker, faiseurs de bas, feſtſtanden, nicht viel Staat zu machen ſei, ſo ließen ſie die amtlich geführte, koloniſtiſche Stammtafel fallen und ſuchten ſtatt deſſen, auf gut Glück, nach vornehmen franzöſiſchen Vetterſchaften, alſo nach einem wirklichen oder eingebildeten Familienanhang, der, in der alten Heimath zurückgeblieben, ſich mittlerweile zu Ruhm und Anſehn emporgearbeitet hatte.

Mein Vater hatte es darin leichter als meine Mutter, weil er wenigſtens innerhalb ſeines Namens bleiben konnte. Zu Paris lebte nämlich, bis

Digitized by Google

in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts, Louis de Fontanes, seinerzeit Großmeister der Universität und Unterrichtsminister, der, unter Napoleon, bei den verschiedensten feierlichen Gelegenheiten, immer die großen Casualreden gehalten hatte, ein sehr kluger, sehr feiner, sehr vornehmer Herr, dessen Familie, wie man in allen Büchern nachlesen konnte, wirklich im südlichen Frankreich, wenn auch nicht zwischen Toulouse und Montpellier zu Hause war. Dieser wurde nun ohne Weiteres als Vetter erklärt, wobei der Umstand, daß er sich mit einem „s“ schrieb, als besondrer und ausschlaggebender Beweis der Familienzugehörigkeit angesehen wurde. Unsre Familie wußte nämlich aus Tradition, daß auch mein Großvater, der Cabinetssekretair der Königin, sich, bis etwa zu Beginn des Jahrhunderts, „Fontanes“ geschrieben und dann erst, aus unaufgeklärtem Grunde, das „s“ weggelassen habe. Diese Tradition wurde durch allerhand Schriftstücke bestätigt, mein Vater aber ging weiter und nahm, weil es ihm so paßte, den durch die Schriftstücke geführten Beweis des Nebensächlichen zugleich als Beweis für die Hauptsache, mit andern Worten, die bewiesene Namensvetterschaft als bewiesene Blutsverwandtschaft. Was übrigens als ein glänzender Coup gelten konnte. Denn hätten wir

Digitized by Google

noch „Fontanes“ geheißen, wodurch wir dem Großmeister, wenn auch nicht um viel, so doch immerhin um ein „s“ näher gekommen wären, so wäre der den Rest der Sache mit einschmuggelnde Nebenbeweis von vornherein weggefallen.*)

Daß mein Vater solche Phantasie-Beziehungen pflegte, durfte nicht Wunder nehmen; er war, wie schon oben kurz angedeutet, durch sein ganzes Leben hin der Typus eines humoristischen Visionairs und

*) Durch einen Nebensächlichkeitsbeweis die Hauptsache beweisen zu wollen, dafür mag aus meinen Erlebnissen hier noch Folgendes als ein glänzendes Beispiel dienen. Ein Freund von mir besaß eine etwa anderthalb Fuß hohe Terracotta-Statuette, hübsche Arbeit, die einige für das von Michel Angelo persönlich herrührende Modell zum „Moses“ hielten, während dies von Andern bestritten wurde. Nun befand sich an einer Stelle der Figur, ein scharf in die Terracottamasse abgedruckter Finger, derart scharf, daß die kleinen Rinnen und Rillen der Haut ganz deutlich erkennbar waren. Als es nun die Echtheit zu beweisen galt, sagte mein Freund: „Es kann kein Zweifel sein; Sie sehen hier ganz deutlich den Finger.“ Das war auch richtig; man sah den Finger, man sah nur nicht, daß es der Michel Angelo'sche Finger war. Trotzdem hab' ich es, zunächst an mir selbst, dann aber auch an Andern erlebt, daß dieser Beweis momentan für voll angesehn wurde. Ja, der Besitzer selber war, als er das erste Mal auf den Fingerabdruck hinwies, durchaus bona fide dabei verfahren und setzte erst später diese Art von Beweisführung als Spiel und Jocosum fort.

Digitized by Google

erging sich gern in mitunter grotesken Ausmalungen, über die er dann auch wieder zu lachen verstand. Aber daß meine ganz auf Verständigkeit und beinah Nüchternheit gestellte Mutter, ihm in Allem, was alt-französische Verwandtschaft anging, nicht blos nacheiferte, sondern ihn darin wo möglich noch übertrumpfte, das durfte füglich überraschen. Es war das einer jener halb räthselhaften Widersprüche, wie sie sich in jeder Menschennatur vorfinden. Indessen, worin immer auch der Grund gesucht und gefunden werden möge, Thatsache bleibt es, daß sich meine Mutter — die, wenn dies Thema zur Verhandlung kam, selbst den sonst so gefeierten „Onkel Mumme" fallen ließ — für ganz nahe verwandt mit dem Cardinal Fesch hielt, der, bis zur Wiederherstellung des bourbonischen Königthums, Erzbischof von Lyon war. Cardinal Fesch, geboren zu Ajaccio und erst 1839 in Rom gestorben, war der Stiefbruder der Lätitia Bonaparte, also nicht mehr und nicht weniger als der Onkel Napoleon's, durch dessen Beistand er denn auch seine große Laufbahn machte. Mit Hülfe welcher Ueberlieferung es meiner Mutter gelungen war, diese vornehme Verwandtschaft festzustellen, habe ich nie in Erfahrung gebracht; ich weiß nur, daß es ein Schauspiel für Götter war, wenn wir, selbst

Digitized by Google

noch in späteren Lebensjahren, beide Eltern, wie auf den meisten andern Gebieten, so auch auf diesem, sich mehr oder weniger ernsthaft befehden sahen, gewöhnlich unter voraufgehender Feststellung der Rangverhältnisse zwischen einem Großmeister der Universität und einem Cardinal-Erzbischof. Daß wir Kinder dem allem sehr kritisch gegenüber standen, braucht nicht erst versichert zu werden.

* * *

Ich fahre nun in meiner eigentlichen Erzählung fort.

Am 27. März 1819 waren meine Eltern in Ruppin eingetroffen, am 30. December selbigen Jahres wurde ich daselbst geboren. Es war für meine Mutter auf Leben und Sterben, weshalb sie, wenn man ihr vorwarf, sie bevorzuge mich, einfach antwortete „er ist mir auch am schwersten geworden." In dieser bevorzugten Stellung blieb ich lange, bis, nach achtzehn Jahren, ein Spätling, meine jüngste Schwester, geboren wurde, bei der ich Pathe war und sie sogar über die Taufe hielt. Das war eine große Ehre für mich, ging aber mit meiner Dethronisirung durch eben diese Schwester Hand in Hand. Als jüngstes Kind rückte sie selbstverständlich sehr bald in die Lieblingsstellung ein.

Digitized by Google

Oſtern 1819 hatte mein Vater die Neu-Ruppiner Löwenapotheke in ſeinen Beſitz gebracht, Oſtern 1826, nachdem noch drei von meinen vier Geſchwiſtern an eben dieſer Stelle geboren waren, gab er dieſen Beſitz wieder auf. Dieſer frühe Wiederverkauf des erſt wenige Jahre zuvor unter den günſtigſten Bedingungen, man konnte ſagen „für ein Butterbrod“ erſtandenen Geſchäfts, wurde ſpäter, wenn das Geſpräch drauf kam, immer als verhängnißvoll für meinen Vater und die ganze Familie bezeichnet. Aber mit Unrecht. Das „Verhängnißvolle“, das ſich viele Jahre danach — glücklicherweiſe auch da noch in erträglicher Form, denn mein Papa war eigentlich ein Glückskind — einſtellte, lag nicht in dem Einzelakte dieſes Verkaufs, ſondern in dem Charakter meines Vaters, der immer mehr ausgab, als er einnahm, und von dieſer Gewohnheit, auch wenn er in Ruppin geblieben wäre, nicht abgelaſſen haben würde. Das hat er mir, als er alt und ich nicht mehr jung war, mit der ihm eigenen Offenheit viele, viele Male zugeſtanden. „Ich war noch ein halber Junge, als ich mich verheirathete“, ſo hieß es dann wohl, „und aus meiner zu frühen Selbſtſtändigkeit erklärt ſich Alles.“ Ob er darin recht hatte, mag dahin geſtellt ſein. Er war überhaupt eine ganz ungeſchäftliche Natur, nahm ihm vor-

Digitized by Google

schwebende Glücksfälle für Thatsachen und überließ sich, ohne seiner auch in besten Zeiten doch immer nur bescheidenen Mittel zu gedenken, der Pflege „nobler Passionen". Er begann mit Pferd und Wagen, ging aber bald zur Spielpassion über und verspielte, während der sieben Jahre von 1819 bis 26, ein kleines Vermögen. Der Hauptgewinner war ein benachbarter Rittergutsbesitzer. Als mir dreißig Jahre später der Sohn dieses Rittergutsbesitzers eine kleine Summe Geld lieh, sagte mein Vater: „das stecke nur ruhig ein, sein Vater hat mir ganz allmälig zehntausend Thaler in Whist en trois abgenommen." Vielleicht war diese Zahl zu hoch gegriffen, aber wie's damit auch stehen mochte, die Summe war jedenfalls bedeutend genug, um sein Credit und Debet außer Balance zu bringen und ihn, neben Andrem, auch zu einem sehr säumigen Zinszahler zu machen. Dies wäre nun, unter gewöhnlichen Verhältnissen, wo man etwa zu Hypotheken-Einschreibungen und Aehnlichem hätte greifen können, eine Zeitlang ganz ertragbar gewesen; zum Unglück aber traf es sich so, daß meines Vaters Hauptgläubiger sein eigner Vater war, der nun Gelegenheit nahm, seinem nur zu berechtigten Unmuthe, sei's in Briefen, sei's bei persönlichen Zusammenkünften, Ausdruck zu geben. Das Bedrückliche der Situation

Digitized by Google

zu steigern, sahen sich diese Vorwürfe durch meine ganz auf schwiegervätterlicher Seite stehende Mutter unterstützt, bez. verdoppelt. Kurzum, je weiter die Sache gedieh, je mehr gerieth mein Vater zwischen zwei Feuer und lediglich um aus dieser sein Selbstgefühl beständig verletzenden Lage herauszukommen, entschloß er sich zum Verkauf eines Besitzthums, dessen besondere Ertragsfähigkeit ihm, trotzdem er das Gegentheil von einem Geschäftsmanne war, so gut wie jedem Anderen einleuchtete. Seine ganze Rechnung dabei stellte sich überhaupt — wenigstens zunächst und von seinem Standpunkte aus angesehen — als durchaus richtig und vortheilhaft heraus. Er erhielt nämlich beim Verkauf der Apotheke das Doppelte von dem, was er seinerzeit gezahlt hatte und sah sich dadurch mit einem Mal in der Lage, seine Gläubiger, die zugleich seine Ankläger waren, zufrieden stellen zu können. Das geschah denn auch. Er zahlte seinem Vater die vorgeschossene Summe zurück, fragte seine Frau, halb scherzhaft, halb spöttisch, ob sie ihr Vermögen vielleicht „sicherer und vortheilhafter" anlegen wolle und erreichte dadurch das, wonach er sich sieben Jahre lang gesehnt hatte: Freiheit und Selbständigkeit. Aller lästigen Bevormundung überhoben, war er plötzlich so weit, „sich nichts mehr sagen lassen zu müssen." Und

Digitized by Google

das war recht eigentlich der Punkt, um den sich's sein Lebelang für ihn handelte. Danach dürstete er von Jugend an bis in sein Alter, weil er's aber nicht gut einzurichten verstand, so ist er zu dieser ersehnten Freiheit und Selbstständigkeit immer nur tag- und wochenweise gekommen. Er war, um einen seiner Lieblingsausdrücke zu gebrauchen, beständig in der „Bredouille", sah sich finanziell immer beunruhigt und gedachte deshalb der nun anbrechenden, zwischen Ostern 1826 und Johanni 1827 liegenden kurzen Epoche, bis zu seinem Lebensausgange mit besonderer Vorliebe. Denn es war die einzige Zeit für ihn gewesen, wo die „Bredouille" geruht hatte.

Über dieses fünfvierteljährige glückliche Interim habe ich zunächst zu berichten.

Wir verlebten diese Zwischenzeit in einer in Nähe des Rheinsberger Thores gelegenen Miethswohnung, einer geräumigen aus einer ganzen Flucht von Zimmern bestehenden Bel-Etage. Beide Eltern waren denn auch, was häusliche Bequemlichkeit angeht, mit dem Tausche leidlich zufrieden, ebenso die Geschwister, die für ihre Spiele Platz die Hülle und Fülle hatten. Nur ich konnte mich nicht zufrieden fühlen und habe das Miethshaus bis diesen Tag in schlechter Erinnerung. Es war nämlich ein

Digitized by Google

Schlächterhaus, was nie mein Geschmack war. Durch den langen dunklen Hof hin, zog sich eine Rinne, drinn immer Blut stand, während am Ende des einen Seitenflügels, an einer schräg gestellten breiten Leiter, ein in der Nacht vorher geschlachtetes Rind hing. Glücklicherweise war ich nie Zeuge der entsprechenden Vorgänge, mit Ausnahme der Schweineschlachtung. Da ließ sich's mitunter nicht vermeiden. Ein Tag ist mir noch deutlich im Gedächtniß. Ich stand auf dem Hausflur und sah, durch die offenstehende Hinterthür, auf den Hof hinaus, wo gerade verschiedene Personen, quer ausgestreckt, über dem schreienden Thier lagen. Ich war vor Entsetzen wie gebannt und als die Lähmung endlich gewichen war, machte ich, daß ich fortkam und lief, die Straße hinunter, durch's Thor auf den „Weinberg" zu, ein bevorzugtes Vergnügungslokal der Ruppiner. Ehe ich aber daselbst ankam, nahm ich, um zu verschnaufen, eine Rast auf einem niedrigen Erdhügel. Den ganzen Vormittag war ich fort. Bei Tische hieß es dann: „Um Himmelswillen, Junge, wo warst Du denn so lange?" Ich erzählte nun ehrlich, daß ich vor dem Anblick unten auf dem Hofe die Flucht ergriffen und auf halbem Wege nach dem Weinberge hin, auf einem Erdhügel gerastet und meinen Rücken an einen zerbröckelten Pfeiler gelehnt

Digitized by Google

hätte. „Da haſt Du ja ganz gemüthlich auf dem Galgenberge geſeſſen“ lachte mein Vater. Mir aber war, als lege ſich mir ſchon der Strick um den Hals und ich bat von Tiſch aufſtehen zu dürfen.

Um eben dieſe Zeit kam ich in die Klippſchule, was nur in der Ordnung war, denn ich ging in mein ſiebentes Jahr. Der Lehrer, der Gerber hieß, machte von ſeinem Namen weiter keinen Gebrauch und war überhaupt ſehr gut. Ich zeigte mich auch gelehrig und machte Fortſchritte; meine Mutter hielt es aber doch für ihre Pflicht, hier und da, namentlich im Leſen, nachzuhelfen und ſo ſtand ich jeden Nachmittag an ihrem kleinen Nähtiſch und las ihr aus dem „Brandenburgiſchen Kinderfreund“, einem guten Buche mit nur leider furchtbaren Bildern, allerlei kleine Geſchichtchen vor. Ich machte das wahrſcheinlich ganz erträglich, denn gut leſen und ſchreiben können, beiläufig etwas im Leben ſehr Wichtiges, iſt eine Art Erbgut in der Familie; meine Mutter war aber nicht leicht zufrieden zu ſtellen und ging außerdem davon aus, daß loben und anerkennen den Charakter verdürbe, was ich übrigens auch heute noch nicht für richtig halte. Bei dem kleinſten Fehler zeigte ſie die „raſche Hand“, über die ſie überhaupt verfügte. Von Laune war dabei keine Rede, ſie verfuhr vielmehr lediglich nach dem

Digitized by Google

Principe, „nur nicht weichlich.“ Ein Schlag zuviel konnte nie schaden und ergab sich, daß ich ihn eigentlich nicht verdient hatte, so galt er als Ausgleich für all die Dummheiten, die nur zufällig nicht zur Entdeckung gekommen waren. „Nur nicht weichlich.“ Dies ist gewiß ein sehr guter Grundsatz und ich mag ihn nicht tadeln, trotzdem er mir nichts geholfen und zu meiner Abhärtung nichts beigetragen hat; aber wie man sich auch dazu stellen möge, meine Mutter ging im Hartanfassen dann und wann etwas zu weit. Ich hatte lange blonde Locken, weniger zu meiner eigenen, als zu meiner Mutter Freude, denn um diese Locken in ihrer angeblichen Schönheit zu erhalten, wurde ich den andauerndsten und gelegentlich schmerzhaftesten Kämmproceduren unterworfen, dem Kämmen mit dem sogenannten engen Kamm. Wäre ich damals aufgefordert worden mittelalterliche Marterwerkzeuge zu nennen, so hätte der „enge Kamm“ mit obenan gestanden. Eh nicht Blut kam, eh war die Sache nicht vorbei; andren Tages wurde die kaum geheilte Stelle wieder mit verdächtigem Auge angesehn und so folgte der einen Quälerei die andre. Freilich, wenn ich, was möglich, es dieser Procedur verdanken sollte, daß ich immer noch einen bescheidenen Bestand von Haar habe, so habe ich nicht umsonst ge-

Digitized by Google

litten und bitte reumüthig ab. Neben dieser sorglichen Behandlung der Kopfhaut, stand eine gleich fürsorgliche Behandlung des Teint. Aber auch diese Fürsorge lief auf Anwendung zu scharf einschneidender Mittel hinaus. Wenn bei Ostwind oder starker Sonnenhitze die Haut aufsprang, hatte meine Mutter das unfehlbare Heilmittel der Citronenscheibe zur Hand. Es half auch immer. Aber Coldcream oder Aehnliches wäre mir doch lieber gewesen und hätt es wohl auch gethan. Uebrigens verfuhr die Mama mit gleicher Unerbittlichkeit gegen sich selbst und wer muthig in die Schlacht vorangeht, darf auch Nachfolge fordern.

Ich wurde, wie schon erwähnt, während der Zeit, wo wir die Miethswohnung inne hatten sieben Jahr alt, gerade alt genug, um allerlei zu behalten, weiß aber doch herzlich wenig aus jener Zeit. Nur zweier Ereignisse erinnere ich mich, wobei wahrscheinlich eine starke Farbenwirkung auf mein Auge, mein Gedächtniß unterstützte. Das eine dieser Ereignisse war ein großes Feuer, bei dem die vor dem Rheinsberger Thore gelegenen Scheunen abbrannten. Es war aber, wie ich gleich vorweg zu bemerken habe, nicht der Scheunenbrand selbst, der sich mir einprägte, sondern eine sich unmittelbar vor meinen Augen abspielende Scene, zu der das Feuer,

Digitized by Google

dessen Schein ich nicht mal sah, nur die zufällige Veranlassung gab. Meine Eltern befanden sich an jenem Tage auf einem kleinen Diner, ganz am entgegengesetzten Ende der Stadt. Als die Tischgesellschaft von der Nachricht, daß alle Scheunen in Feuer stünden, überrascht wurde, stand es für meine Mutter, die eine sehr nervöse Frau war, sofort fest, daß ihre Kinder mit verbrennen müßten oder mindestens in schwerer Lebensgefahr schwebten und von dieser Vorstellung ganz und gar beherrscht, stürzte sie, von der Tafel fort, die lange Friedrich-wilhelmsstraße hinunter und trat ohne Hut und Mantel und das Haar von dem stürmisch eiligen Gange halb aufgelöst, in das große Frontzimmer unserer Wohnung, darin wir, aus den Betten geholt und mit Decken zugedeckt, schon auf Kissen und Fußbänken umhersaßen. Unserer ansichtig werdend, schrie sie vor Glück und Freude laut auf und brach dann ohnmächtig zusammen. Als im nächsten Augenblicke verschiedene Personen, darunter auch die Wirthsleute, mit Lichtern in der Hand herzukamen, empfing das Gesammtbild, das das Zimmer darbot, eine grelle Beleuchtung, am meisten das dunkelrothe Brokatkleid meiner Mutter, und das schwarze Haar das darüber fiel, und dies Roth und Schwarz und die flackernden

Digitized by Google

Lichter drum herum, das alles blieb mir bis dieſe Stunde.

Das andre Bild, oder ſag' ich lieber die zweite kleine Geſchichte, die mir noch im Gedächtniß lebt, entbehrte durchaus des Dramatiſchen, aber die Farbe kam mir auch dabei zur Hülfe. Nur daß es Gelb war ſtatt Roth. Leider muß ich bei dieſer zweiten kleinen Geſchichte ziemlich weit ausholen. Mein Vater machte während des Interimsjahres öfters Reiſen nach Berlin. Einmal, es mochte Monat Oktober ſein und das Abendroth ſchimmerte ſchon zwiſchen den Bäumen des Stadtwalls, ſtand ich unten in unſrem Thorweg und ſah meinem Vater zu, der ſich eben die Fahrhandſchuhe mit einem gewiſſen Aplomb anzog, um dann mit einem Ruck auf den Vorderſitz ſeines kleinen Kaleſchwagens hinaufzuſteigen. Auch meine Mutter war da. „Der Junge könnte eigentlich mitfahren", ſagte mein Vater. Ich horchte hoch auf, beglückt in meiner kleinen Seele, die ſchon damals nach Allem, was einen etwas aparten und das nächtlich Schauerliche ſtreifenden Charakter hatte, begierig verlangte. Meine Mutter ſtimmte meines Vaters Vorſchlage ſofort zu, was ich mir nur ſo deuten kann, daß ſie von ihrem Lieblingskinde mit den ſchönen blonden Locken einen guten Eindruck auf

Digitized by Google

den Großvater, zu dem die Reise ging, erwartete. „Gut," sagte sie, „nimm den Jungen mit. Ich will ihm aber erst einen warmen Rock überziehen". — „Nicht nöthig; ich stecke ihn in den Fußsack". Und wirklich, ich wurde hinaufgereicht und wie ich da ging und stand in den Fußsack gesteckt, der vorn auf dem Wagen lag, alles offen, nicht einmal eine Ledertrommel darüber ausgespannt. Kam ein Stein, oder gab's einen Stoß, so konnte ich mit Bequemlichkeit herausfliegen. Aber diese Vorstellung störte meine Freude keinen Augenblick. In raschem Trabe ging es über Alt-Ruppin auf Cremmen zu, und lange bevor wir dieses, das ungefähr halber Weg war, erreicht hatten, zogen die Sterne herauf und wurden immer heller und blitzender. Entzückt sah ich in die Pracht und kein Schlaf kam in meine Augen. Ich bin nie wieder so gefahren; mir war als reisten wir in den Himmel. Gegen acht Uhr früh hielt unser Gefährt vor dem Hause meines Großvaters, der es, was hier noch eingeschaltet werden mag, mit Hülfe dreier, in guten Abständen geheiratheter Frauen, erst vom Zeichenlehrer zum Cabinetssekretär und ganz zuletzt, was noch wichtiger, sogar zum gutsituirten Berliner Hausbesitzer gebracht hatte, freilich nur in der Kleinen Hamburger Straße. Seinen Söhnen und Enkeln ist die

Digitized by Google

sich hierin aussprechende Lebekunst verloren gegangen.

Wir stiegen nun treppauf und traten ein. Was uns empfing, war zunächst ein anheimelndes Idyll. Pierre Barthélemy und seine dritte Frau — übrigens eine vorzügliche Dame, die ich später noch sehr verehren lernte — saßen gerade beim Frühstück. Alles war höchst mollig. Ein Meißener Service stand auf dem Tisch und zwischen den Tassen und Kannen bemerkte ich einen ebenfalls blau und weiß gemusterten Korb von zierlich durchbrochener Arbeit, mit Berliner Milchbroden darin. Die waren damals natürlich anders als jetzt, viel größer und von kreisrunder Form, dabei hell gebacken und doch knusperig. Ueber dem Sopha hing ein großes, ganz vor Kurzem erst von der Hand Professor Wach's gemaltes Ölbild des Großvaters. Es war sehr gut und lebensvoll, aber ich hätte den ausdrucksvollen Kopf und vielleicht die ganze Besuchsscene vergessen, wenn nicht die schwarz- und schwefelgelb gestreifte Weste gewesen wäre, die Pierre Barthélemy, wie ich später erfuhr, gewohnheitsmäßig trug und die auch, dem entsprechend, einen wesentlichen Theil des ihm zu Häupten hängenden Bildes ausmachte. Wir nahmen selbstverständlich an dem Frühstück theil und die Großeltern,

Digitized by Google

fein geſchulte Leute, ließen nicht allzuviel davon merken, daß ihnen der ganze Beſuch, mit ſeinen vorausſichtlich geſchäftlichen Auseinanderſetzungen, eigentlich eine Störung war. Aber, freilich, von Zärtlichkeit gegen mich war den ganzen Tag über keine Rede, ſo daß ich herzlich froh war, als es am Abend wieder nach Hauſe ging. Erſt viel ſpäter iſt mir klar geworden, daß die Nüchternheit, der ich begegnete, nicht mir armen Kinde, ſondern, wie ſchon angedeutet, meinem Vater galt. Ich mußte nur mit leiden. Der äußerſten Solidität des Großvaters war der ſichere, lebemänniſche Ton ſeines Sohnes, der ſich, durch ſeinen glücklichen Verkaufscoup, mit einem Male ſelbſtſtändig und als Mann von Vermögen fühlte, derart unbequem und bedrücklich, daß meine blonden Locken, auf deren Eindruck meine Mutter ſo ſicher gerechnet hatte, ganz und gar verſagten.

Ich bemerkte ſchon, daß ſolche Ausflüge nach Berlin damals öfters ſtattfanden, aber noch häufiger waren Reiſen in die Provinz, weil es meinem Vater oblag, ſich nach einem neuen Apothekenbeſitz umzuthun. Wär' es nach ihm gegangen, ſo hätte er dieſen Zuſtand der Dinge wohl nie geändert und das Interim in Permanenz erklärt; denn er hatte, während ihm die Spielpaſſion eigentlich nur durch

Digitized by Google

den Wunsch, die Zeit hinzubringen, aufgedrungen war, eine ganz aufrichtige Passion für Pferd und Wagen und sein Lebelang in der Welt umherzukutschieren, immer auf der Suche nach einer Apotheke, ohne diese je finden zu können, wäre wohl eigentlich sein Ideal gewesen. Er sah aber freilich ein, daß das unmöglich sei — wenige Reisejahre würden sein Vermögen aufgezehrt haben — und so war er denn nur beflissen, sich, weil's ihm so paßte, vor Ankaufs-Uebereilungen zu bewahren. Je kritischer er verfuhr, je länger konnte er seine Fahrten fortsetzen und seinem geliebten Schimmel, einem übrigens reizenden Thiere, jeden Abend ein neues Quartier bereiten. Ich sage seinem Schimmel, denn ein gutes Quartier für diesen lag ihm mehr am Herzen, als sein eignes. Dreiviertel Jahre, bis Weihnachten 26, ist er denn auch vielfach, um nicht zu sagen meistens, unterwegs gewesen und zwar auf einem ziemlich umfangreichen Gebiete, das, außer der Provinz Brandenburg, auch noch Sachsen, Thüringen und zuletzt Pommern umschloß. Diese Reisezeit war später ein bevorzugter Unterhaltungsstoff beider Eltern, auch meiner Mutter, die sich sonst ziemlich ablehnend gegen die Lieblingsthemata meines Vaters verhielt. Daß sie hier einen Ausnahmefall eintreten ließ, hatte zum Theil seinen Grund darin, daß

Digitized by Google

mein Vater, in dieser seiner Reisezeit, viele an seine junge Frau gerichtete „Liebesbriefe“ geschrieben hatte, die nun als solche zu persiflieren, zeitlebens ein Hauptvergnügen meiner Mutter war. „Ihr müßt nämlich wissen, Kinder“, so hieß es dann wohl, „ich habe noch eures Vaters Liebesbriefe, so 'was Hübsches hebt man sich eben auf, und einen kann ich sogar auswendig, wenigstens den Anfang. Dieser eine kam aus Eisleben und darin schrieb er mir: „‚Ich bin hier heute Nachmittag angekommen und habe ein recht gutes Quartier gefunden. Auch für den Schimmel, der sich vorn etwas gedrückt hat. Aber davon will ich Dir heute nicht schreiben, sondern nur davon, daß dies der Ort ist, wo Martin Luther am 10. November 1483 geboren wurde, neun Jahre vor der Entdeckung von Amerika‘‘ . . . „Da habt Ihr euren Vater als Liebhaber. Ihr seht, er hätte einen Briefsteller herausgeben können“.

Dies alles war seitens meiner Mutter nicht blos ziemlich ernsthaft, sondern leider auch bitter gemeint; sie litt darunter, daß mein Vater, so sehr er sie liebte, von Zärtlichkeitsallüren auch nie eine Spur gehabt hatte.

Das Reisen dauerte dreiviertel Jahr und ging zuletzt in östlicher Richtung auf die Odermündung

Digitized by Google

zu. Kurz vor Weihnachten fuhr er mit der Fahrpost, weil ihm sein Schimmel zu Schade für die Winterstrapazen sein mochte, nach Swinemünde, das er bei 26 Grad Kälte erreichte. Der Cognac in seiner Flasche war zu einem Eisklumpen gefroren. Desto wärmer empfing ihn die verwittwete Frau Geisler, die, weil ihr das Jahr vorher der Mann gestorben war, ihre Apotheke so schnell wie möglich zu verkaufen wünschte. Dazu kam es denn auch. In dem, diesen Geschäftsabschluß anmeldenden Briefe hieß es: „Wir haben nun eine neue Heimath, die Provinz Pommern, Pommern, von dem man vielfach falsche Vorstellungen hat; denn es ist eigentlich eine Prachtprovinz und viel reicher als die Mark. Und wo die Leute reich sind, lebt es sich auch am Besten. Swinemünde selbst ist zwar ungepflastert, aber Sand ist besser als schlechtes Pflaster, wo die Pferde ewig 'was am Spann haben. Freilich ist noch ein halbes Jahr bis zur Uebergabe, was ich beklage. Man muß doch wieder etwas thun, wieder eine Beschäftigung haben."

Drei Tage nach Eingang dieses Briefes, war er selber wieder da. Wir wurden verschlafen aus den Betten geholt und mußten uns freuen, daß es nach Swinemünde gehe.

Mir klang das Wort blos befremdlich.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Unsere Uebersiedlung nach Swinemünde. Ankunft daselbst.

Das halbe Jahr bis zur Uebernahme des neuen Geschäfts verging langsam, aber es verging. Etwa Ende Mai begann das Verpacken und Aufladen unseres inzwischen durch den Tod des Großvaters vermehrten Mobiliarvermögens und als vier Wochen später die Nachricht kam, daß Alles glücklich in der neuen Heimath angelangt sei, brachen wir am Johannistage 1827 auf, um selber die Reise dorthin zu machen. Meine Mutter war nicht mit dabei, sie hatte sich Mitte Juni nach Berlin begeben, um sich daselbst einer Nervenkur bei dem damals berühmtesten Arzte, dem Geheimrath Horn, zu unterziehn. Horn empfahl ihr das, was noch heute empfohlen wird. „Verpflegen Sie sich gut, meine verehrte Frau (man sagte damals, in bürgerlichen Kreisen, noch nicht „meine gnädige Frau") und

Digitized by Google

suchen Sie sich unangenehmen Eindrücken nach Möglichkeit zu entziehn." Und gerade so wie jetzt, dieser ärztliche Rath half auch, so lange es möglich war, ihm nachzukommen. In Berlin, unter den dort lebenden Freundinnen aus der Lionnet'schen Pension, hatte sich das thun lassen; als meine Mutter aber, etliche Wochen später, in Swinemünde eintraf und vieles anders fand, als sie wünschte, war es mit „Vermeidung unangenehmer Eindrücke" vorbei und die Nervenzustände stellten sich wieder ein.

Unsere Reise hatte mittlerweile begonnen und ging, auf drei Tage berechnet, auf nächstem Wege durch Uckermark, Mecklenburg-Strelitz und Schwedisch-Pommern. Wir waren, groß und klein, sechs Personen: mein Vater, vier Kinder und die Amme des jüngsten Kindes, eine zigeunerhafte, häßliche Wendin, von, wie sich später herausstellte, schlechtem Charakter, die sich durch nichts, als durch eminente spezielle Berufserfüllung meinem erst halbjährigen jüngsten Bruder gegenüber auszeichnete. Den ersten Tag kamen wir bis Neu-Strelitz, wo sich uns ein für die Apotheke brieflich engagirter Gehülfe zugesellte, Herr Wolff, ein sehr hübscher, krausköpfiger Mann, und trotzdem er Mecklenburger war, von durchaus brünettem Typus. Er empfahl sich unserm Hause,

Digitized by Google

wie gleich hier bemerkt werden mag, dur Brauchbarkeit und gute Manieren und hatte das Glück, seine durch zwei lange Jahre hin nicht blos von Erfolgen, sondern auch von „Folgen“ begleiteten Liebesverhältnisse beständig pardonnirt zu sehen, bis ihm endlich eine junge, bildschöne Person, ein Liebling meiner Eltern, zum Opfer fiel. Da fiel er denn, sehr berechtigt, mit. Aber das alles stand zu der Zeit, von der ich hier spreche, noch weit aus. Vorläufig war er, trotz weiterer Beengung des ohnehin engen Platzes, ein sehr angenehmer Reisegefährte, der sich mit uns Kindern ebenso geschickt wie liebenswürdig unterhielt und in seiner mehr als korrekten Haltung der Amme gegenüber, auch nicht das Geringste von seiner starken „schwachen Seite“ vermuthen ließ. Der zweite Tag führte uns bis Anklam. „Hier sind wir nun schon in Pommern,“ sagte mein Vater, der eine Gelegenheit etwas Geographisch-Historisches anzubringen, nicht gern vorübergehen ließ. „Anklam hat den höchsten Thurm in ganz Pommern und Gustav Adolph ist, so viel ich weiß, hier durchgekommen. Es ist aber auch möglich, daß es Karl XII. war.“ Von Anklam bis Swinemünde war die kürzeste Wegstrecke, nur noch sechs Meilen. Auf einer Fähre setzten wir, ich weiß nicht mehr von welchem Punkt aus, nach der Insel Usedom

Digitized by Google

über und fuhren nun unserm Ziele zu. Das letzte Dorf hieß Kamminke. Halben Wegs zwischen diesem Dorf und Swinemünde selbst passirten wir eine mitten im Walde gelegene Bohlenbrücke, zu deren beiden Seiten sich eine dunkelschwarze Wasserfläche mit weißen Nymphäen ausbreitete; die niedergehende Sonne stand schon hinter den Tannen und ein rother Schimmer, der zwischen den Wipfeln glühte, spiegelte sich unten in dem schönen und zugleich etwas unheimlichen Teich. Es steht vor mir, als hätt' ich es gestern gesehen. Bald hinter dieser Brücke hörte der Wald auf und ein kurzer chaussirter Weg kam, von dem aus man, etwas zurückgelegen, ein weites Moor überblickte, darauf, wie Indianerhütten, die ich aus meinen Bilderbüchern kannte, zahllose Torfpyramiden standen. Der chaussirte Weg, auf dem wir fuhren, war von jungen Silberpappeln eingefaßt und als diese kurze Chausseestrecke hinter uns lag, begann die Stadt selbst, deren erstes Haus, nicht weit ab zu unsrer Linken, auf einer kleinen Anhöhe lag. Ein Tischler wohnte darin. Das Strohdach des Hauses hing weit herab und ließ den Lehm- und Fachwerkbau mit seinen Fensterchen nur undeutlich erkennen, aber neben dem Hause zog sich ein Hof- und Gartenstreifen und auf einem den Garten durchschneidenden und

Digitized by Google

allmälig ansteigenden Wege stand ein Sarg, der, weil eben mit einem frischen Lack gestrichen, hell in der Abendsonne blinkte. Das war der Empfang. Ich erschrak in meinem Kinderherzen und wies scheu darauf hin, aber mein Vater wollte von Angst und schlechter Vorbedeutung nichts wissen und sagte, „sei nicht so dumm. Das ist das Beste was uns passiren kann. Das ist wie wenn einem eine Karre mit einem todten Pferd darauf begegnet und das hier ist noch besser. Das todte Pferd bedeutet immer blos Geld, aber ein Sarg bedeutet Glück überhaupt. Und bei allem Respekt vor Geld, Glück ist noch besser. Glück ist alles. Wir werden also hier Glück haben. Nicht wahr, Herr Wolff? Glück sag ich. Und Sie auch.“ Herr Wolff nickte. Uebrigens hatte mein Vater ganz recht prophezeit. Es ging uns gut hier, und was mitunter anders aussah, daran war das Glück nicht Schuld, das that, umgekehrt, sein Möglichstes für uns.

Mit dem Tischlerhause begann die Stadt, aber mir wollte es noch immer nicht so vorkommen, als führen wir schon wirklich in eine Stadt hinein. Ein Thor war nicht da, Pflaster auch nicht, Menschen auch nicht. Der Abstand zwischen den Häuserreihen links und rechts war unendlich breit und jedes Haus klein und häßlich, viele noch mit Strohdach.

Digitized by Google

Ein Glück, daß die meisten einen Giebel hatten, der, mit einer Flaggenstange zu Häupten, aus dem eigentlichen Frontdach herauswuchs. So mahlten wir im Sande weiter, bis wir, nach Passirung etlicher Querstraßen, einen großen, merkwürdig geformten Platz erreichten, halb kahl, halb hoch im Gras stehend, ganz nach Art einer dörfischen Gänsewiese. Auf diesem völlig ungepflegten Platze, der, wie uns etliche auf hohen Böcken liegende Baumstämme zeigten, zugleich auch als Holzsägeplatz diente, ragte ein scheunenartiger Bau mit hohen Fenstern auf: die Kirche. Dieser gegenüber und nur durch die Straßenbreite von ihr getrennt, stand ein mit Feuerherds-Roth gestrichenes Haus, dessen endlos aufsteigendes Dach wohl fünf Mal so hoch war, als das Haus selber. Drei, vier umherstehende, von einem Holzgitter eingefaßte Kastanienbäume, ließen, außer dem hohen Dache, wenig erkennen. Zwischen Haus und Kirche aber hielt jetzt unser Wagen und mein Vater, der mein verlegenes Gesicht sehen mochte, sagte mit aufgesteifter Heiterkeit: „Da sind wir nun also. Gott segne unsern Eingang. Hier gleich das erste Zimmer rechts, Herr Wolff, das ist das Ihre.“ Herr Wolff verbeugte sich, schien aber noch verwunderter als ich. Nur der Amme war nichts anzumerken.

Digitized by Google

Ein paar Personen, die bestimmt waren, vorläufig wohl oder übel den Hausstand zu führen, standen an der mit beiden Flügeln geöffneten Hausthür und kamen uns etwas verlegen entgegen. „Ein Abendbrod ist doch wohl da," sagte mein Vater und ehe wir noch darüber beruhigt waren, traten wir auch schon in einen gelb gestrichenen, mit Mauersteinen gepflasterten Flur, der durch die ganze Tiefe des Hauses lief. Auch das berührte mich ganz eigenthümlich. Zum Glück aber war, von Anfang an, immer etwas da, was mit dem Rohen und Unkultivirten wieder versöhnen mußte. So gestattete mir der gepflasterte Flur, weil seine Hinterthür weit offen stand, einen Blick in den Garten und auf den Abendhimmel, an dem eben die schmale Mondsichel sichtbar wurde. Das blasse Licht derselben fiel auf eine Gaisblattlaube vor deren halbüberwachsenem Eingang eine ziemlich junge Tanne stand. Dieser Anblick erfüllte mich mit etwas wie Hoffnung und diese Hoffnung trog auch nicht. Es war ein wunderbar schönes Leben in dieser kleinen Stadt, dessen ich noch jetzt, wie meiner ganzen buntbewegten Kinderzeit, unter lebhafter Herzensbewegung gedenke.

Wir setzten uns, bald nach Eintritt in unser Haus, zum Abendbrod nieder. Für uns Kinder war es Milchsuppe, für gewöhnlich nicht mein Ge-

Digitized by Google

schmack. Ich aß aber ein gut Theil, und mein Vater sagte schmunzelnd: „Das ist recht. Wer lange suppt, lebt lange. Nur nicht kiesätig. Und überhaupt, es wird uns hier schon gefallen. Wenn es nur Mama gefällt. Der verdammte Sand. Aber für die Pferde ist es besser; dabei bleibe ich.“

Dann standen wir auf und mein Papa, der, weil kein anderer da war, sich in seinem Redebedürfniß wohl oder übel mit mir unterhalten mußte, sagte: „Nun geh' noch mal hinaus und sieh dir die Kirche an; das ist nämlich die große Remise gerade gegenüber. Hat übrigens nichts auf sich, daß sie so nach nichts aussieht; das protestantische Wort ist nicht an Oertlichkeit gebunden, oder von einem gemalten Sternenhimmel abhängig. Gutes thun, keusch und züchtig leben.“ Diese seine letzten Worte richteten sich an Herrn Wolff, dem er doch nicht recht trauen mochte, trotzdem noch nichts gegen ihn vorlag.

Ich war froh, meine Neugierde befriedigen zu können und ging hinaus. Als ich auf die Straße trat, traf ich einen kleinen, schon ältlichen und etwas verwachsenen Mann, der, nachdem er das Pferd in den Stall geführt hatte, mit Abladung unsers Gepäcks beschäftigt war. Er hieß, wie ich gleich erfahren sollte, Ehm, wahrscheinlich Abkürzung von

Digitized by Google

Adam, und war, obwohl er nichts von Pferden verſtand, im Voraus dazu beſtimmt, unſer Kutſcher zu werden. Er blieb es auch Jahr und Tag.

„Wie heißt Du?“ fragte ich.

„Ehm“

„Ehm“? Das habe ich noch nicht gehört. Aber ſage, Ehm, was iſt das, das immer ſo rauſcht und donnert? Und dabei geht doch kein Wind und keine Luft.“

„Dat's de See.“

„Das Meer?“

„Joa, de See.“

Wie weit ab iſt es? Es klingt ja ſo nah.“

„Na, ne Viertelſtunn. Un mitunner kümmt ſe bis ran un ſteiht hier rümm in alle Straten. Un ſo'n Lütting wie Du, de kann denn verſupen.“

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Unser Haus, wie wir's vorfanden.

Am Abend, wo wir ankamen, hatte ich einen wenig günstigen Eindruck von unserm Hause gehabt, es war mir recht häßlich und als dann der Mond in die Fenster schien, auch sogar etwas unheimlich vorgekommen. Mit diesem Unheimlichen, wie sich bald herausstellte, hatte es denn auch seine Richtigkeit, wenigstens in dem Glauben der Dienstleute. Wenn es Nachts auf dem Boden über uns unruhig wurde, hieß es: „de oll Geisler geiht wedder ümm," oder auch wohl „he kuckt wedder in all sien' Kisten und Kasten" und wirklich, man hörte deutlich, wie die Deckel der großen Kräuterkisten auf und wieder zugeschlagen wurden. „Das sind die Katzen" erklärte später mein Vater, aber ich war mit dieser Auslegung nie recht zufrieden und hielt mit Vorliebe zu dem Satze: „de oll Geisler geiht wedder üm". Von diesem Allen hatte ich, um es zu wieder-

Digitized by Google

holen, gleich am erſten Abend, ein unbeſtimmtes, mich eine Weile gruſelig machendes Gefühl, das noch wuchs, als der vor meiner Schlafkammer ſtehende Kirſchbaum leiſe die Scheiben ſtreifte. Aber müde von der Reiſe, ſchlief ich trotzdem ein und erſchien am andern Morgen wohlgemuth in der noch leeren Wohnſtube meines Vaters. Hier, auf Schemeln und Küchenſtühlen ſitzend (denn mit Ausnahme der Betten war noch nichts ausgepackt) nahmen wir gemeinſchaftlich das Frühſtück, mein Vater in beſter Stimmung. Als wir, es währte nicht lange, damit fertig waren, nahm er mich bei der Hand und ſagte: „Nu komm, mein Junge; die andern ſind noch zu klein, aber Du biſt ſchon verſtändig und da wollen wir uns denn die Sache mal anſehen. Als ich Weihnachten hier war, war es ſo kalt, Du weißt, daß der Cognac einfror, und da war denn an Inſpektion nicht zu denken. Ein bischen habe ich die Katze im Sack gekauft. Aber das thut nichts, Alles im Leben bleibt unſicher, und die Geſchäftsbücher ſtimmten.“ Er ſagte das Meiſte davon mehr zu ſich ſelbſt, als zu mir, wie er denn ſein ganzes Leben lang, ſeine Converſation immer mehr nach ſeinem perſönlichen Bedürfniß als nach der Beſchaffenheit ſeiner Hörer einrichtete. Meiſtens waren es Selbſtgeſpräche. Seine letzten Jahre ver-

Digitized by Google

lebte er mit einer ihm seine kleine Wirthschaft führenden, ganz beschränkten Person, aber das hinderte ihn nicht, mit ihr zu philosophiren d. h. Alles, was ihm einfiel, in sie hinein zu reden.

Und nun zurück zu der beabsichtigten Hausinspizirung, die wir gleich nach dem Frühstück antraten. Ehm wurde gerufen, um uns, auf unsrem Umgange, wenn nöthig Auskunft zu geben, was er sehr gut konnte. Denn er war schon viele Jahre lang „Kohlenprovisor" und wußte Bescheid in Allem.

Unser nächstes Ziel waren die Böden, deren sich nicht weniger als fünf unter dem Riesendache befanden. Der erste Boden, zu dem eine knarrende Treppe mit abgelaufenen Stufen hinaufführte, war ein Prachtstück in seiner Art, hoch und frisch und zugleich mit einer Welt von Dingen ausgestattet, die mich sofort für sich einnahmen: Schornsteine von beinah lächerlich mächtigem Umfang, eingegitterte Verschläge mit Vorlegeschlössern, gezogene Leinen, daran Wäsche hing und dazu, an diesem ersten Morgen wenigstens, Schwalben und Schmetterlinge, die durch die vielen Fenster und Gucklöcher beständig aus und ein flogen. In verhältnißmäßiger Nähe des umfangreichsten Schornsteins aber, stieg eine zweite Treppe, eigentlich blos eine geradlinige Leiter, zunächst bis auf den zweiten Boden und von

Digitized by Google

diesem in unmittelbarer Fortsetzung bis auf den dritten hinauf. Zur Seite hing ein getheertes Tau, daran man sich festhielt. Als wir bis an die Stelle gekommen waren, wo die Leiter, und zwar ohne einen Knick oder Absatz zu machen, einfach die Dielung des zweiten Bodens durchbrach, sah ich, daß ein schweres Rad, aber von nur geringem Durchmesser, hart neben dem Durchschlüpfeloche lag, ein Anblick, bei dem ich, ich weiß nicht warum, sofort fühlte, daß es damit was Besonderes auf sich haben müsse. Mein Vater empfand gerad' ebenso, schob aber alles Fragen danach vorläufig hinaus, weil wir fortgesetzt im Steigen waren und das Klettern auf den immer schmaler werdenden Leitern die größte Vorsicht gebot. Erst als wir eine Weile danach und nach Musterung des dicht unter dem Dachfirst hinlaufenden Glas- und Krukenbodens wieder abwärts stiegen und auf diesem Abstieg die terra firma des ersten Bodens erreicht hatten, setzte sich mein Vater, um auszuruhen, auf eine der großen Kräuterkisten und sagte: „Das ist ja zum Halsbrechen, Ehm. Und dann das Rad da oben? Was ist es mit dem Rad? Wie kommt das dahin?"

Ehm erzählte nun in seinem Plattdeutsch, daß es das Rad sei, womit der Mörder Hannacher — aber das sei nun schon lange, das Jahr vorher, ehe

Digitized by Google

die Franzoſen in's Land kamen — vom Leben zum Tode gebracht worden ſei. Hannacher habe dicht bei dem Dorfe Morgnitz einen Schäfer erſchlagen und blos einen Münzgroſchen bei ihm gefunden und als er den Münzgroſchen im Morgnitzer Krug vertrunken habe, da ſei's auch ſchon herausgekommen.

„Ein wahres Glück" ſagte mein Vater, „je eher ſo was raus kommt, deſto beſſer. Aber das Rad! Was ſoll das da? Wie kommt das dahin?!"

„Dat hett de oll Geisler an ſich bracht, ick weet nich mehr för wieveel. Un he wull ja woll, dat et em Glück in't Huus bringen ſall."

Mein Vater, der dabei ſeiner eigenen, am Tage vorher zu Gunſten des Scharfrichterkarrens gehaltenen Rede gedenken mochte, war von dem, was Ehm jetzt ſagte, wenig angenehm berührt und meinte, zu viel Glück ſei auch nicht gut. „Aber nun wollen wir uns den Schimmel anſehn, Ehm, um auf andre Gedanken zu kommen ... Is denn hier öfter ſo was los, wie das mit dem Hannacher?"

„Nu ſo ab un an. Toletzt hedden wi joa dat mit Muhr'n un ſine Fru."

Ehm wollte ſichtlich in dieſem Thema fortfahren, aber mein Vater hörte nicht mehr recht hin und vergaß bald ſowohl Hannacher wie „Muhr'n un ſine Fru", als er, unten im Stall angekommen, der vor-

Digitized by Google

züglichen Einrichtung, die da herrschte, gewahr wurde. „Ei, Ehm, da sind ja zwei Krippen und zwei Raufen. Also Platz für zwei Pferde. Was er sich nur dabei gedacht haben mag. Ich meine den alten Geisler, der ja doch ein Geizkragen gewesen sein soll. Na, mir kanns gleich sein. Is ja wahrhaftig, als ob er alles für seinen Nachfolger eingerichtet hätte. Und das ist das Wahre. Für die Nachkommen muß man sorgen."

* * *

Das Riesendach mit seinen fünf Böden hatte seines Eindrucks auf mich nicht verfehlt, das Haus selbst aber, das, geduckt unter diesem Dache lag und von dem ich in Nachstehendem eine Schilderung versuche, ließ, wie äußerlich, so auch in seinem Innern viel zu wünschen übrig. An den mit Ziegelsteinen gepflasterten Flur lehnte sich, gerade die Mitte desselben treffend, von links her eine mächtige Küche, von rechts her ein gewölbtes Laboratorium, als Grundform des ganzen Hauses ein Kreuz herstellend, in dessen vier Ecken sich vier Quadrate mit sehr primitiven Geschäfts- und Wohnräumen einschoben. In dem ersten Quadrat befand sich, außer der Apotheke, noch die Gehilfenstube, während das zweite Quadrat nur ein einziges Zimmer umschloß. einen

Digitized by Google

mehrfenstrigen Saal, den Stolz des Hauses. Apotheke wie Saalzimmer sahen auf die Straße. Die die Rückfront bildenden Quadrate drei und vier, hatten dagegen den Blick auf den Garten und bestanden einerseits aus einem Wohnzimmer für meinen Vater, andererseits aus einer Stube für uns Kinder. Wo es irgend ging, waren verbleibende kleine Raumreste zu Schlafkammern hergerichtet; nur der Saal blieb von so niederer Umgebung verschont. Im Übrigen war alles klein und eng. Von gefälliger Ausschmückung an Wand oder Decke zeigte sich nirgends eine Spur, Öfen und Dielen waren schlecht, ganz besonders unschön aber war die schüttgelbe Farbe, womit, wie der Flur, so auch alle Zimmer des Hauses gleichmäßig gestrichen waren. Nur die Gehilfenstube — vielleicht in Huldigung gegen die daneben liegende Apotheke — zeigte, statt des Schüttgelb, einen Anstrich von Schweinfurter Grün, bekanntlich arsenikhaltig. Um aber die gesundheitswidrige Wirkung dieser Farbe nach Möglichkeit auszugleichen, war in eine der obersten Fensterscheiben eine blecherne Rose eingesetzt, die, unter beständigem Sichdrehen, für frische Luft zu sorgen hatte, dabei aber einen unerträglichen Lärm machte. Ja, häßlich, eng und vernachlässigt war alles, am vernachlässigsten aber war die Kinderstube, drin,

Digitized by Google

grad in der Mitte, ein großes Stück Diele fehlte, so daß der Dünensand, darauf das Haus ohne Untermaurung stand, zum Vorschein kam. Später söhnte ich mich mit diesem Dielenloch freilich aus, denn gerade diese Sandstelle wurde, wenn wir bei schlechtem Wetter nicht hinaus konnten, zum bevorzugten Spielplatz für uns Kinder, wo wir mit vier würfelförmigen Steinen unser Lieblingsspiel spielten. Dies Lieblingsspiel hieß „Knut", war also vielleicht dänischen Ursprungs und lief darauf hinaus, daß man, den vierten Stein hoch in die Luft werfend, ihn im Niederfallen unter gleichzeitigem Aufraffen der im Sande liegen gebliebenen drei andern Steine, wieder auffangen mußte.

Neben dieser bequemen Spielgelegenheit beherbergte die Stube, um vom Guten nichts zu verschweigen, auch noch ein Andres, das für ein phantastisches Kind wohl angethan war mit der sonst herrschenden Dürftigkeit auszusöhnen. Gerade hier nämlich, war, auf einem Lehnstuhl sitzend, der alte Geisler gestorben und wenn ich mich Abends an eben dieser Stelle zwischen Schrank und Ofen niederließ und dann das Klappen und geheimnißvolle Rumoren über mir anhob, so war der Zauber davon so groß, daß von Prosa der Umgebung keine Rede mehr sein konnte.

Digitized by Google

Das alles aber empfand ich erst später. Vorläufig kehre ich zu Schilderung der verschiedenen Räumlichkeiten zurück. Unter diesen nahmen Laboratorium und Küche den ersten Rang ein. Beide konnten als Glanzstücke gelten und wenn die Küche mit ihrem bis dicht auf den Herd herabhängenden und mit blankem Ruß ausgefüllten Rauchfang etwas von einer spanischen Posada hatte, so präsentirte sich, von der andren Seite her, das Laboratorium mit seinen Retorten und Destillirapparaten (zwischen denen ein getrockneter Buttfisch von der gewölbten Decke hing) als ein vollkommen alchymistischer Raum, darin Faust sein „Habe nun, ach“ ohne Weitres hätte beginnen können. Ja, in seiner grotesken Unmodernität, war hier, im vollsten Gegensatz zu den prosaischen Wohnräumen, alles frappirend interessant und ich könnte noch jetzt Veranlassung nehmen, davon zu schwärmen, wenn ich nicht gleich damals, beim ersten Eintritt in die ganze phantastische Herrlichkeit, eine kopfschmerzerzeugende, mich arg bedrückende Luft wahrgenommen hätte. Nicht zu verwundern. Mitten in dem Laboratorium stand eine Pumpe, der es nicht bloß oblag, den ganzen Hausstand mit Wasser zu versorgen, sondern auch sämmtliche von Dekokten und allerhand Aufgüssen herrührende Blätter- und

Digitized by Google

Wurzelreste wegzuschwemmen. All dieser Abgang wurde vermittelst einer schräglaufenden Steinrinne in eine Senkgrube geführt, die sich schon draußen auf der Straße befand, deren Ausdünstungen aber nichtsdestoweniger in das Laboratorium zurückschlugen. Allzu schlimm kann es nun freilich damit nicht gewesen sein, denn während meines fünfjährigen Swinemünder Aufenthalts kam in unsrem Hause kein Typhusfall vor, nur für mich persönlich wurde diese Sumpfluft geradezu schrecklich und alsbald, und dann ein ganzes Jahr lang, vom kalten Fieber geschüttelt, legte ich hier die Grundlage zu meinem immer zum Malariafieber hinneigenden Gesundheitszustande. Sehr wahrscheinlich wäre mir dies alles erspart geblieben, wenn sich mein Vater zu zwanzig oder fünfzig Gran Chinin hätte aufraffen können. Aber Chinin war damals noch theuer und so mußte ich mich mit einer aus Chinarindenpulver und eingedicktem Mohrrübensaft zusammengerührten Latwerge begnügen. Die wollte nicht recht helfen, abgesehen davon, daß es eine Qual war, sie herunter würgen zu müssen. Ich denke noch mit eigenthümlichen Gefühlen daran zurück, aber es herrschte damals ganz allgemein das Erziehungsprincip vor: „ach, solch Junge frißt sich durch“ und mein Vater, der, wenn es ihm gerade

Digitized by Google

paßte, dergleichen Ersparnisse wissenschaftlich zu begründen liebte, mochte wohl noch hinzusetzen: „Eigentlich ist Chinarinde das Wahre, weil das natürlich Gegebene; Chinin ist schon Luxus und Luxus ist nicht für Kinder.“ In ähnlichem Sinne hab' ich ihn, bei andern Gelegenheiten, manch' liebes Mal sprechen hören. Aber gleichviel, ob er damals so dachte oder nicht, das an mir ersparte Chinin war eine große Härte, so groß, daß ich, — weil ich einem unkindlichen Gefühle hier nicht gern Ausdruck geben möchte — davon schweigen würde, wenn ich nicht zu meiner herzlichen Freude hinzuzusetzen hätte, daß mein Vater all das, was er an zu Forderndem damals unterließ, später reichlich wieder ins Gleiche brachte. Viele Jahre danach, als es ihm selber schlecht ging und sein Vermögen bis auf ein Minimum zusammengeschrumpft war, hat er mir in hochherziger und rührender Weise geholfen. Es handelte sich für mich um einen längeren und ziemlich kostspieligen Aufenthalt in England. Er half mir dazu, ohne langes Besinnen und ohne sentimentale Redensarten, unter Dransetzung letzter Mittel. Und so fügte sich's denn, daß er, der in guten Tagen, in diesem und jenem, wohl manches versäumt hatte, schließlich doch der Begründer des bescheidenen Glückes wurde, das dieses Leben für mich hatte.

* * *

Digitized by Google

Das Haus, zumal die eigentlichen Wohnräume, waren das Mindeste zu sagen anfechtbar, entzückend aber waren Hof und Garten.

Zunächst der Hof. Dieser glich mehr oder weniger einer Ackerwirthschaft, worüber mein Vater, dessen Neigungen sammt und sonders nach der landwirthschaftlichen Seite hin lagen, außerordentlich befriedigt war. Aber auch wir Kinder waren es, ich an der Spitze. Da waren natürlich Pferde-, Kuh- und Schweineställe, Gesindestuben (sonderbarerweise mit Taubenhaus), Torf- und Heuboden, Roll- und Häckselkammer und endlich eine riesengroße Wagenremise, die zugleich als Holzstall diente. Neben der Remise lag ein mit allerhand gläsernen und namentlich irdenen Vorrathsflaschen besetzter Keller, der, zumal in Herbst- und Frühjahrstagen, eine besondre Vergnügungsstätte für uns bildete. Dann stieg hier das Grundwasser und schuf, auf Wochen hin, etwas wie eine kleine Ueberschwemmung. Anfangs half man sich mit Kloben und Bretterlagen, stieg das Wasser aber immer höher, so schafften wir Kinder schließlich Kufen und Waschfässer hinunter, auf denen wir nun, einen Riesenspatel statt des Ruders in der Hand, umherfuhren, um, als Seeräuber, an den vier „Küsten" anzulegen. An diesen hausten wir

Digitized by Google

dann unerbittlich und setzten, uns gütlichthuend, die sonderbar geformten Krüge mit Himbeer- und Johannisbeersaft wie große Methhörner an den Mund. „Wo nur immer die Fruchtsäfte bleiben?“ sagte dann wohl mein Vater und schüttelte den Kopf.

Ja, dieser Hof! An drei Seiten war er von allerhand Baulichkeiten eingefaßt, an der vierten aber zog sich ein mit Eisenspitzen besetzter, hoher Bretterzaun hin, an dem entlang und in Höhe noch weit über ihn hinauswachsend, prächtiges Buchenklafterholz dicht aufgeschichtet lag, ein Anblick, der mich, bei meiner Spiel- und Kletterlust, gleich im ersten Augenblick erkennen ließ: Hier ist's gut sein.

Und was von dem Hofe galt, galt auch, und womöglich noch gesteigert, von dem in einem rechten Winkel angelegten, also einen Knick machenden Garten, der, durch eben diesen Knick, aus zwei gleich großen Theilen bestand. Die erste Hälfte, mit Reseda und Rittersporнbeeten, mit Rabatten und Rondeelen und nicht zum Letzten mit allerhand am Spalier gezogenen Obstarten besetzt, war ein richtiger Garten, während die zweite Hälfte mehr einer Wildniß glich. Aber freilich einer sehr malerischen. An ein paar schon vom Winde gebeugten und deshalb schrägstehenden und die verwunderlichsten

Digitized by Google

Linien aufweisenden Zäunen entlang, zogen sich hier die Himbeer- und Johannisbeersträucher in geradezu wuchernden Massen, bis ganz zuletzt ein schon auf Nachbars Seite stehender und an Größe fast einem Baume gleichender Berberitzenstrauch seine mit den prächtigsten rothen Früchten überdeckten Zweige herüberreichte. Diese zweite Gartenhälfte war unser Reich. Da spielten wir halbe Tage lang und legten Burgen an, oder turnten am Reck, oder brachen Planken aus dem Zaun und zogen auf Raub in die Nachbargärten. Schöner aber als alles das, war, für mich wenigstens, eine zwischen zwei Holzpfeilern angebrachte, ziemlich baufällige Schaukel. Der quer überliegende Balken fing schon an morsch zu werden und die Haken, an denen das Gestell hing, saßen nicht allzu fest mehr. Und doch konnt' ich gerade von dieser Stelle nicht los und setzte meine Ehre darin, durch abwechselnd tiefes Kniebeugen und elastisches Wiederemporschnellen, die Schaukel derartig in Gang zu bringen, daß sie mit ihren senkrechten Seitenbalken zuletzt in eine fast horizontale Lage kam. Dabei quietschten die rostigen Haken und Alles drohte zusammen zu brechen. Aber das gerade war die Lust, denn es erfüllte mich mit dem wonnigen und allein das Leben bedeutenden Gefühle: Dich trägt Dein Glück.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Unſer Haus, wie's wurde.

„Wie wir unſer Haus vorfanden," das bildete, von etlichen Einſchiebſeln und ein paar Exkurſen in die Zukunft abgeſehen, den Inhalt des vorigen Kapitels. In dieſem neuen Kapitel geh ich, freilich gelegentlich auch hier wieder Kommendes vorwegnehmend, zu einer Schilderung der Umgeſtaltungen über, die ſich, in verhältnißmäßig kurzer Zeit, in unſerem Hauſe vollzogen. Daß es in ſo kurzer Zeit geſchah, hatte vorwiegend in dem innerhalb vier oder ſechs Wochen bevorſtehenden Eintreffen meiner Mutter ſeinen Grund, bis wohin Alles in guter Ordnung ſein ſollte. Mein Vater, den dabei, neben einer kleinen Baupaſſion, auch wohl eine gewiſſe Courtoiſie gegen ſeine, trotz aller Kriegführung ſehr geliebte Frau beſeelen mochte, ging in Ausführung ſeines Thuns auf zwei Linien vor, von außen und innen, und ſtellte ſich, was das „Außen"

Digitized by Google

anging, vor allem den Abputz des ganzen Hauses, was das „Innen“ anging, die Möblierung und Einrichtung zweier Räume: des für seine Frau bestimmten „Salons“ und seines eigenen Wohnzimmers zur Aufgabe.

Dies doppelte Vorgehen war von einem sehr verschiedenen Erfolge begleitet.

Was zunächst den Angriff von „Außen“, also die dem Abputz und Anstrich des Hauses geltende Neuerung betraf, so scheiterte diese total. Von der aus einem feineren Stilgefühl hervorgehenden Anschauung, daß, unter Umständen, etwas geradezu Häßliches einem an und für sich Hübscheren aber durchaus Unpassenden immer noch vorzuziehen sein könne, wußte man damals im Publikum nicht viel und so kam es, daß mein Vater, nachdem er sich mit einem uns schräg gegenüber wohnenden Haus- und Stubenmaler in Verbindung gesetzt hatte, mit eben diesem einen himmelblauen Oelfarbenanstrich verabredete. Für den Maler war dies, bei der beträchtlichen Zahl von Quadratfußen, die mit dem theuren Anstrich zu bedecken waren, eine sehr lohnende Aufgabe, für das Haus selbst aber, dem diese Verschönerung galt, ging dadurch das Beste verloren, was es bis dahin gehabt hatte: sein grotesker Charakter.

Digitized by Google

Der Außenangriff also scheiterte.

Desto mehr dagegen, wenn auch freilich nicht in allen Stücken, glückte das Vorgehn im Innern, weil hier das Meiste, was geschah, sich mehr oder weniger gefällig in den schlicht gegebenen Rahmen einfügte. Daß es so kam, war natürlich ein bloßer Zufall und hatte darin seinen Grund, daß das zur Einrichtung der genannten Zimmer zur Verfügung stehende Mobiliar vorwiegend alt oder doch nicht ganz neu war. Besonders das ganz Alte, das dem Nachlasse meines, wie schon erwähnt, kurz zuvor verstorbenen Großvaters entstammte, paßte wundervoll und erzielte, wo es zur Verwendung kam, genau das, was ich bei Zimmereinrichtungen bis diesen Tag am Höchsten schätze: Das Anheimelnde und Gemüthliche.

Da war zunächst das 3 fenstrige Saalzimmer in Front des Hauses, das bestimmt war der „Salon" meiner Mutter zu werden. Das Schüttgelb seiner Vorexistenz war bald verschwunden und ein dunkles Ultramarin, die Lieblingsfarbe meines Vaters, trat an seine Stelle, während an der langen, weißgetünchten Decke hin und zwar von der Hand desselben Meisters, der draußen den Oelfarbenanstrich geleistet hatte, eine halb mythologische Darstellung entstand. Solche mythologisch anklingenden Deckenbilder haben

Digitized by Google

meinen Vater, der eine mir unerklärliche Vorliebe dafür hatte (denn er war eigentlich schlecht bewandert in der Götterlehre) durchs Leben hin begleitet. Ueberall, wo er sich häuslich einrichtete, mußte das einfache Stern- oder Rosetten-Ornament, das er vorfand, alsbald einer „höhern Darstellung" weichen, in der meistens ein an Leda-Bilder erinnernder, sich mächtig aufbäumender Schwan die Hauptrolle spielte. Mitunter (so auch hier) waren es mehrere Schwäne. Zu diesem Deckenbilde gesellte sich, als berechtigtere Zimmerdekoration, eine saubre Fensterausschmückung: in große Messingblechgriffe zurückgeschlagene Gardinen, vor deren einer ein Trittbrett mit Maroquin-Lehnstuhl stand, auf dem meine Mutter, eine Stickerei oder Häkelarbeit in der Hand, schon Vormittags zu residirte pflegte. Der Blick, den sie von diesem Trittbrett aus hatte, war sehr gefällig. Unter den Zweigen einer unmittelbar vor dem Fenster stehenden Linde hinweg, blickte sie, wenn sie von ihrer Arbeit aufsah, auf den jenseits der Straße gelegenen Kirchplatz mit seinen verschiedenen Baumstämmen und Sägeböcken hinüber, wo wir Kinder, wenn's irgend ging, unsre Spiele spielten. Kam dann 12 Uhr heran, so gab sie diesen Beobachtungsposten am Fenster auf, aber nur selten um an dem Mittagessen theilzunehmen, sondern um sich in den

Digitized by Google

Garten oder noch lieber in die ſtille Giebelſtube des Hauſes zurückzuziehn. Erſt um die vierte Stunde kehrte ſie wieder an ihren Lieblingsplatz zurück. Und nun begann für ſie die ſchönſte Zeit des Tages, die Zeit, wo Beſuch kam und die Vorbereitungen zum Kaffee getroffen wurden. Es war das damals alles viel hübſcher und maleriſcher als jetzt; Taſſen und Kuchenkörbe ſtanden ſchon da, daneben eine kupferne hohe Kanne mit eingehängtem Beutel, und nur das heiße Waſſer zum Aufbrühen fehlte noch. Und nun kam der Hauptmoment, der, wo die Mama die Klingel zog und gleich darauf ein merkwürdiger Bau hereingetragen wurde, deſſengleichen ich ſeitdem nicht wieder geſehn. Es war ein ovaler, mit glühenden Kohlen gefüllter Eiſenblechkaſten, der, weil er ſich als ſolcher ſchlecht präſentirt haben würde, wieder in einem etwas größeren, blitzblankgeputzten Meſſingbehälter ſteckte, durch deſſen zahlloſe Löcher hindurch man den eiſernen Innenkaſten glühen ſah. Auf dieſem etwas complicirten Bau ſtand ein beinah kugelrunder Waſſerkeſſel, aus deſſen Tülle der Dampf kräuſelnd aufſtieg. Und nun, unter gefälligem Weiterplaudern, worin ſie, wenn ſie wollte, virtuos war, ſtieg meine Mama von ihrem Marquinthron herab, um gleich danach jedem einzelnen Gaſte die ihm zuſtändige Taſſe zu reichen. Jetzt

Digitized by Google

muß es Meißner Zwiebelmuster oder dem Aehnliches sein, damals aber bildeten die Tassen eine kleine Galerie von Miniaturbildern, auf denen in der Regel ein ans Knie der Venus sich anschmiegender Amor den Pfeil schärfte, meist aber schon den Bogen spannte, sicher das in Front eines Gebüsches stehende leichtbekleidete Paar mit seinem Liebespfeil zu treffen. Und dann wurde ich aufgefordert, die Kuchenkörbe herumzureichen, oft eine Tantalusqual für mich, wenn der lebhafte Gang der von den Damen geführten Unterhaltung über den alten Satz „daß der Arbeiter seines Lohnes würdig sei" hinweg sehen ließ.

All das ist mir im Plaudern wieder lebendig geworden und in der Rückerinnerung daran, habe ich zu meinem Leidwesen außer Acht gelassen, daß ich in erster Reihe nicht von den Kaffeegesellschaften meiner Mama, sondern von der Salon-Einrichtung erzählen wollte, die mein Vater damals, in liebenswürdigem Eifer in's Werk zu setzen sich abmühte. Zurück also zu dieser meiner Schilderung. An der Längswand, den drei Fenstern gegenüber, stand ein Sopha mit dicht gestellten Stühlen, so dicht, wie sie nur in einem Tanzsaale zu stehen pflegen; das Sopha selbst aber — in einem abgeplatteten Barockstil gehalten, wenn überhaupt noch von Stil die Rede sein konnte

Digitized by Google

— trug einen quittgelben Moiré-Ueberzug und war, an Front und Rückenlehne mit vielen Hunderten von kleinen Silbernägeln besetzt. Das Ganze zunächst schwerfällig, und dabei prätentiös und ärmlich zugleich. Um vieles besser machte sich der an der Schmalseite des Zimmers aufgestellte Trumeau, dessen Bekrönung, weil die Höhe des Zimmers nicht ausgereicht hatte, zu größerem Theile beseitigt worden war. Aber auch in dieser fast bekrönungsbaren Verfassung war er immer noch das Prachtstück der ganzen, von uns selbst wenigstens vielbewunderten Einrichtung. Daß wir unsrerseits so hoch davon dachten, war, bei aller nachträglichen Komik der Sache, doch sehr verzeihlich. Alle diese langweiligen Gegenstände nämlich waren von uns nicht blos, kritiklos, in dem ehrlichen Glauben an ihre besondere Schönheit mit nach Swinemünde herüber genommen worden, sondern durften auch nach damaliger Anschauung, wirklich als etwas bemerkenswerth Feines gelten. Denn es waren sogenannte „Schinkelsche" Möbel. Schinkel, (Ruppiner Kind) in freundlichem Andenken an seine Vaterstadt, hatte der Tischlerfirma Möhring daselbst seine Muster und Vorbilder für Zimmereinrichtung zum Geschenk gemacht oder vielleicht auch nur zu besonderer Beachtung empfohlen, was im Weiteren zur Folge hatte, daß Jahrzehnte lang, das ganze

Digitized by Google

offizielle Preußen aus der Werkstatt dieser sehr angesehenen Firma mit Mahagony-Möbeln im Schinkelstil versehen wurde. Noch ganz vor Kurzem, und zwar im Schlosse zu Quedlinburg, bin ich in einem mittelgroßen Zimmer, das Friedrich Wilhelm IV., bei seinen Besuchen daselbst mit Vorliebe zu bewohnen pflegte, solcher Schinkel'schen Zimmer-Einrichtung wieder begegnet und schrack bei ihrem Anblicke fast zusammen, denn Trumeau, Sopha, Schränke, Stühle, Alles sah genau so aus oder richtiger war nach Stil und Formen genau dasselbe wie das, was ich 60 Jahre früher im Zimmer meiner Mutter gesehen und bewundert hatte. Freilich nur damals bewundert. Mir will es jetzt scheinen, daß Schinkel, dessen Größe, trotz solcher Ausstellungen natürlich unangefochten bleibt, es seinerzeit nicht für nöthig fand, an Herstellung dieser Dinge viel Arbeit und Phantasie zu setzen. Namentlich letztere verleugnet sich beinahe ganz.

So viel über den Salon meiner Mutter. Er konnte passiren (mehr freilich war ihm nicht zuzugestehen) während es mein Vater, wenn auch sich selber unbewußt, bei Neu-Einrichtung seines eigenen kleinen Wohnzimmers ganz vorzüglich getroffen hatte. Hier war an Stelle des früheren Anstrichs alsbald eine braun und weiß gemusterte Tapete

Digitized by Google

getreten und der überall abgestoßene schwarze Ofen hatte einem völligen Neubau Platz gemacht. Dieser bestand aus graugrünen blanken Kacheln, über deren jede mindestens zwei, drei nach unten sich verdickende Tropfen rother Glasur flossen, — also eigentlich ein Ornament, das in ein Schlachthaus gepaßt hätte. Trotz dieser äußersten Gewagtheit, ließ sich, auf Farbenwirkung hin angesehn, doch von einer wirklichen Verschönerung sprechen. Eine ganz besondere Zierde des Zimmers aber waren seine vielen Bilder, meist in Pastell: Engelsköpfe, Musen und Horen im Tanz oder auch junge Mädchen mit Tauben und Kaninchen spielend. Dazwischen hingen englische Stiche: die Quelle der Egeria, die Caskaden von Tivoli und Aehnliches, Buntdrucke, die, meinem Gefühle nach, dem Meisten, was jetzt auf diesem Gebiete geleistet wird, erheblich überlegen waren. Zum Mindesten wirkten sie vornehmer. Alt und einfach, aber gerade deshalb dem Trumeau sammt Moirée-Sopha weit überlegen, waren denn auch ganz besonders die dem Zimmer einverleibten, meist aus der großväterlichen Erbschaft stammenden Möbel. An dem mittleren Fensterpfeiler, in einer Birkenmaser-Umrahmung, hing ein schmaler Spiegel, vor dem mein Vater seine Toilette zu machen pflegte. Für gewöhnlich bedeutete das nicht viel. Wenn

aber Diner-Tag war, und das ereignete sich Winters allwöchentlich wenigstens einmal, so stand er hier, unter Vornahme der mannigfachsten Prozeduren, oft eine halbe Stunde und länger. Das Anlegen eines vielgefalteten Jabots, mit einem weißen Halstuch darüber, durch das dann eine Amethystnadel gesteckt wurde, bildete jedesmal den Schluß der Toilette, dem mit gleicher Regelmäßigkeit eine minder gefällige Manipulation vorausging. Er trug nämlich eine sogenannte „Tour", die, wenn er sich für eine Gesellschaft zurecht machte, jedesmal abgelöst, dann sorglich in Stand gesetzt und mit einer Gummilösung neu aufgeklebt wurde. Der Ablösungsprozeß war immer etwas ziemlich Schmerzhaftes, von einer komischen Grimasse Begleitetes, weshalb er es nicht gern unterließ, einen seiner Monologe daran anzuknüpfen. „Eigentlich ist es Unsinn. Die meisten haben einen ganz kahlen Kopf und finden sich drin. Nur ich, warum bäume ich mich unter Qualen dagegen auf? Es ist ein Opfer, das ich der Gesellschaft bringe." Niemand aber war schließlich bereiter dazu als er, denn er freute sich auf jede Gesellschaft.

In diesen Gesellschaften, auf deren Schilderung ich in einem anderen Kapitel zurückkomme, war er sehr beliebt, was mit seiner großen und liebenswürdigen Unterhaltungsgabe, ganz besonders aber

Digitized by Google

mit einigen kleinen Sonderbarkeiten zusammen hing, die diese Unterhaltungsgabe begleiteten. Zu diesen Sonderbarkeiten zählte, neben anderem, auch eine ihm eigenthümliche Vortragsweise, die bei Citaten oder Namensnennungen immer höchst pathetisch war. Er sagte nicht gern „auf Erden" sondern bevorzugte die Wendung „auf dieser sublunarischen Welt" und wenn er das Wort „sort", z. B. in seinem Lieblingssatze: „der und der wird sein sort machen" betonte, so hätten ihn drei Franzosen um die Aussprache des „o" beneiden können. Auf gleicher Höhe, wenn nicht höher, stand sein „la mort sans phrase" oder wohl gar „la garde meurt et ne se rend pas" woraus man übrigens nicht schließen wolle, daß dies, so sehr er an allem Französischen hing, aus Gallomanie geschehen sei. Was ihn dazu bestimmte, war lediglich ein Klangbedürfniß und jede Sprache, die dazu mithalf, war ihm gleich willkommen. Es war eine Lust ihm zuzuhören, wenn er beispielsweise den Titel eines damals erschienenen Romans: Gustav Wasa oder das Blutbad zu Stockholm" aussprach oder wenn er, sobald von Schill die Rede war, hinzusetzte: „Schill, der in den Straßen von Stralsund fiel." Alles Allitterirende und Spondäische wurde von ihm bevorzugt. Er wiegte sich darauf. Am größten aber

Digitized by Google

war er wahrscheinlich bei Nennung ihm unbekannter und deshalb falsch von ihm ausgesprochener Namen, weil er sich diese, durch Regeln und Correktheit ganz uneingeengt, ganz nach seinem persönlichen Bedürfniß zurecht legen konnte. Gerade damals (1830) war in den Nachrichten aus England viel von einem Marquis von Londonderry, (Bruder des früheren Ministers Castlereagh,) die Rede, welcher Name, weil er sich einfach aus London und Derry zusammensetzt, bei richtiger Aussprache nur ziemlich mäßig in's Ohr fällt; mein Vater aber, den Namen als eine große Einheit fassend, legte, statt ihm seine zuständigen zwei Accente zu geben, einen einzigen mächtigen Accent auf das „o" der drittletzten Silbe und erzeugte dadurch eine vollkommene Donnerwirkung. Natürlich erheiterte das die Swinemünder, die mit England und englischer Sprache sehr wohl Bescheid wußten.

Und nun wieder zurück in das Wohnzimmer meines Vaters und zu seiner Einrichtung.

An der Wand, rechts neben dem Spiegelpfeiler, stand der ebenfalls aus Birkenmaser gefertigte Schreibsekretär, dessen mit grünem Fries überzogene Klappe, wenn herabgelassen, ihm zugleich als Schreibepult diente. Die verbürgteste Eigenschaft derselben war aber die, daß sie, jedem Drucke nachgebend, beständig

Digitized by Google

knarrte und quietschte. Mein Vater indessen ließ sich dadurch nicht stören und führte von hier aus seine gesammte Korrespondenz. Links neben ihm lagen die zu beantwortenden Briefe, denen eine Papierscheere von ungewöhnlichem Gewicht, als eine Art Briefbeschwerer diente. Nicht jeden Tag war Schreibetag, war dieser aber da, so wurde Nummer für Nummer vorgenommen, langsam und mit einer gewissen Künstlerfreude, denn er schrieb eine sehr hübsche Handschrift. Waren es Geldbriefe, so steigerte sich diese Freude noch sehr erheblich. Er hatte dann nicht blos die Vorstellung von der Wichtigkeit des Akts, sondern des Weiteren auch eine gewisse moralische Genugthuung, diesen Brief überhaupt noch abschicken und sich als ein Mann von Mitteln und „honneteté“ legitimiren zu können. Am deutlichsten trat diese Genugthuung hervor, wenn er, nach Erledigung der eigentlichen Schreiberei, bis zur Couvertirung und Siegelung des Briefes gekommen war. Er hatte mehrere Petschafte für den Alltagsverkehr, jeder Geldbrief aber wurde mit einem besonders gut geschnittenen Petschaft gesiegelt, das er noch aus der Ruppiner Löwenapotheke mit in seine Swinemünder Adlerapotheke, so daß es eigentlich nicht mehr paßte, herüber genommen hatte. Das Reiben des Siegellacks, um die schwarzen Stellen

auszutilgen, war eine Kunst, der er viel Fleiß widmete und wenn dann die fünf Siegel mit dem kleinen Löwen darauf fertig waren, sah er sich das Ganze wiederholentlich an und äußerte seine Befriedigung. Er saß gern an diesem seinem Sekretär und hing mehr oder weniger an jedem Kasten und Schubfach desselben, ein besonders intimes Verhältniß aber unterhielt er zu einem hinter einem kleinen Säulen-Vortempel verborgenen Geheimfach, drin er, wenn ihm die Verhältnisse dies gerade gestatteten, sein Geld aufbewahrte. Lag es indessen ungünstiger, mit anderen Worten war der Kasten leer, so hörte derselbe nicht auf, ein Gegenstand seiner beinahe liebkosenden Betrachtungen zu sein. Er entfernte dann den Vortempel und in das Nichts, das sich dahinter aufthat, mit einem gewissen humoristischen Ernst hineinlugend, hielt er eine seiner Ansprachen. Ich war oft dabei zugegen. „Sieh, mein Sohn, ich kann in diese dunkle Leere nicht ohne Bewegung blicken. Erst vor ein paar Tagen hab ich mir zusammengerechnet, wie viel da wohl schon gelegen hat, und es summte sich hoch auf und hatte was Tröstliches für mich.“ All dies, während er drüber lachte, war doch auch wieder ganz ernsthaft gemeint; er richtete sich wirklich an der Vorstellung

Digitized by Google

auf, was da alles schon mal gelegen hatte. Das Gascognische in ihm schlug immer wieder durch.

Der Sekretär mit der quietschenden Klappe war, um es noch einmal zu sagen, ein Lieblingsplatz meines Vaters, aber der bevorzugteste war doch das große kissenreiche Schlafsopha, das zwischen dem Ofen mit den rothen Glasurtropfen und der alten Gehäuse-Wanduhr stand. Diese Wanduhr ist jetzt in meinem Besitz. Mein Großvater und mein Vater sind bei ihrem Schlage gestorben und ich will dasselbe thun. Ueber dem mit buntem Wollstoff überzogenen Sopha aber hing das noch nicht erwähnte Prachtstück aus der Erbschaft meines Großvaters, ein, nach dem bekannten Bilde des Malers Cunningham gefertigter großer Kupferstich, der die Unterschrift führte: Frédéric le Grand retournant à Sanssouci après les manoeuvres de Potsdam, accompagné de ses généraux. Wie oft habe ich vor diesem Bilde gestanden und dem alten Zieten unter seiner Husarenmütze in's Auge gesehen, vielleicht meinen Lieblingshelden in ihm vorahnend. Unter diesem Frederic le Grand-Bilde aber und eingebettet in die Seegraskissen, hielt mein Vater, der zu seinen vielen Prachteigenschaften auch die eines immer tüchtigen Schläfers hatte, seine Nachmittagsruhe, bei der er die Zeit nie ängstlich maß und sich

Digitized by Google

oft erst erhob, wenn die Dunkelstunde schon da war. „Papa schläft wieder bis in die Nacht hinein.“ Ich wurde dann, wenn gute Tage, d. h. Friedenszeiten waren, abgeschickt, ihn zu wecken, was ich immer gerne that, weil er dabei nicht blos von besonders guter Laune, sondern sogar von einer ihm sonst gar nicht eignen Zärtlichkeit gegen mich war. Ich mußte mich dann zu ihm setzen und er plauderte mit mir, weit über meinen Kopf weg, über allerhand merkwürdige Sachen, die mich, vielleicht gerade deshalb, entzückten. Ich komme weiterhin auf diese wunderlichen und mir für mein Leben verbliebenen Gespräche zurück.

Ja, das waren glückliche Stunden. Aber es kamen auch andere. Dann wurde ich nicht hinein geschickt um ihn zu wecken, sondern ging aus eigenem Antriebe, um nach ihm zu sehen. Er lag dann auch ausgestreckt auf dem Sopha, aber auf seinen Arm gestützt und sah durch das Gezweig eines vor dem Fenster stehenden schönen Nußbaumes, in das über den Nachbarhäusern liegende Abendroth. Ein paar Fliegen summten um ihn her, sonst war alles still, vorausgesetzt, daß nicht gerade der Kohlenprovisor an seinem Mörser stand und stampfte. Wenn ich dann an das Sopha herantrat und seine Hand streichelte, sah ich, daß er geweint hatte. Dann

Digitized by Google

wußte ich, daß wieder eine „große Scene“ gewesen war, immer in Folge von phantastischen Rechnereien und geschäftlichen Unglaublichkeiten, um derentwillen man ihm doch nie böse sein konnte. Denn er wußte das alles und gab seine Schwächen mit dem ihm eignen Freimuth zu. Wenigstens später, wenn wir über alte Zeiten mit ihm redeten. Aber damals war das anders und ich armes Kind stand, an der Tischdecke zupfend, verlegen neben ihm und sah, tief erschüttert, auf den großen, starken Mann, der seiner Bewegung nicht Herr werden konnte. Manches war Bitterkeit, noch mehr war Selbstanklage. Denn bis zu seiner letzten Lebensstunde verharrte er in Liebe und Verehrung zu der Frau, die unglücklich zu machen sein Schicksal war.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Die Stadt; ihre Bewohner und ihre Honoratioren.

Swinemünde war, als wir Sommer 1827 dort einzogen, ein unschönes Nest, aber zugleich auch wieder ein Ort von ganz besonderem Reiz, dabei aller Unbelebtheit der Mehrzahl seiner Straßen zum Trotz, von jener eigenthümlichen Lebendigkeit, die Handel und Schiffahrt geben. Es kam, um so oder so, um günstig oder ungünstig zu urtheilen, ganz darauf an, an welche Stelle der Stadt man sich stellte. Wählte man, als Beobachtungsposten, den schon mehrerwähnten Kirchenplatz, zu dessen einschließenden Häusern auch unsere Apotheke gehörte, so ließ sich, obschon hier die Hauptstraße vorüberführte, wenig Gutes sagen, gab man aber die Innenstadt auf und begab sich an den „Strom", wie die Swine regelmäßig genannt wurde, so verkehrte sich die bis dahin ungünstige Meinung in ihr Gegen-

Digitized by Google

theil. Hier am Strome nämlich, lief, auf fast eine Viertelmeile Wegs, das „Bollwerk“ hin, eine Uferstraße, wie sie nicht poetischer gedacht werden konnte. Gerade daß hier Alles nur ein Mittelmaß hielt und nirgends an das Große der wirklich großen Handelsemporien erinnerte, gerade dies Mittelmaß der Dinge lieh allem etwas überaus Anheimelndes, gegen das sich nur ein Griesgram, oder eine für die Zauber von Form und Farbe ganz unempfindliche Natur verschließen konnte. Freilich war auch diese Bollwerk-Straße nicht an jeder Stelle dieselbe, ließ sogar, namentlich flußaufwärts, manches zu wünschen übrig, von dem Punkt an jedoch, wo eine an unserer Hausecke beginnende Querstraße rechtwinkelig einmündete, konnte man sich, dem Laufe des Flusses folgend, Schritt für Schritt an den sich darbietenden Bildern erquicken. Hier liefen nämlich, vom abgeschrägten Ufer aus, mal kleinere, mal größere Bretterflöße bis in den Strom hinein, schwimmende Bänke, darauf man, von früh Morgens an, die Mädchen wäschespülend bei der Arbeit sah, immer in heiterer Unterhaltung unter einander oder mit den Schiffsleuten, die behaglich über die Bollwerkbrüstung gelehnt, ihnen zusahen. Diese mit ihrer Staffage höchst malerisch wirkenden Flöße hießen „Klappen“ und dienten, be-

Digitized by Google

sonders den Fremden und Badegästen, zu besserer Ortsbezeichnung und Orientirung. Er wohnt an „Klempin's Klapp", oder gegenüber von „Jahnke's Klapp." Zwischen diesen verschiedenen Flößen beziehungsweise Waschbänken, zog sich immer ein bestimmt abgegrenztes Stück Bollwerkwandung und hier lag die Mehrzahl der Schiffe, Winters oft in drei, vier Reihen hintereinander. Die Bemannung fehlte um diese Zeit und nur ein aus dem Küchenrohr aufsteigender Rauch oder noch häufiger ein auf einem kleinen Berge von Segeltuch, wenn nicht auf seiner Hütte sitzender und die Vorübergehenden anblaffender Spitz, gab Zeugniß davon, daß die Schiffsräume nicht ganz ohne Bewachung seien. War dann im Frühling die Swine wieder eisfrei, so begann sich alsbald Alles wie mit Zauberschlag zu beleben und das Treiben am Strom hin zeigte, daß die Zeit zur Ausfahrt wieder nahe sei. Dann wurde der Schiffskörper auf die Seite gelegt, um ihn auf etwaige Schäden hin besser untersuchen zu können und waren diese gefunden, so sah man, am anderen Tage schon, an der betreffenden Bollwerkstelle, kleine mit Holzspähnen und zerfaserten alten Tauenden unterhaltene Feuer, in deren Mitte das Pech in eisernen Grapen brodelte. Ganze Haufen von Werg daneben. Und nun be-

Digitized by Google

gann der Prozeß des Kalfaterns. Kam dann Mittagzeit heran, so wurde noch eine Pfanne mit Kartoffeln und Speckstücken in die Glut geschoben und viele, viele Male, wenn ich um diese Stunde hier meines Weges zog, sog ich begierig den appetitlichen Qualm ein, an dem mich der Pechbeisatz nicht im Mindesten störte. Noch jetzt nähre ich mich, oder doch wenigstens meine Nerven, mit Vorliebe von dem Erdpechqualm, der mitunter durch unsere neu zu asphaltirenden Berliner Straßen zieht.

Um die Frühjahrs- und Sommerzeit setzte sich dann auch der mitten im Strome liegende englische Dampfbagger wieder in Thätigkeit, dem es oblag, das Fahrwasser zu verbessern und dessen aus der Tiefe heraufgeholten Erd- und Schlickmassen an einer flachen Stelle des Stromes ausgeschüttet und aufgethürmt wurden, um hier eine künstliche kleine Insel entstehen zu lassen. Ein paar Jahre später stand sie schon hoch in Rohr und Schilf und trägt jetzt wahrscheinlich Häuser und Etablissements der Marine-Station, allen denen, die das erste Drittel des Jahrhunderts noch gesehen, den Wechsel der Zeiten und das Wachsen unserer Machtstellung bezeugend.

Halbe Stunden lang sah ich, wenn ich konnte, der Arbeit des englischen Baggers zu, dessen Ingenieur, ein alter Schotte, Namens Macdonald, mein

Digitized by Google

besonderer Gönner war. Daß ich, ein Menschenalter später, seinen schottischen Clan bereisen und auf der Insel Icolmskill, unter Führung eines Macdonald, an die Stelle treten würde, wo nach alter Annahme König Macbeth begraben liegt, — wer mir das damals gesagt hätte!

Und wie dem Baggern, so sah ich auch dem Anlegen der Schiffe zu, wenn diese von weiten Fahrten heimkamen, einzelne (wie die „Königin Luise", ein Seehandlungsschiff) von ihren Reisen um die Erde, was damals noch etwas bedeutete. Mein Hauptschiff aber war der „Mentor", von dem es hieß, daß er einen Kampf mit chinesischen Seeräubern siegreich bestanden habe. Die Seeräuber führten ein langrohriges Metallgeschütz mit sich, das besser schoß, als die rohen, gußeisernen Kanonen, von denen der „Mentor" etliche an Bord hatte. Dazu war das Piratenboot viel schneller und so kam denn unser Swinemünder Kauffahrer alsbald in eine schlimme Lage. Der Kapitän aber wußte sich zu helfen. Er ließ all seine großen Böller an die eine Seite des Schiffes schaffen und mäßigte jetzt die Fahrt absichtlich, um den Verfolgern das Näherkommen leichter zu machen. Und nun war ihr Boot auch wirklich heran und die Piraten trafen schon Anstalt, von der einen Seite her das Schiff zu ersteigen.

Digitized by Google

Da gab der Mentor-Kapitän das verabredete Zeichen und mit aller Kraft und Schnelligkeit rollten jetzt die Böller von der einen Schiffsseite nach der andern hinüber und schlugen, durch die dünne Wandung hindurch, auf das unten haltende, schon siegessichere Boot, das nun, von der Wucht der schweren eisernen Kanonen in Stücke gebrochen, mit Mann und Maus zu Grunde ging.*)

*) Ein solches Hinüberrollen schwerer Geschütze von der einen Seite des Schiffs auf die andere, hat sich im Kriege, zu Zwecken der Vertheidigung, öfters zugetragen; einmal aber kam es auch mitten im Frieden vor und führte, weil unvorhergesehen, eine schreckliche Katastrophe herauf. Das war in den 70er oder 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Um diese Zeit lag der „Royal George" auf der Rhede von Portsmouth und der Admiral veranstaltete an Bord dieses seines Flaggschiffes einen Ball, zu dem, außer der vornehmen Welt von Portsmouth, auch die jungen Offiziere der Canal-Flotte geladen waren. Alles war Glanz und Glück. Aber mit einem Male, während man, so wenigstens wird angenommen, eben zu einem neuen Tanze antrat, senkte sich das Schiff, wenn auch zunächst nur langsam, nach links hinüber und ehe man das volle Gefühl der Gefahr noch haben konnte, schlug es um und versank lautlos. Die Kanonen der rechten Seite, die man versäumt hatte festzulegen, waren, als eine Brise von derselben Seite her heranwehte, durch ein sich schräg legen des Schiffs nach links hinübergerollt und hatten das Unglück herbeigeführt. — Ein halbes Jahrhundert und mehr hatte den Vorfall in Vergessenheit gerathen lassen, als die mittlerweile seitens der Taucherkunst gemachten Fortschritte

Digitized by Google

Solche Geschichten waren immer in der Luft und knüpften nicht blos an die Schiffe, sondern gelegentlich auch an die Häuser an, die den Schiffen gegenüber, an der anderen Seite des Bollwerks lagen. Weiter flußabwärts aber verloren sowohl

---

zu dem Versuche führten, das Schiff wieder zu heben oder wenigstens den Werthinhalt desselben wieder an's Licht zu schaffen. Ich lebte gerade damals, 1858, in England und verfolgte diese Versuche mit dem höchsten Interesse. Die Taucher waren selbstverständlich die Helden des Tages. Ihr beständiges Sichbewegenmüssen unter den geputzten Balldamen in der Salonkajüte, hatte Manches was auf die Nerven fiel, aber eine ganz bestimmte Scene die vorkam, war doch noch von etwas besonders Schreckhaftem begleitet. Es galt, als man mit dem Leichteren fertig war, zuletzt noch die Hinaufschaffung der Geschütze, die denn auch dadurch bewerkstelligt wurde, daß die Taucher eine von oben her herabgelassene Eisenkette um die Rohre legten und dann das Zeichen zum Aufziehen gaben. Einem der Taucher war dies schon etliche Male geglückt, als er aber damit fortfuhr und sich eben wieder mit dem Umlegen der Kette beschäftigte, sah er, daß ein ungeheurer Seefrosch, der sich in dem mächtigen Geschützrohr einquartiert hatte, seinen Kopf neugierig vorstreckend, ihn mit seinen Riesenfroschaugen ziemlich mißmuthig ansah. Er erschrak heftig, aber voll Geistesgegenwart den Kanonenwischer packend, der noch auf der Laffette lag, stieß er den Neugierigen in seine Wohnung zurück, ließ den Wischer wie einen Verschlußpfropfen drin stecken und gab, während er sich rittlings auf die Kanone schwang, das Signal, auf das hin nun die Hebemaschiene sowohl ihn, wie das Geschütz selbst und den gefangenen Seefrosch nach oben zog.

Digitized by Google

dieſe Häuſer, wie die Geſchichten ihren Reiz, bis, erſt ganz am Ende der Stadt wieder, ein etwas zurückgelegenes, großes Gebäude das Intereſſe noch einmal in Anſpruch nahm. Dies war das erſt ſeit Kurzem errichtete „Geſellſchaftshaus“, das nicht blos den Vereinigungsplatz für die Badegäſte, ſondern, ſolange die Saiſon anhielt, auch für die ſtädtiſchen Honoratioren bildete, von denen vielleicht keiner öfter hier zur Stelle war, als mein Vater. Dieſer häufige Beſuch galt nun freilich nicht eigentlich dem „Geſellſchaftshauſe“ ſelbſt, am wenigſten den darin zur Aufführung kommenden Concerten und Theaterſtücken, der gelegentlich ſtattfindenden Bälle ganz zu geſchweigen, — nein, was ihn anzog und mitunter ſchon zur Frühſchoppenzeit hinausführte, das war ein dicht neben dem Geſellſchaftshauſe ſtehender Pavillon, darin ein mit untadeligem blauen Frack und Goldknöpfen angethaner alter Major von hiſtoriſchem Namen, unter affabelſten Manieren eine kleine Bank auflegte. Dieſe war nur allzu oft das Wanderziel meines Vaters, der, wenn er ein Erkleckliches dort verloren und den pot des Bankhalters entſprechend bereichert hatte, ſtatt verſtimmt darüber zu ſein, nur einfach den Schluß zog, daß das Bankhalten ein, einen ſicheren Gewinn abwerfendes Geſchäft und der alte Major mit dem hohen weißen

Digitized by Google

Halstuch und der Brillantnadel, ein überaus beneidens- und vor allem auch sehr nachahmenswerther Mann sei. Bei solcher Existenz habe man was vom Leben. Dergleichen sprach er dann auch aus, wenn er nach Hause kam und sich verspätet zu Tische setzte. Einmal geschah es in Gegenwart einer Schwester meiner Mutter, einer eben erst verheiratheten jungen Frau, die während der Badezeit auf Besuch bei uns weilte.

„Das wirst Du doch nicht thun, Louis," antwortete sie auf seine Auseinandersetzungen.

„Warum nicht?"

„Weil es keine Ehre hat."

„Hm, Ehre," warf er hin und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch.

Aber er hatte doch nicht den Muth, es zu bestreiten und sah nur weg und stand auf.

* * *

Die Stadt war sehr häßlich und sehr hübsch, und ein gleicher Gegensatz sprach sich auch, wenigstens auf die moralischen Qualitäten hin angesehen, in ihrer Bevölkerung aus. Es gab hier, wie immer in Seestädten, eine breite, tagaus, tagein unter Rum und Arac stehende, zugleich den Grundstock

Digitized by Google

der Gesamteinwohnerschaft ausmachende Volksschicht, daneben aber, ebenfalls nach allgemein seestädtischem Vorbild, eine geistig durchaus höher potenzirte Gesellschaft, die jedenfalls weit über das hinauswuchs, was man damals in den von engsten Philisteranschauungen beherrschten kleinen Städten der Binnenprovinzen, namentlich auch unserer Mark, anzutreffen pflegte. Daß die Bewohnerschaft allem Spießbürgerthum so durchaus fremd war, hatte sicher in manchem seinen Grund, vorwiegend aber wohl darin, daß die gesammte Bevölkerung von ausgesprochen internationalem Charakter war. In den umliegenden großen und reichen Dörfern wohnten vielleicht noch wendisch-pommersche Autochthonen aus den Tagen von Julin und Vineta her, in Swinemünde selbst aber, zumal in der Oberschicht der Bewohnerschaft war Alles derart durcheinander gewürfelt, daß man den Repräsentanten aller nordeuropäischen Völker daselbst begegnete, Schweden, Dänen, Holländern, Schotten, die hier früher oder später hängen geblieben waren, die meisten wohl zu Beginn des Jahrhunderts, zu welcher Zeit die bis dahin sehr unbedeutende Stadt überhaupt erst einen Aufschwung genommen hatte.

Die Zahl der Einwohner war, als wir daselbst eintrafen, gegen 4000, wovon aber kaum der zehnte Theil

Digitized by Google

städtisch-bürgerlich und ein noch viel viel kleinerer Bruchtheil gesellschaftlich in Betracht kam. Was man mit mehr oder weniger Fug und Recht „Gesellschaft" nennen konnte, bestand aus nicht mehr als 20 Familien. Diese 20 bildeten (auch ein paar von Adel aus der Umgegend kamen des Weiteren hinzu) eine sich im Olthoff'schen Saale versammelnde „Ressource", zu der noch, wie zur Gesellschaft überhaupt, der Anhang oder die Gefolgschaft einiger der reichsten und angesehensten Häuser gehörte. Diese halb aus armen Verwandten und halb aus heruntergekommenen Kaufleuten bestehende Clientel, wurde nicht immer, aber doch jedesmal zu den größeren, auf starke Wirkungen berechneten Gastereien mit herangezogen, um hier, während der zweiten Tafelhälfte — die erste that sich meist durch bemerkenswerth gute Haltung hervor — das über sich ergehn zu lassen, was die Engländer practical jokes nennen. Trat dieser Zeitpunkt ein, so lösten sich alle Bande frommer Scheu und man schritt nun zu den gewagtesten Experimenten, über die zu berichten, die Feder sich sträubt. Einmal kam es vor, daß einem dieser Unglücklichen, unglücklich weil er arm und abhängig, ein Backzahn mit der ersten besten Zange ausgezogen wurde, woraus man aber nicht schließen wolle, daß diejenigen die dies vornahmen,

Digitized by Google

überhaupt rohe Menschen gewesen wären. Nur der zu jener Zeit, zumal wenn die Weinlaune hinzukam, sich gern geltend machende gesellschaftliche Uebermuth, glaubte sich dergleichen erlauben zu dürfen. In reichen und vornehmen Häusern auf dem Lande ging man gelegentlich noch um einen guten Schritt weiter, worüber ich anderen Orts ausführlicher berichtet habe.

Zwanzig Familien also bildeten die Honoratiorenschaft der Stadt und aus der Gesammtheit derselben möchte ich in diesem und den zwei folgenden Kapiteln eine bestimmte Zahl von Personen dem Leser vorstellen dürfen.

* * *

Da war zunächst der alte Landrath von Flemming, damals ein Funfziger, nach Geburt und Stellung der erste Mann der Stadt und vielleicht auch der beste. Guter alter Adelstypus. Sein Adelsgefühl war von jener eigenthümlichen, glücklicherweise häufiger vorkommenden Art, die nie verletzt, so wie es Fromme giebt, deren Frömmigkeit nie bedrückt. Jene Adligen und diese Frommen haben eben nur das Bewußtsein eines inneren Vermögens, still, ohne jede Provokation. Der alte Flemming gehörte zu diesen Bevorzugten; er war

Digitized by Google

vollkommen anspruchslos, eine tief bescheidene Natur, die die sogenannten Gaben nicht mißachtete, aber auch nicht überschätzte und das Gewicht auf die Gesinnung legte. Seine Beziehungen zu den guten Familien der Stadt waren die besten von der Welt. Unter anderen Verhältnissen, hätte er es sehr wahrscheinlich vorgezogen, mit seinen Standesgenossen zu leben, aber in Swinemünde gab es deren nicht und in der Nachbarschaft nur sehr wenige. So schloß er sich gesellschaftlich dem an, was da war. Nur in Einem nahm er beharrlich eine Sonderstellung ein, wohl mit einer kleinen liebenswürdigen Absichtlichkeit. Das war hinsichtlich des Tischweins. Auf allen Tafeln hielt man streng zum Stettiner Rothwein, der alte Flemming aber bezog ihn direkt aus Bordeaux, was ihm viele Kosten und wenig Dank einbrachte. „Wenn er sich doch zur Stettiner Traube bekehren wollte," so hieß es oft, ohne daß es geholfen hätte. Seine hinterpommerschen Güter waren verpachtet und wurden erst nach seinem Tode von der Familie wieder übernommen. Er hatte sich spät verheirathet und sein Haus, dem ein reicher Kindersegen erblühte, that sich ebenso durch gute Sitte wie durch Herzensgüte hervor. Zwischen seiner Frau und meiner Mutter bestand eine große Liebe, was wohl in gegenseitigem Respekt der Charaktere

Digitized by Google

seinen Grund hatte. Diese besondere Freundschaft führte denn auch zu Stiftung eines „cercle intime“, der eine etwas merkwürdige Zusammensetzung hatte: Landrath von Flemming (Uradel), Rittergutsbesitzer von Borcke (dito), Apotheker Fontane. Hierin lagen denn auch, trotz besten Willens auf beiden Seiten, die Keime raschen Auseinanderfallens und es kam wirklich über einen ersten Gesellschaftsabend nicht hinaus. Man hatte sich bei Flemmings versammelt und als es zu Tische ging, reichte der alte Flemming der schönen Frau von Borcke seinen Arm und von Borcke der Frau von Flemming; mein Vater und meine Mutter blieben übrig. „Eh bien, Madame, Dieu le veut“ sagte mein Vater und beide folgten als drittes Paar. Es kam andern Tags zu den aufrichtigst gemeinten Entschuldigungen, ohne daß diese den „cercle intime“ wiederhergestellt hätten. Aber auch ohne diesen, die Freundschaft blieb und überdauerte, wie gleich hier erzählt werden mag, unsren Swinemünder Aufenthalt um viele Jahre. Dessen war besonders die silberne Hochzeit meiner Eltern, 1844, ein beredter Zeuge. Wir lebten damals in einem großen und reichen Oderbruchdorfe, zwei Meilen von Küstrin, und von uns Kindern war, wohl oder übel, ein Polterabend vorbereitet worden. Die Mama hatte sich zunächst sehr ener-

Digitized by Google

gisch dagegen ausgesprochen, war aber schließlich überwunden worden. Und so kam denn der große Tag heran. Am Spätnachmittage, kurz vor Beginn der Aufführungen — einige von uns waren schon in Kostüm — fuhr, unter herzhaftem Blasen des Postillons, eine Extrapost bei uns vor, und dem ziemlich klapprigen Wagen entstiegen, nachdem ein Tritt herangerückt war (denn die Wege waren mal wieder grundlos) als Erster der alte Landrath von Flemming und hinter ihm her ein zweiter Herr, beide abdeputirt, um dem Silberpaare die Grüße der alten Swinemünder Freunde zu bringen. Sie kamen, wie sich denken läßt, nicht mit leeren Händen und als wir Kinder das Unsere gethan und unser Festspiel beendet hatten, trat von Flemming im Namen der alten Tafelrunde vor und überreichte, unter feierlicher Ansprache, einen Pokal. Die Freude war groß und aufrichtig. Ein kleines Abendessen folgte dieser Scene, von allerlei Reden begleitet; aber diese Reden und Gegenreden, so viele ihrer waren, reichten doch nicht aus, die langen Abendstunden mit Manier zu füllen, so daß gegen 9 der Spieltisch aufgeklappt und eine Partie ganz wie vordem arrangirt wurde. Dies wiederholte sich auch am nächstfolgenden Tage, wo, nach dem stattgehabten eigentlichen Festmahle, die Verlegenheiten hinsichtlich Unterbringung der

Digitized by Google

Zeit, noch um ein erhebliches größer waren. Alles in Allem war, als sich, Gott sei Dank, am Morgen des dritten Tages der Abreisemoment näherte, die Mehrzahl der Stunden am Whisttisch verbracht worden. Und nun kam der Abschied selbst. Wir sahen den beiden Scheidenden unter Tücherwehen eine ganze Weile nach, dann aber nahm mich mein Vater unter'm Arm und sagte, während er mit mir auf und ab ging: „Es war sans phrase reizend, aber einschließlich unseres Whist en trois doch etwas kostspielig. Habe wieder ein Erkleckliches dabei verloren. Andrerseits muß ich sagen, es hätte mich doch sehr genirt, wenn ich der Gewinner gewesen wäre. Bedenke nur den Pokal und die Reise! Freilich, merkwürdig ist und bleibt es . . . nicht einmal an meinem silbernen Hochzeitstage . . . immer dasselbe Pech. Ob es doch vielleicht ein Zeichen für mich sein soll, eine Schicksalsmahnung es aufzugeben!"

Und wirklich, er gab es auf. Freilich nicht direkt, aber der hier geschilderte Tag war doch ein Wendepunkt und wenn ich ihn in seinen letzten Lebensjahren besuchte, beglückwünschte er sich regelmäßig zu diesem endlichen Wandel der Dinge und sagte: „Das verdanke ich dem alten Flemming; weißt Du noch, damals, als er mir den Pokal brachte."

Digitized by Google

Frau von Flemming war eine geb. Koenigk. Ihr Vater ſtarb früh, aber ihr Oheim lebte noch in den hier von mir zu ſchildernden Tagen. Es war das der alte Steuerrath Koenigk. Er nahm, neben Landrath v. Flemming wohl die erſte Stellung ein, ſo wenigſtens erſchien es mir, was übrigens möglicherweiſe nur darin ſeinen Grund hatte, daß ich, in Folge von vielen noch aus der Zeit der Continental-Sperre herrührenden Geſchichten, vor Jeglichem was mit Steuer und Douane zuſammenhing, einen großen Reſpekt hegte. So war einer dieſer Geſchichten nach, ich glaube im Jahre 9, der Verſuch gemacht worden, eine Schiffsladung voll Vanille einzuſchmuggeln, ſelbſtverſtändlich eine Sache von ſehr bedeutendem Werth. Die Douane kam indeſſen dahinter und belegte die ganze Ladung mit Beſchlag. Aber nicht das allein, auch vernichtet mußte die Ladung werden und ſo wurden denn hunderte von Vanillekiſten auf dem großen Marktplatz über einander geſchichtet und angezündet. Dies geſchah zufällig bei nebligem Wetter und ſo kam es denn, daß der die Flamme niederdrückende Nebel die Stadt einen ganzen Tag lang in eine Vanillen-Atmoſphäre hüllte. Wo ſo was vorkommen konnte, da ſpielte die Steuer natürlich eine Rolle. — Steuerrath Koenigk war ein Herr von ſehr feinen Sitten, ernſt

Digitized by Google

und liebenswürdig zugleich, dabei voll Geistesgegenwart. Einmal in eine Gesellschaft geladen, wurde er aufgefordert, sich an den Spieltisch zu setzen. Das Erste was er sah, waren ungestempelte Karten. Er erhob sich einfach von seinem Platz und ging in das Nebenzimmer, um da mit den Damen zu plaudern. Die Karten verschwanden natürlich sofort. Koenigk, als wir nach Swinemünde kamen, war schon mehrere Jahre lang Wittwer und lebte zurückgezogener als andere. Von seinen beiden Söhnen aber war der ältere dann und wann auf Besuch im väterlichen Hause. Dieser ältere, Karl, hatte sich dem Baufach gewidmet und bekleidete zuletzt ein Direktorial-Amt (Betriebsdirektor) an der Anhalter Eisenbahn. Er beschloß seine Tage in einer kleinen Stadt am Harz. Der jüngere Bruder, Louis, führte ein eigenthümlich wechselvolles Leben. Er war stark in die Demagogenbewegung verwickelt und hatte Festungshaft zu verbüßen. Als er wieder frei kam, kam auch er vorübergehend in's väterliche Haus und ich entsinne mich seiner, aus jener Zeit her sehr wohl. „Er war für Freiheit und kam auf die Festung," in diese Lapidarworte faßte mein Vater die Situation zusammen und ich meinerseits war voller Theilnahme, weil ich in dem Ganzen etwas Heldenmäßiges und Opferfreudiges sah, das mir als solches imponirte.

Digitized by Google

Von seinem Lebensausgang erfuhr ich später das Folgende. Mitte der dreißiger Jahre ging er, als Erzieher zu den Kindern eines Grafen Bninski; dort war er lange Zeit, wurde Freund des Hauses und sprach nur oft den Wunsch aus, daß er auf dem Swinemünder Kirchhofe begraben sein möchte. Daß sich dies erfüllen würde, war ihm selber sehr zweifelhaft. Aber es erfüllte sich doch. Er wurde nervenkrank und sollte, nach ärztlichem Rath, zu seiner Wiederherstellung in ein Seebad. Er wählte natürlich Swinemünde. Da starb er und ruht nun da, wo er zu ruhen wünschte.

* * *

Ein Anderer aus der Honoratiorenschaft war Hofrath Dr. Kind, wenn ich recht berichtet bin, ein Neffe des Freischützdichters Friedrich Kind. Er war mit einem Fräulein Valentini verheirathet, einer Schwester des um jene Zeit als Universitätslehrer in Berlin lebenden italienischen Professors Valentini. Das damals erst aufblühende Swinemünder Seebad verdankte dem Eifer Kind's sehr viel; unter anderem war er auch schriftstellerisch in dieser Richtung thätig. In seiner Erscheinung war er klein und fein, typischer Sachse, was sonderbarerweise die Spottlust der sonst so humoristisch-derb zugeschnittenen Swinemünder

Digitized by Google

nicht herausforderte. Nie war er Gegenstand von neckischen Angriffen, und ist mir dadurch immer ein Beweis geblieben, daß man Hänseleien sehr wohl entgehen kann, auch ohne Grobheit, Unliebenswürdigkeit und Zweikämpfe. Denn es ist sehr selten, daß Spötter unter allen Umständen ihren Spott treiben, sie suchen vielmehr zunächst nach Schwächen und erst wenn sie diese gefunden haben, haken sie ein, während alle diejenigen unbehelligt bleiben, die ruhig und artig ihren Weg wandeln und keine Blöße bieten. So war es auch mit Dr. Kind. Er war unser Hausarzt und meine Mutter hielt große Stücke auf ihn. „Die Andern" sagte sie „sind Witzbolde, Dr. Kind ist aber ein feiner Mann und wenn ich da wählen soll, wird mir die Wahl nicht schwer."

Hofrath Kind war Hüter unseres physischen Menschen, der alte Pastor Kastner dagegen war Hüter unserer Seelen. Allerdings nicht auf lange mehr; er starb bald nach unserer Ankunft. Sein Amtieren am Ort reichte wohl bis in die letzten fridericianischen Regierungsjahre, jedenfalls bis in die Franzosenzeit zurück, und wenn er „Erinnerungen" geschrieben hätte, so hätte das wohl das anschaulichste Bild einer kleinen pommerschen Seestadt aus dem Ende des vorigen und dem Beginne dieses Jahrhunderts gegeben. Er hatte durch all die Zeit hin,

Digitized by Google

trotzdem es Zeiten bedenklichſter Lebens- und Geſellſchaftsformen waren, ſein Anſehen nicht eingebüßt und die Liebe ſeiner Gemeinde ſtiftete ihm gegen das Ende ſeiner Tage hin ein lebensgroßes Bild in der Kirche, das, wie die Bilder aller alten Paſtoren mit Doppelkinn, den ausgeſprochenen Luthertypus zeigte. Wenn wir gelegentlich dem alten Küſter Hahr, der nebenher auch noch Totengräber und Glöckner war, beim Glockenläuten halfen, ſchlich ich mich meiſtens aus der Vorhalle der Kirche in dieſe ſelbſt hinein, blos um das Bild des alten Kaſtner, der mir als der Inbegriff des Ehrwürdigen erſchien, beſſer vor Augen zu haben. Daß mich der alte K. beziehungsweiſe ſein Bild ſo lebhaft intereſſirte, hatte freilich ſeinen Grund nicht blos in der ehrwürdigen Erſcheinung des Alten, ſondern mehr noch darin, daß mir mein Vater erzählt hatte, Paſtor Kaſtner, trotzdem er nur arm ſei, habe ſeine drei Söhne ſtudieren laſſen, und alle drei ſeien Profeſſoren geworden, einer ſogar Profeſſor der Chemie zu Kaſan, „zu Kaſan an der Wolga mit beinahe 60,000 Einwohnern.“ Mein Vater hatte nämlich, wie ſchon angedeutet, ein beſonderes Talent, nicht bloß hiſtoriſche ſondern auch geographiſche Namen derart auszuſprechen, daß ſie einen Eindruck machen mußten, beſonders wenn er die Namens-

Digitized by Google

nennung noch mit einer großen Einwohnerzahl begleiteten konnte.

Neben dem Predigerhause stand das Burgemeisterhaus, drin Burgemeister Beda wohnte. Wie Kastner, so war auch Beda schon alt und krank und sein Stadtregiment, wenn er ein solches überhaupt noch führte, währte nicht lange mehr. Kaum ist mir ein Bild von ihm geblieben, desto deutlicher aber von seiner (zweiten) Frau. Diese war, bei Hinscheiden ihres Gatten, noch eine Schönheit ersten Ranges und stammte wahrscheinlich aus dem Süden, ich würde sagen aus Süd-Spanien, wenn sie nicht, statt klein und zierlich wie die meisten Südspanierinnen, von imposanter Erscheinung gewesen wäre, groß, ernst, hoheitlich. Jedenfalls war ihr etwas völlig Fremdartiges eigen und als ich einige zwanzig Jahre später Storm's Gedichte kennen und bewundern lernte, konnte ich eines dieser Gedichte nie lesen, ohne die Gestalt der schönen Frau Beda wieder vor mir aufsteigen zu sehen. Dies Gedicht hieß „Die Fremde" und lautete in seinen Schlußzeilen:

Ich hörte niemals heim verlangen
Den stolzen Mund der schönen Frau,
Nur auf den südlich blassen Wangen
Und über der gewölbten Brau

Lag noch Granada's Mondenſchimmer,
Den ſie vertauſcht um unſern Strand
Und ihre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimathland.

All das paßte genau auf die ſchöne Frau Beda. Ihre älteſte Tochter, die, viele Jahre ſpäter, in unſerem Hauſe lebte und meine jüngſte Schweſter erzog, war in ihrer Jugend von gleicher Schönheit wie die Mutter, aber nicht von derſelben Dauerbarkeit. Ein jüngerer Sohn der Frau Beda, der jahrelang zu meinen Spielgefährten zählte, ging ſpäter nach England und wurde preußiſcher Konſul in Leith bei Edinburg. Da ſah ich ihn 1858 auf einer Reiſe durch Schottland wieder, ihn und ſeine junge Frau. Dieſe war eine Tochter des Hiſtorikers Aliſon, eines der wenigen engliſchen Geſchichtsſchreiber, die toryſtiſch und (was Aliſon angeht) ſogar im Sinne und zur Vertheidigung der geſammten Stuart-Familie geſchrieben haben. Auch das kam zur Sprache und wir verplauderten ſehr angenehme Stunden.

Die Mutter und Tochter Beda waren Schönheiten, was mir Gelegenheit giebt, hier, einſchaltend, über die Swinemünder Frauenwelt überhaupt zu ſprechen. Der kleine Ort war wie eine lebendige Galerie of

Digitized by Google

beauties und gab so recht den Beweis für die Überlegenheit der Meeresanwohner in allem was Erscheinung angeht. Wohl mag gelegentlich auch eine deutsche Binnenlandsbevölkerung, also beispielsweise die Bevölkerung in Rhein- und Main-Franken, in einzelnen Theilen von Schwaben, auch sporadisch in Sachsen und Schlesien, ähnlich hohe Prozentsätze von anmuthigen Frauen und Mädchen aufweisen, ich bilde mir aber ein, nirgends in meiner deutschen Heimath so viel weibliche Schönheit gesehn zu haben, wie damals in dieser kleinen Stadt. In den guten Familien war eigentlich alles hübsch, aber fast noch hübscher war die dienende Klasse. Weiter oben habe ich den Namen des Todtengräbers Hahr genannt; seine Tochter war bei uns im Hause und so schön, daß sie sich weit über ihren Stand und ihre Bildung hinaus verheirathete. Was daraus geworden ist, weiß ich nicht. Und dabei war es, als ob der Ort, nach dem Satze „wo viel ist wird's immer mehr" auch noch Anziehungskraft auf umwohnende Schönheiten ausgeübt hätte. So kam es, daß sich eines Tages, aus dem Neuvorpommerschen, ein Major Thomas mit seinen Töchtern in Swinemünde niederließ, drei junge Damen, die nun, durch Jahre hin, den Culminationspunkt des gesellschaftlichen Lebens bildeten. Mein Vater, ganz aus dem Häuschen, hielt be-

Digitized by Google

geisterte Reden in dem ihm eignen Stil, was jedesmal einen Gegenstand äußerster Erheitrung für meine Mutter ausmachte, während ich selbst, wenn ich an Ballabenden dem Tanze dieser drei Huldinnen zusehen durfte, den Olthoffschen Ressourcensaal sich in einen Weihetempel verwandeln sah.

Ziemlich um dieselbe Zeit als Major Thomas eintraf, kam auch Schifffahrtsdirektor Bauer. Er hatte keine schönen Töchter, spielte sich aber selber auf Schönheit oder um mit meinem Vater zu sprechen „auf ein gefälliges Exterieur hin" aus. Und nicht ohne Grund, denn er hatte gesunde Farben und blonde Löckchen und trug eine goldne Brille. Noch ehe er da war, war schon eine Art Opposition gegen ihn im Gange, was der Sachlage nach, eigentlich nur natürlich war. Es hatte bis dahin, wenn ich recht berichtet bin, keine Schifffartsdirektor-Stelle gegeben und nun schuf man eine solche. Wenn man nach dem Namen gehen durfte, so mußte die Stelle nothwendig den Zweck haben, der Schifffahrt aufzuhelfen und der, der bestimmt war, diese Hülfe zu leisten, mußte was davon verstehn. Aber verstand der in Sicht Stehende wirklich etwas davon? Das wollte nicht recht einleuchten. Er war ein Binnenlandsmensch und hatte ovn Schiffen schwerlich mehr gesehn, als eine Gondelflottille zwischen Treptow und Stralau. Was

Digitized by Google

konnte der helfen und fördern! Das war so die Stimmung, als er kam. „Ein Herr vom grünen Tisch“ so hieß es. Nun mochte sich manches Richtige darin aussprechen, nur in Einem war es nicht richtig; der eben Eingetroffene war alles, nur kein „Herr vom grünen Tisch“, genau das Gegentheil. Er hatte seine Laufbahn als Schillianer oder Lützower oder freiwilliger Jäger begonnen und war um bewiesener Schneidigkeit und patriotischer Gesinnung willen in den Staatsdienst herübergenommen worden. Alle diese Personen, was sonst auch gegen sie gesagt werden konnte, waren nie Schreiberseelen, setzten vielmehr umgekehrt ihr Vertrauen und ihren Anspruch an's Leben in ihre Persönlichkeit und gingen davon aus, daß sich mit gutem Muth und gesundem Menschenverstand — eine gute staatliche Rückendeckung natürlich vorausgesetzt — alles machen ließe. Fachwissen und Schreiberei, dazu waren die Sekretäre da; Sicherheit des Auftretens, gute Nerven und Frühstücksstimmung, das war das, worauf es ankam. Von dieser Anschauung und Richtung war denn auch der neue Schifffahrtsdirektor. Als er sich eingeführt hatte, sah man sofort, daß man ihn falsch taxirt habe, was indessen die Stimmung gegen ihn nicht besserte. Vom grünen Tisch war er nicht, er war umgekehrt Lebemann und ganz und gar darauf aus, in kluger

Weise die Dinge zu seinem Vortheil zu gestalten. Das war etwas durchaus Anderes, aber in den Augen der regierenden Klasse mindestens ebenso gefährlich oder vielleicht noch gefährlicher. Es galt also, ihn in Schach zu halten, was seiner Gewandtheit und Schlagfertigkeit gegenüber nicht ganz leicht war. Endlich indessen fand sich die Gelegenheit dazu. Bauer, ganz Autodidakt, hatte die Schwäche aller Autodidakten, sich auf „Bildung" hin ausspielen und in Fremdwörten excelliren zu wollen. Eine Weile ging das. Mit einem Mal aber schlug seine Stunde und das irrthümlich angewandte Wort „Triumph" wurde zum Triumph für seine Gegner. Er ließ nämlich einen Wohlthätigkeitsaufruf drucken, darin in klug berechneter Huldigung gegen die drei reichsten und angesehensten Familien Swinemünde's, von dem Triumphirate der Stadt" gesprochen wurde. Da hatten sie ihn, er war entdeckt. An dem unglücklichen „ph" war seine Macht gescheitert. Ähnliche Menschlichkeiten folgten und das eine Zeit lang um sein Ansehen besorgt gewesene Honoratiorenthum führte nun das bis dahin so stolze Roß ruhig und sicher am Zügel. Man ließ ihm seine Rodomontaden und war zufrieden, ihn in seinen eigenen Augen einigermaßen entgöttert zu haben. Bauer — der übrigens zwanzig Jahre später (1848) als demokratischer Krotoschiner Bürgermeister noch

Digitized by Google

einmal eine kurze Weile geglänzt haben soll — war einfach Mensch geworden und der alte Swinemünder Ton konnte, wie vordem, unbehindert weiterherrschen.

Unter denen, die diesen alten Ton in seiner kräftigsten Urgestalt repräsentirten, stand Konsul Thompson obenan. Er bewohnte ein großes Haus am Markt, ein Haus mit drei Fronten, an deren einer sein kleiner Kaufladen lag, denn, wie bei allen Konsuln, so durfte auch bei ihm der Laden nicht fehlen. Warum alle so sehr darauf hielten, weiß ich nicht, da, wie mir scheinen will, der Ertrag dieser Läden nur unbedeutend sein konnte. Thompson, damals ein Mann von Mitte 40, glich, für gewöhnlich, dem „deutschen Herrn", dem Tiefenbach in den Piccolominis, verstand es aber, wenn es paßte, den gemüthlichen Tiefenbach in den rücksichtslosesten Illo zu verkehren. Klug, humoristisch, voll Schlagfertigkeit, war er immer noch sehr beliebt und einflußreich, trotzdem er den unter dem Anehen einer anderen und geschulteren Familie seit etwa 15 Jahren immer maßvoller gewordenen Stadtton, nicht mehr ausschließlich bestimmte. Nur im Bowle-Brauen war er unbestrittener Herrscher geblieben.

In einer Art Gegensatz zu ihm stand Kaufmann Schultze, der, was Thompson in steifem Grog

leiſtete, ſeinerſeits in matter Limonade war. Aber eben deshalb war er wie geſchaffen zum Ball-Arrangeur und Vergnügungs-Direktor und der ſentimentalere Theil der Damenwelt verzog ihn ganz ungebührlich, beſonders weil er nebenher auch noch des Vorzugs genoß, der einzige Tenor der Stadt zu ſein. Um ſeinen etwas müde dreinſchauenden Kopf lag immer ein Ausdruck höherer Weihe. Dabei hielt er ſich für die Swinemünder für zu ſchade. Wenn ich mir jetzt ſein Bild zurückrufe, kommt es mir vor, als hätt ich, zu beſtimmten Epochen meines Lebens, eine gewiſſe Aehnlichkeit mit ihm gehabt. — Tenor oder Lyrik macht wenig Unterſchied.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Die Schönebergs und die Scherenbergs.

Unter den im vorigen Kapitel kurz skizzirten Familien, wie angesehen die eine oder andere derselben auch sein mochte, befand sich keine, die gesellschaftlich den Ton angegeben hätte. Näher dieser Aufgabe kamen die zwei Familien, beide Kaufmannsfamilien, die uns in diesem Kapitel beschäftigen sollen: die Schönebergs und die Scherenbergs.

Zunächst die Schönebergs. In Swinemünde selbst ist gegenwärtig der Name erloschen, aber während jener Jahre, von denen ich hier zu erzählen habe, war der alte Schöneberg, zwar nicht der hervorragendste, klügste und vornehmste, wohl aber der reichste Mann der Stadt. Und zwar der wirklich Reichste. Denn sein Besitz war solide, was man dem Reste der Swinemünder Honoratiorenschaft nicht nachrühmen konnte. Sie wollten es auch nicht sein; alles Solidesein war

langweilig und philiſtrös. Natürlich ſchlug oft die Stunde, wo dieſe beſtändig vom glücklichen Zufall abhängigen Hazardeure bei der Schöneberg'ſchen Solidität Hilfe ſuchten und dieſe Stunde des Hilfeſuchens hätte wohl noch öfter geſchlagen, wenn nicht der vorſichtige alte Handelsherr, ſo gern er ſonſt half, den gewohnheitsmäßigen va banque Spielern gegenüber, eine weiſe Zurückhaltung beobachtet hätte. Dieſe Tugend klugerwägender Zurückhaltung war wohl im Zuſammenhang damit, daß die Schönebergs keine baltiſchen Pommern, ſondern echte Kinder unſerer Mark waren, was ſich mir aus Ausgangs des vorigen Jahrhunderts von einem Mitgliede der Familie gemachten Tagebuchaufzeichnungen ergiebt.

Danach ſtammten die Schönebergs aus Berlin, wo, zu Zeiten des erſten Königs und unter deſſen Nachfolger, der Ahnherr des nach Pommern hin verſchlagenen Zweiges der Familie wohnte. Derſelbe war Servicerendant und Kirchenvorſteher an der Marienkirche. Sein Sohn trat dem Kirchlichen noch näher und wurde Prediger zu Biesdorf, wenige Meilen von Berlin, wo ihm von ſeiner Frau geb. Meerkatz 15 Kinder geboren wurden. Einer der Söhne, Kaufmann geworden, ging als ſolcher erſt nach Stargard, dann nach Swinemünde, woſelbſt

Digitized by Google

er, Ende des vorigen Jahrhunderts, ein schon in gutem Ansehen stehendes Geschäft erwarb. Es gelang ihm dies Ansehn zu steigern, aber die volle Blüthe stellte sich doch erst unter seinem ältesten Sohn, Heinrich August ein, geboren 1776, gestorben 1855.

Dieser Heinrich August hieß, als wir 1827 nach Swinemünde kamen, bereits der „alte Schöneberg," was in so weit ganz in der Ordnung war, als ihm, dem freilich erst 51 jährigen, bereits ein junger Schöneberg im Geschäft zur Seite stand. Dies Schöneberg'sche Geschäftshaus war ein großes Eckhaus am Marktplatz und meine Mutter, wenn es sich um Einkäufe handelte, dahin begleiten zu dürfen, gewährte mir jedesmal eine große Freude. Was ich da sah, war mir eine fremde Welt. In Ruppin gab es natürlich auch Kaufläden, in denen man in dem einen allerlei Colonialwaren, in dem anderen Tuch oder Leinwand und in einem dritten irdenes Geschirr kaufen konnte. Diese Läden aber hatten samt und sonders etwas Kleines und Spießbürgerliches, das der Phantasie nirgends Nahrung gab und wenn es gar Winter war, so konnten einem die armen halberfrorenen Lehrlinge mit ihren braunen Pulswärmern und den Handschuhen ohne Finger vollends die Freude verderben. Von all diesem

Unschönen war hier in Swinemünde keine Rede. Der Schöneberg'sche Laden — der sehr im Pluralis auftrat, denn es war eine ganze Reihe von Läden — barg eine Welt der verschiedensten Dinge, was wohl in dem regen Seeverkehr der Stadt seinen Grund hatte. Wenn ein Schiffskapitän hier eintrat, der seine Brigg zu einer Fahrt um Cap Horn herum ausrüsten wollte, so fand er hier Alles, was er brauchte: Compaß und Barometer für sein Schiff, Friesshemden und wollene Mützen für seine Matrosen, vor allem aber auch allerhand feine Dinge für sich selbst; dazu Geschirr für Küche und Kajüte. Das Geschirr buntester und mannigfachster Art bildete, so jung ich war, doch schon damals einen Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit für mich, theils um seiner geschmackvollen Formen und Ornamente, theils um seines Materials willen. In unserem Binnenlande, trotz vereinzelter Bemühungen es zu bessern, lagen alle diese Dinge noch sehr im Argen, und braunes „Bunzlau" beherrschte vorwiegend den Markt, was sich hier in dem Schöneberg'schen Laden aber meinem Auge bot, war ausschließlich englisches Geschirr, vieles in Fayence (sog. Wedgewood) andres in Britannia-Metall. Ich war immer helles Staunen und Bewunderung und nicht blos dem zu Kauf Stehendem, sondern auch den die Honneurs des

Digitized by Google

Hauses machenden Verkäufern gegenüber, Vater und Sohn. Der Vater, noch ein schöner Mann, excellirte gleichmäßig in Umgangsformen und weißester Wäsche, während sein Sohn, auf den sich, von der Mutter her, eine das Kränkliche streifende Zartheit vererbt hatte, diese Zartheit durch etwas sehr Bestimmtes in seinem Wesen wieder wett zu machen wußte. Decidirt und verbindlich zugleich, diese Charaktermischung war es denn auch, die ihn, mehr noch als sein Reichthum, das schönste Mädchen der Stadt heimführen ließ, eine leuchtende, echt germanische Blondine, einzige Tochter des im Uebrigen mit Söhnen beinah allzureich gesegneten Scherenberg'schen Hauses.

Die Scherenbergs, denen ich mich nun zuwende, stammten ursprünglich aus Westfalen, wo sie, mehrere Jahrhunderte zurück, den noch jetzt bei einem Zweige der Familie verbliebenen Sieger-Hof besaßen. Andere Zweige verließen ihre heimatliche Provinz und übersiedelten theils westlich in's Jülich-Cleve'sche, theils östlich bis an die Oder hin, wo sie sich in Stettin und später in Swinemünde niederließen.

Das Haupt dieses Stettin-Swinemünder Famlienzweiges war zu der Zeit, von der ich hier berichte, Johann Friedrich Scherenberg, ein 60er, dessen ältester

Sohn, Christian Friedrich, damals schon über 30 Jahre zählte, während der noch unter uns lebende Maler Hermann Scherenberg, eben erst das Licht der Welt erblickt hatte. Diese starken Jahresunterschiede waren darin begründet, daß der alte Scherenberg zweimal verheirathet war, in erster Ehe mit einem Fräulein Courian, in zweiter Ehe mit einem Fräulein Villaret, beide der Stettiner französischen Colonie entstammend. Aus diesen Eheschließungen mit Damen von durchaus französischer Eigenart, erklärt es sich auch wohl, daß, durch jetzt drei Generationen hin, alle oder doch fast alle diesem Swinemünder Zweige der Scherenberg-Familie Zugehörigen, eine ausgesprochene, zum Theil von sehr bemerkenswerthen Erfolgen begleitete Vorliebe für die schönen Künste gehabt haben. Denn wenn es auch — ich habe darüber mit dem verstorbenen Consistorialrath Fournier, dem besten Kenner auf diesem Gebiete, mehr als einmal eingehende Gespräche führen dürfen — als sicher gelten darf, daß auf allgemeine geistige Veranlagung hin angesehn, von einer im vorigen Jahrhundert von Seiten der Colonieleute noch als eine Art Dogma betrachteten Ueberlegenheit längst keine Rede mehr sein kann, so möchte ich doch beinah annehmen, daß in Bezug auf künstlerische Beanlagung (Hand-

Digitized by Google

geschicklichkeiten mit eingeschlossen) auch in diesem Augenblicke noch die Nachkommen der „Colonie“ den berlinischen Autochthonen, — ganz speziell diesen, im Gegensatz zu dem Zuzug aus andern deutschen Landestheilen — um einen guten Pas voraus sind. Ich glaube dies mannigfach beobachtet zu haben, aber freilich in keinem Falle gleich auffällig wie in dem Fall Scherenberg. Ueberblicke ich mit Umgehung der Damen, in deren Reihen sich vielfach dieselbe künstlerische Neigung zeigte, die Gesammtheit dessen was seit Beginn des Jahrhunderts der Scherenberg-Familie zugehörte, so stellt sich, trotzdem fast alle von vornherein für den Kaufmannsstand bestimmt wurden, Folgendes als Resultat heraus:

Christian Friedrich Scherenberg, (gestorben 1881) der Dichter von Ligny und Waterloo, von Zieten-Ritt, Abukir und Hohenfriedberg; Ernst Scherenberg, Dichter und Schriftsteller; Gustav Scherenberg, Schauspieler und Theaterdirektor; Hermann Scherenberg, Maler und Illustrator; Hans Scherenberg (Sohn Hermanns) ebenfalls Maler.

Ein gut Stück Künstlerschaft.*) Aber auch die,

*) In eigentlichen Künstlerfamilien ist ein forterbendes sich Bethätigen auf ihrem eigensten, also künstlerischen Gebiet eine Durchschnittserscheinung; die Keans, die Kembles,

Digitized by Google

die über die Welt hin zerstreut, innerhalb ihres ursprünglich gewählten Kaufmannsberufes verblieben, hatten, in der Kunst dilettirend, ganz ausgesprochen den dichterischen Zug oder führten ein Leben, das einer romantischen Dichtung gleichkam, unter ihnen Theodor Scherenberg (Christian Friedrichs älterer Bruder) der 1813 in Abenteurerlust und patriotischem Uebereifer mit kaum sechszehn Jahren in den Krieg zog und ein paar Wochen später bei Dennewitz fiel.

Die Beziehungen meiner Eltern, besonders meiner Mutter, zu dem Scherenberg'schen Hause, waren sehr freundliche; wir Kinder aber, vielleicht weil der alte Scherenberg schon ein Schwerkranker war, überschritten kaum jemals die Schwelle des Hauses. Desto deutlicher hab ich dies Haus selbst in seiner äußeren Erscheinung in Erinnerung: ein sauberer Bau mit aufgesetztem Frontgiebel und schönen alten Linden davor. Kam dann der Sommer, so hörte man das

die Devrients weisen Schauspieler und immer wieder Schauspieler auf, die Vernets immer wieder Maler. Die Scherenbergs aber, und darin liegt die Besonderheit ihres Falles, waren zunächst immer wieder Kaufleute; sie wurden nicht durch Verhältnisse, die sie bei ihrer Geburt schon vorfanden, in die Kunst eingeführt, sondern hatten sich den Eintritt in dieselbe meist erst durch Ueberwindung aller möglichen Schwierigkeiten zu erobern.

Digitized by Google

Summen der Bienen in dem Gezweig und die Vögel flogen wie munterer hier ein und aus. Es war als wüßten sie, wieviel fröhliche Genossenschaft ihnen aus dem Hause, das sich hinter dem blühenden Gezweige barg, über kurz oder lang erwachsen würde.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Die Krauſes.

Die Scherenbergs waren eine durch Klugheit und Begabungen, die Schönebergs eine durch Reichthum und Solidität angeſehene Familie, beide jedoch führten nicht eigentlich das Regiment, noch weniger die Thompſon's, trotzdem der ſchon in Kürze geſchilderte, mal als Tiefenbach und mal als Illo ſich gerirende Chef des Hauſes, nach wie vor ſeinen Anhang und Einfluß hatte. Die Herrſchenden in der Stadt waren die Krauſes, zugleich diejenigen, auf die die Verfeinerung des noch aus der Kriegszeit herſtammenden derberen Tones zurückzuführen war. Das Haupt der Familie war um die Zeit, von der ich hier ſpreche, der Geheime Commerzienrath Krauſe, meiſtens der „alte Geheimrath" oder auch nur kurzweg der „alte Krauſe" genannt. Alles erging ſich in Reſpekt gegen ihn und der meinige war ſchon da, bevor ich noch den Vielgefeierten von

Digitized by Google

Angesicht zu Angesicht kennen gelernt hatte. Das hing so zusammen. Am Bollwerk lag ein besonders großes und schönes Schiff, das, vorn am Gallion, statt eines Namens einfach die Bezeichnung „der neunte März“ trug. Ich fragte, wie das käme und hörte nun, was sofort einen großen Eindruck auf mich machte, daß der 9. März der Geburtstag des alten Krause sei. Bald danach sah ich diesen zum ersten Mal, als er, am Anlegeplatz des Stettiner Dampfschiffs, einen Gast empfing. Er war, trotz seiner beinah 70, noch in glänzender Verfassung, so daß ich sagen darf, auf meinem Lebenswege niemandem begegnet zu sein, der mir die dominirenden Gestalten des vorigen Jahrhunderts so veranschaulicht hätte, wie er. Die Männer von heute wirken wie blaß daneben, weil ihnen das fehlt, was sich in der Gegenwart nicht gleich glücklich entwickeln kann: ein ungeheures Selbstgefühl. Wo kam nun dies Hochmaß her? Man sollte füglich glauben, daß es in Zeiten, in denen der unter Umständen auch die höchsten Würdenträger des Staats nicht schonende fridericianische Krückstock noch immer umging, an diesem Selbstgefühl hätte fehlen müssen, aber es lag umgekehrt und mußte so liegen, denn gerade so selbstherrlich wie der Fürst des Landes, so selbstherrlich war jeder in seinem Kreise. Man

Digitized by Google

glaubte ehrlich an die Staatspyramide, bei der es natürliches Gesetz war, daß der obere Stein auf den unteren drückte. Jeder herrschte nach dem Maß seiner Stellung und seiner Verhältnisse. Beim alten Krause kam zur Stärkung des Selbstgefühls und eines aus glücklichen Lebensverhältnissen erwachsenen Glaubens an sich, noch ein anderes hinzu: die Macht einer ausgesprochenen in jedem Augenblick in Haltung und Miene sich kundgebenden Männlichkeit, eine Macht, die vielleicht zu keiner Zeit eine so hervorragende Rolle gespielt hat wie während des vorigen Jahrhunderts und nicht zum Wenigsten — man gedenke des russischen Hofes — auf dem Felde großer und kleiner Politik.

Und auf eben diesem Felde mit Hülfe glücklicher natürlicher Gaben sich zu bethätigen, dazu bot auch der Beginn dieses Jahrhunderts noch volle Gelegenheit und vielleicht nirgends mehr als in unseren Seestädten, wo die Continentalsperre die Schwierigkeiten der durch die Fremdherrschaft geschaffenen Lage verschärfte. Jedenfalls lag es dementsprechend in Swinemünde, das zu jener Zeit eine französische Garnison besaß oder doch das, was man damals so nannte. Sah man näher zu, so waren es meist Truppen aus den Rheinbundstaaten, Hessen, Nassauer, Westphalen. An den Odermündungen, speciell in

Swinemünde, standen Badenser, die sich gut nahmen und mit denen man, unter gegenseitigem Entgegenkommen, auf vortrefflichem Fuße lebte, bis eines Tages Fritz von Blanckenburg, wenn ich nicht irre der Vater oder Oheim des späteren conservativen Abgeordneten, durch einen geschickt geplanten Ueberfall die ganze badisch-französische Besatzung gefangen nahm. Inmitten solcher Ereignisse sich gegen den Verdacht der Mitschuld und andererseits, bei Bekämpfung dieses Verdachts, auch wiederum gegen den Vorwurf einer undeutschen und illoyalen Gesinnung zu schützen, konnte nur einer so siegreichen und zugleich so diplomatischen Persönlichkeit, wie die des alten Krause, gelingen, die denn auch klug und fest alles zu gutem Ende führte.

Ja, der alte Krause! So lang es die Verhältnisse forderten, war er, neben vielem anderen, auch ein guter, in die Zeit sich schickender Diplomat gewesen, als dann aber die Tage des ersten freien Aufathmens kamen, erwies er sich als ein noch besserer Patriot. Kaum daß der Aufruf des Königs erlassen war, so war er da, sich in seiner Vaterlandsliebe zu bethätigen. Er begnügte sich nicht, einen reitenden Jäger in voller Equipirung zu stellen, sondern machte zugleich das Anerbieten 20 Jäger zu Fuß zu rüsten und ein Jahr lang zu unterhalten. Zwei

Digitized by Google

Jahre ſpäter, nach der Rückkehr Napoleons von Elba, ließ er ſeinen inzwiſchen herangewachſenen älteſten Sohn als Freiwilligen eintreten, in welcher Eigenſchaft dieſer den Feldzug von Anno 15 mitmachte.

Zeigte dies alles ſeine loyale Geſinnung, ſo bewies es nicht minder ſeinen glänzenden, durch die voraufgegangenen Kriegsjahre mehr geförderten als verminderten Beſitz- und Vermögensſtand. Und ſo lag es in der That. Hätte es aber noch eines Beweiſes dafür bedurft, ſo wäre dieſer dadurch erbracht worden, daß der alte Krauſe, nach wiederhergeſtelltem Frieden, ein in der Nähe Stettins gelegenes Gutsareal, die Güter Colbatz, Hoffdamm und Heidchen für die damals bedeutende Summe von 255,000 Thalern an ſich brachte. Das war 1816 und dieſe Zeit bezeichnete wohl den Höhepunkt im Anſehn der Familie.

Sommer 1837 ſah ich den alten Geheimrath zum letzten Mal. Er traf damals Anſtalten den 1816 erworbenen Beſitz wieder zu veräußern und zwar an den Staat. Zu dieſem Zwecke war er nach Berlin gekommen und hatte daſelbſt in dem in der Burgſtraße belegenen Hotel de Portugal Wohnung genommen. Natürlich eine Flucht Zimmer im erſten Stock. Ich machte mich eines Nachmittags

Digitized by Google

auf, um hier an den, wenn er bei guter Laune war, ziemlich umgänglichen alten Herrn eine Frage nach seinem mir befreundeten Enkel zu richten, ein Vorhaben, das scheiterte. Denn im selben Augenblicke, wo ich, von der Treppe her, in den zwischen den Vorder- und Hinterzimmern hinlaufenden Korridor einbiegen wollte, sah ich auch schon, am äußersten Ende desselben, eine hohe, von einer Gasflamme hell beleuchtete Gestalt, die, während sie mit einem mächtigen Weichselrohr, (ich erkannte von weither die Elfenbeinkrücke) wie mit einem Gewehrkolben auf die Diele stieß, den Gang hinunter mit Donnerstimme „Louis“ rief. Louis war sein Diener, ein bildhübscher, etwas durchtriebener Schlingel. Ich sah sofort, daß von einer gemüthlichen Anfrage keine Rede sein konnte, machte deshalb Kehrt und hörte nur noch, wie sein Rufen nach dem Diener zum zweiten und dritten Mal, alles aufstörend, das Hotel durchschütterte. Solche Störung war ihm aber gleich. Er war nicht daran gewöhnt, auf Kellner oder Portier, oder wohl gar auf einen seine Nachmittagsruhe haltenden Weinreisenden irgend welche Rücksicht zu nehmen.

Drei Jahre später starb er, der „König von Swinemünde.“

Zu der Zeit, als wir daselbst eintrafen (1827)

Digitized by Google

war der alte Geheimrath nominell noch in voller Herrschaft, hatte jedoch, weil er seit 1816 die Hälfte des Jahres auf seinem Gute Colbatz zubrachte, das Thatsächliche der Herrschaft an seine zwei Söhne Wilhelm und Eduard, wie an zwei Statthalter abgetreten. Eduard, damals noch jung, wirkte wie ein ad latus des erheblich älteren Bruders und kam erst zu voller Bedeutung, als es ihm, einige Jahre darnach, vergönnt war, den jungen Prinzen Adalbert, späteren Admiral, in seinem unter prächtigen Linden am Bollwerk gelegenen Hause wiederholentlich als Gast begrüßen zu können. Den überaus liebenswürdigen Prinzen, mit dem schon damals sprechendähnlichem Großen-Kurfürstenprofil, ebenso wie zwei, drei seiner Adjutanten, darunter Hauptmann v. Bonin, den späteren Führer des Ersten Armeekorps 1866, habe ich aus jenen Tagen her noch deutlich im Gedächtniß.

* * *

All dies war im Beginn der 30er Jahre, wo meine Swinemünder Tage sich schon ihrem Ende zuneigten. Während der unmittelbar voraufgehenden Zeit aber lag, gesellschaftlich angesehen, das Stadtregiment bei des alten Krause schon genanntem

Digitized by Google

ältesten Sohne, dem Kommerzienrath Wilhelm Krause, von dem ich in Nachstehendem zu berichten haben werde.

Das von ihm bewohnte Haus erhob sich neben dem seines Bruders, an einer besonders malerischen Stelle. Das Ganze, voll Eigenart und mit künstlerischem Sinn ausgeführt, war ein Hochparterre-Bau, von einem Fliesengang eingefaßt, um den sich kurze Pfeiler mit dazwischen ausgespannten Ketten zogen. Eine von einem zierlichen und geschweiften Gitter eingefaßte Sandsteintreppe führte zu dem Hochparterre hinauf und mündete auf einen breiten Flur, den wieder ein langer querlaufender Corridor durchschnitt. Dadurch entstand eine Viertheilung, die für Ordnung und Uebersicht des Ganzen sorgte: Wirthschaftsräume, Schlafzimmer, Wohnzimmer und großer Saal. Die Wohnzimmer und der große Saal lagen nach vorn hinaus und bildeten jedesmal einen Gegenstand meiner Bewunderung. In den Wohnzimmern waren es besonders die Kupfer- und Stahlstiche, die mich entzückten, zunächst Landschaften und Genrestücke, dann aber auch Portraits englischer Staatsmänner sammt Kriegs- und Seehelden, so daß sich mir schon damals die Köpfe von Lord Canning, Lord Melbourne, Lord Palmerston und mehr noch die von Nelson, Wellington und Codring-

Digitized by Google

ton, dem „Sieger von Navarino", tief einprägten. Am meisten Eindruck aber machte Präsident Bolivar auf mich, Held und Befreier von Süd-Amerika, das mir als Cortez- und Pizarro-Gegend ohnehin theuer war, ein sehr schöner Mann, der ebenso durch sein Aussehn wie durch den Klang seines Namens, meine Sinne gefangen nahm. Ja, diese den Hauptschmuck der Wohnung ausmachenden Bilder fesselten mich immer wieder, mein Hauptstaunen aber war doch wohl der große Frontsaal, der, meist geschlossen, nur bei Festvorbereitungen geöffnet wurde, bei welcher Gelegenheit ich dann einen flüchtigen Einblick thun konnte. Zu beiden Seiten standen zahllose Stühle, dicht nebeneinander gerückt, ein mächtiger Glas-Kronleuchter hing von der Decke herab und dem Eingange gegenüber, ganz wie bei uns, erhob sich ein bis an die Decke reichender Trümeau. Das Ganze wie das Einzelne gab mir ein Gefühl von Befriedigung und es freut mich heute noch, daß ich schon damals die schönheitliche Ueberlegenheit dieser aus der Empire Zeit stammenden und wahrscheinlich aus England bezogenen Möbel ganz deutlich empfand. All die, Kapitel 5 geschilderten „Prachtstücke," die wir in unserm eigenen Hause besaßen, wirkten, trotz einer gewissen Aehnlichkeit oder vielleicht

Digitized by Google

auch um derſelben willen, höchſt ſpießbürgerlich daneben.

Von Spießbürgerlichkeit konnte nun hier überhaupt an keiner Stelle die Rede ſein. Auf dem durch ein Gitter von dem eigentlichen Hofe abgetrennten Hühnerhofe ragten Volièren und Taubenhäuſer in japaniſchen Formen auf, aber einen noch viel größeren Eindruck als dieſe zierlich-phantaſtiſchen Bauten im Hofe, machten auf mich, im Hauſe ſelbſt, die großen und kleinen Giebelſtuben, ſammt dem dazwiſchen gelegenen pittoresken Bodenflur, der den Krauſe'ſchen Kindern als Spielplatz diente. Zur Sommerzeit hatte dieſer Spielplatz keine Bedeutung, Winters aber und beſonders in der Woche zwiſchen Heiligabend und Neujahr, wenn alle Geſchenke vom Weihnachtstiſch fortgenommen und hier hinauf geſchafft wurden, war dieſer Bodenflur wie ein Paradies für Kinder. Einmal befand ſich unter den hinaufgeſchafften Geſchenken auch eine holländiſche Windmühle, die größer war als ich und luſtig ihre Flügel drehte. Mir drehte ſich dabei alles im Kopf, ſo benommen war ich von dieſer Herrlichkeit. Was aber das Allerwichtigſte war und meinem militäriſchen Enthuſiasmus (der ſich übrigens [leider] ſehr bald wieder von dieſer Niederlage erholte) den erſten Stoß verſetzte, das war, bei Muſterung dieſer Spielſachen,

Digitized by Google

die totale Abwesenheit alles karrikirt Martialischen, nichts von Helm oder Czako, nichts von Trommel oder Säbel. Der feingebildete Sinn des Hausherrn mied solche Gewöhnlichkeiten.

Und hier muß es gesagt werden, in dieser feinen Schulung des Hausherrn bestand recht eigentlich sein Uebergewicht über alle seine Mitbürger, unter denen einige durch eine gewisse Genialität, andere durch gründlicheres Wissen ihm überlegen sein mochten. Er hatte dafür jene weltmännischen Formen, wie sie Reisen, Lektüre, gute Lebensverhältnisse zu geben pflegen und vertrat im eminenten Grade jenen erfreulichen vornehmen Dilettantismus, der, an allem Höheren ein Interesse nehmend, sich, aus eben diesem Interesse, mit dem Höheren nun auch wirklich zu beschäftigen beginnt. Man wurde von dieser Eigenart des auch in seinen Umgangsformen überaus liebenswürdigen Mannes auf einen Schlag überzeugt, wenn man ihn, statt in den unteren Wohnzimmern, in den schon erwähnten nach dem Bollwerk hinausgelegenen Giebelzimmern aufsuchte, deren geräumigstes er sich zu einem physikalischen Cabinet eingerichtet hatte. Jetzt begegnet man dergleichen häufiger, damals aber war es wohl ein Unikum in der ganzen Provinz. Da befanden sich Instrumente um die Fallgesetze zu demonstriren, optische Gläser, Leydener

Digitized by Google

Flaschen und Volta'sche Säulen, Elektrophore, Vergrößerungsgläser, Mikroskope, vor allem auch eine Luftpumpe. Noch mehr aber als die Luftpumpe selbst interessirte uns eine Windbüchse, die nach dem Luftpumpenprincip geladen wurde. Machten sich nun Krähen und Raubvögel auf des Commerzienraths Hühnerhofe bemerklich, so ging er — wahrscheinlich weil in der Stadt mit einer gewöhnlichen Schußwaffe nicht geschossen werden durfte — mit dieser seiner Windbüchse auf Jagd und das Raubzeug wurde dann, nach seiner Erlegung, unter allseitigem Jubel an die Remisen-Thür genagelt.

Das war das physikalische Cabinet. Aber im Laufe der Jahre sah sich dasselbe von dem etwas kleineren chemischen Laboratorium fast überholt, was theils mit dem raschen Fortschreiten der Chemie, theils mit dem zufälligen Umstande zusammenhängen mochte, daß unter den häufiger in Swinemünde eintreffenden Badegästen auch einige Berliner Chemiker waren, obenan Major Tourte, der, mit dem Kommerzienrath innig befreundet, von den Oefen und Schmelztiegeln nicht fortkam und halbe Tage lang vor seinen Retorten saß.

So war d e r, dem, um es zu wiederholen, die gesellschaftliche Reform-Aufgabe der Stadt zugefallen war. Er unterzog sich derselben und modelte, will

Digitized by Google

ſagen moderirte den Ton. Aber er ging damit nur bis an eine gewiſſe Grenze, ſo daß, wie ſchon an anderer Stelle erzählt, die Derbheit zwar eingeſchränkt, aber nicht ganz aufgehoben wurde. Auch unter ſeinem Regime blieb das geſellſchaftliche Leben von einer gewiſſen Neckteufelei beherrſcht, entweder weil er die Unmöglichkeit einer totalen Umgeſtaltung einſah oder vielleicht auch dieſer etwas ſonderbaren Geſellſchaftsform ſelber ein wenig zuneigte. Alles lief in dem Leben der das Groteske liebenden Swinemünder Kaufleute darauf hinaus, die Träger des ſogenannten „Höheren", — trotzdem der Kommerzienrath für ſeine Perſon ſich dieſen „Trägern des Höheren" mit Fug und Recht zuzählen durfte, — jeden Augenblick fühlen zu laſſen, daß es mit dem Geiſtigen oder gar mit dem Idealen nicht allzu viel ſei. Man konnte ſich in die Tage des Tabackskollegiums zurückverſetzt denken, wo die „Gelehrten" desſelben, die Gundlings und Morgenſterns, trotzdem oder richtiger weil ſie kluge Leute waren, vieles über ſich ergehen laſſen mußten. Genau ſo verliefen die Swinemünder Geſellſchaften. Mal erſchien ein berühmter Profeſſor, Theolog und Philoſoph (ich glaube es war Marheineke) an der Krauſe'ſchen Tafel und hatte natürlich die Frau vom Hauſe, eine durch Schönheit und Klugheit ausgezeichnete Dame, zur Tiſchnachbarin, mit der er ſich,

Digitized by Google

ſchon beim ragout fin, in ein Geſpräch über philoſophiſche Themata verwickelt ſah. In geſchickter Weiſe Fragen ſtellend, immer nur in anſcheinender Beſcheidenheit eine ganz leiſe Vertrautheit mit den Dingen andeutend, erreichte die von Fichte, Hegel und Schelling wie von ihr wenigſtens oberflächlich bekannten Größen ſprechende Räthin alsbald ſo viel, den berühmten Profeſſor in das alleraufrichtigſte Staunen zu verſetzen. Und doch war alles bloß Rolle, die die Dame, den Wünſchen ihrer Umgebung nachgebend, ſich mit Hilfe des Converſationslexikons einſtudirt hatte.

Neckereien derart waren es denn auch, denen ſich mein Vater, freilich ſehr durch ſeine Schuld, beſtändig ausgeſetzt ſah. Ich komme weiter hin darauf zurück. Hier nur ſchon ſo viel, daß man ihm eines Tages erklärte, ihn in den Freimaurer-Orden — zu deſſen Mitgliedern (was aber meinem Vater unbekannt war) in Wahrheit kein einziger aus der Honoratiorenſchaft gehörte — aufnehmen zu wollen. Er ängſtigte ſich etwas davor, weil er von „In Sarglegen" und dergleichen gehört hatte. Und nun kam ſchließlich der dafür feſtgeſetzte Tag und alle Prozeduren, wie ſie der landläufigen Annahme der damaligen N i ch t-Freimaurerwelt entſprachen, wurden in feierlicher Sitzung, bei Stockfinſterniß,

Digitized by Google

und unter Ansprachen und Schwüren mit ihm vorgenommen. Er merkte nichts und wollt' auch nichts davon wissen, als ihm meine Mutter Tags darauf erklärte, daß man ihn gefoppt habe. Schließlich gab er es zu, aber mit der durchaus versöhnlichen Bemerkung: „Dann haben sie's wenigstens gut gemacht."

Ich überlasse es Jedem, zu solchen gewagten Scherzen, sei's zustimmend, sei's mißbilligend, Stellung zu nehmen; wie man sich aber auch dazu stellen möge, das wird zugestanden werden müssen, daß in dem allem ein Etwas steckte, nach dem man sich in binnenländischen Nestern von 4000 Einwohnern vergeblich umgesehen hätte. Von Pfahlbürgerthum, von Engem und Kleinem überhaupt, existirte keine Spur. Und das gab dem ganzen Leben nicht blos Reiz und Unterhaltlichkeit, sondern, aller Tollheiten unerachtet, doch auch etwas von einem höheren Stempel. Ich habe später in jugendlichen Künstler- und Dichterkreisen oft Aehnliches erlebt, aber als stadtbeherrschendem Ton bin ich ihm nie wieder begegnet.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Wie wir in unserem Hause lebten. Sommer- und Herbsttage; Schlacht- und Backfest.

Wie wir in unserem Hause lebten? Im Ganzen genommen gut, weit über unsern Stand und unsere Verhältnisse hinaus. Allerdings schoben sich, speziell auf das Küchendepartement hin angesehen, auch sonderbare Zeitläufte mit ein, so, beispielsweise, wenn wir, in Sommertagen, wegen überreichen Milchertrages, wochenlang im Zeichen der Milchsuppe standen. Alles streikte dann, Appetitlosigkeit vorschützend.

Aber das waren doch nur kurze Ausnahmezustände, für gewöhnlich wurden wir gut und zugleich sehr verständig verpflegt, was wir, mehr noch als meiner Mutter, unserer Wirthschaftsmamsell, einer Mamsell Schröder zuzuschreiben hatten. Von dieser muß ich, ehe ich weiter gehe, berichten. Als wir in Swinemünde eintrafen, war meine Mutter, wie

Digitized by Google

ſchon in einem früheren Kapitel erzählt, einer Nervenkur halber in Berlin zurückgeblieben und die Frage trat gleich nach unſerer Ankunft an meinen Vater heran, wer inzwiſchen die Wirthſchaft führen ſolle. Lokalzeitungen gab es nicht, alſo mußte mündlich herumgefragt werden und ſchon wenige Tage ſpäter traf ein von einem Boten überbrachter Brief aus der Pudagla'ſchen Oberförſterei bei uns ein, worin der Oberförſter Schröder anfragte, ob ſich ſeine Schweſter uns vorſtellen dürfe, ſie habe die Wirtſchaft in ſeinem Hauſe gelernt. Mein Vater antwortete ſofort zuſtimmend und war zwei Tage lang glücklich in der Vorſtellung, eine Oberförſter-Schweſter, noch dazu aus Pudagla, als Wirthſchafterin in ſein Haus nehmen zu können. Das gab Relief; er fühlte ſich wie geehrt. Und am dritten Tage fuhr die Schröder denn auch bei uns vor und wurde ſeitens meines Vaters empfangen. Er verſicherte ſpäter, Contenance bewahrt zu haben, doch bin ich deſſen nicht ganz ſicher, trotzdem ihm ſein gutes Herz und ſeine Politeſſe den Sieg über ſich erleichtert haben mögen. Die gute Schröder war nämlich ein Pendant zu der ungefähr um dieſelbe Zeit in Berlin auftauchenden „Prinzeſſin mit dem Totenkopf". Was bei dieſer letzteren (die dann durch Dieffenbach, in einer berühmt gewordenen Cur, mittelſt „plaſtiſcher

Digitized by Google

Chirurgie“, wieder hergestellt wurde) das Unheil verschuldet hatte, weiß ich nicht, bei der Schröder aber waren es die Blattern. Indessen was heißt Blattern! Jeder hat einmal von den Blattern heimgesuchte Personen gesehen und dabei den Ausdruck „der Teufel habe Erbsen auf ihrem Gesicht gedroschen“ mehr oder weniger bezeichnend gefunden. Jedenfalls ist der Ausdruck sprüchwörtlich geworden. Hier aber wäre diese sprüchwörtliche Wendung eitel Beschönigung gewesen, denn bei der guten Schröder gab es nicht erbsengroße Kuten, sondern halbhandbreite Narbenflächen. Ein Anblick, wie ich ihn nie wieder gehabt habe. Trotzdem, wie schon in Vorstehendem gesagt, kam es zu einem Engagement und niemals ist ein glücklicheres abgeschlossen worden. Die Schröder war ein Schatz und als sechs Wochen später meine Mutter eintraf, sagte sie: „Das hast Du gut gemacht, Louis; so entstellt sie ist, ihre Augen sind ihr geblieben und sagen einem, daß sie treu und zuverlässig ist. Und vor Liebschaften ist sie sicher und wir mit ihr. An der werden wir nur Freude haben.“ Und so kam es auch. So lange wir in Swinemünde blieben, so lange blieb auch die Schröder in unserem Hause, von Alt und Jung geliebt und verehrt, nicht zum Wenigsten von meinem Vater, der ihr besonders

Digitized by Google

ihren Gerechtigkeitssinn und ihren Freimuth hoch anrechnete, trotzdem er unter beiden Eigenschaften gelegentlich ernstlich zu leiden hatte. Sie war nämlich in einer beständigen Kriegführung gegen ihn, einmal aus Liebe zu meiner Mutter (deren beredten Anwalt sie machte, trotzdem diese, nach dem Satze: „die beste Deckung ist der Hieb" sich sehr gut selber zu vertheidigen wußte) dann aber auch als Verwalterin der ihr mit vollster Machtvollkommenheit anvertrauten Speisekammer, gegen die mein Vater beständig Raubzüge unternahm, nicht blos für seine Person — das wäre noch gegangen, wiewohl er im Stande war einen halben Kalbsbraten ohne Weiteres wegzufrühstücken — sondern Raubzüge auch zu Gunsten seiner Lieblinge: Hühner, Hunde, Katzen, von welch letzteren wir zwei hatten, Peter und Petrine. Peter, auch Peter der Große genannt, ein Kerl wie ein junger Jaguar, war sein besonderer Liebling und wenn ihm das schöne Thier schnurrend in die Speisekammer gefolgt war (und er folgte immer) so nahmen die Leckerbissen für ihn kein Ende. Das Beste war gerade gut genug. Ueber diese gottlose Wirthschaft raste dann die treue Seele, die Schröder, die manchmal die ganze Mittagsbrod-disposition in Frage gestellt sah. — Ja, sie war ein Schatz im Hause, noch mehr aber ein Segen

für uns Kinder, ganz besonders für mich. Unsere Erziehung seitens der Eltern ging sprungweise vor, war da und dann wieder nicht da, von Continuität keine Rede. Für diese Continuität sorgte aber die Schröder. Sie hatte keine Lieblinge, ließ sich kein x für ein u machen und verstand es, jeden an der rechten Stelle zu fassen. Was mich anging, so wußte sie, daß ich gut geartet aber empfindlich, eitel und von einer gewissen Großmannssucht beherrscht war. Das Alles wollte sie niederhalten und so hörte ich denn zahllose Male: „Ja, Du denkst Wunder, wer Du bist, aber Du bist ein kindischer Junge, gerade so wie die anderen und mitunter noch ein bischen schlimmer. Willst immer den jungen Herrn spielen, aber junge Herren lecken keinen Honig vom Teller und streiten es wenigstens nicht ab, wenn sie's gethan haben und lügen überhaupt nicht. Neulich hast Du was von Ehre geschnackt, nun, ich sage Dir, Ehre sieht anders aus." Sie hielt auf Wahrheit, behandelte Großsprechereien mit feinem Spott und war sparsam in ihrem Lob. Aber wenn sie lobte, das wirkte. Sie hat mir viel gute Dienste geleistet und erst spät im Leben, als ich schon über 50 war, bin ich noch einmal einer alten Dame begegnet, die gleich erziehlich auf mich eingewirkt hat. Denn man hört nie auf erziehungsbedürftig zu sein; ich

Digitized by Google

gehe noch jetzt in die Schule und lerne von Leuten, die meine Enkel sein könnten.

So viel über die gute Schröder und nachdem ich ihrer in diesem Exkurse gedacht habe, frage ich noch einmal: „ja, wie lebten wir?“ Ich gedenke es in einer Reihe von Bildern zu zeigen und um Ordnung und Ueberblick in die Sache zu bringen, wird es gut sein, das Leben, wie wir es führten, in zwei Hälften zu theilen, in ein Sommer- und in ein Winterleben.

Da war nun also zunächst das Sommerleben. Um Mitte Juni hatten wir regelmäßig das Haus voll Besuch, denn meine Mutter hielt noch, nach alter Sitte, zu Verwandten, was wir Kinder nur sehr unvollkommen von ihr geerbt haben. Aber wohlverstanden, sie hielt zu Verwandten, nicht um Vortheile von ihnen zu haben, sondern um Vortheile zu gewähren. Sie war unglaublich generös und es gab Zeiten, wo wir, schon erwachsen, uns die Frage vorlegten, welche Passion eigentlich bedrohlicher für uns sei, die Spielpassion des Vaters oder die Schenk- und Gebepassion der Mutter. Schließlich wußten wir aber Bescheid in dieser Frage. Was der Vater that, war das reine weggeworfene Geld, was die Mutter zu viel ausgab, war immer selbstsuchtslos ausgegeben und barg.

Digitized by Google

einen ſtillen Segen in ſich. Ein gewiſſes Verlangen (ſo gut ſich's thun ließ,) ein ganz klein wenig von einer grande Dame zu ſein, lief wohl mit unter, aber einen Beiſatz von menſchlicher Schwäche hat ſchließlich all unſer Thun. Später, wenn wir mit ihr über dieſe Dinge ſprachen, ſagte ſie: „Gewiß, ich hätte Manches auch unterlaſſen können, es ging weit über unſern Etat; aber ich ſagte mir: was da iſt, wird doch ausgegeben und da iſt es beſſer, es läuft meinen Weg als den andern.“

Dieſe Sommermonate, von Mitte Juni an, waren durch die Fülle von Beſuch oft reizend, meiſt junge Frauen aus der Berliner Verwandtſchaft, plauderhaft und heiter. Das Haus war dann, auf Wochen hin, total verändert und Scherz und Schalkhaftigkeit, die ſich bis zur Ausgelaſſenheit ſteigerten, herrſchten vor. Die Streitaxt war begraben und die glänzendſte Nummer in dem ſich nun entſpinnenden Wettſtreite guter Laune, war immer mein Vater ſelbſt. Er war, wie oft ſchöne Männer, das abſolute Gegentheil von einem Don Juan, auch ſtolz auf ſeine Tugend, aber ſo undonjuanmäßig er war, ſo gascogniſch entzückend war er, wenn es ſich um übermüthige, gelegentlich die verwegenſten Themata ſtreifende Wortkämpfe mit den jungen Frauen handelte, von welchen letztren er

Digitized by Google

nur forderte, daß sie hübsch seien, sonst verlohnte sich's ihm nicht. Ich habe diese Neigung, in scherzhaftem Tone mit Damen in diffizile Debatten einzutreten, von ihm geerbt, ja, diese Neigung sogar in meine Schreibweise mit herübergenommen und wenn ich entsprechende Scenen in meinen Romanen und kleinen Erzählungen lese, so ist es mir mitunter, als hörte ich meinen Vater sprechen. Blos, daß ich sehr hinter ihm zurück bleibe, was mir, als er schon über 70 und ich, dem entsprechend auch schon leidlich bei Jahren war, von Leuten, die ihn noch in seiner guten Zeit gekannt hatten, oft gesagt worden ist. „Hören Sie," so hieß es dann wohl „Sie sind ja so weit ganz gut, wenn Sie mal Ihren glücklichen Tag haben, aber gegen Ihren Vater können Sie nicht an." Und das traf auch sicherlich zu. Seine von Bonhommie getragenen und zugleich von phantastischen Advokatenkunststücken unterstützten Plaudereien, waren — auch wenn sie Geldsachen, wo doch sonst die Gemüthlichkeit aufhört, betrafen — geradezu unwiderstehlich und dabei von so nachwirkender Kraft, daß keines von uns Kindern je das geringste bittere Gefühl über seine höchst merkwürdigen Finanzoperationen unterhalten hat. Nur meine Mutter war zu sehr anders geartet, um durch seine gesellschaftlichen Liebenswürdigkeiten umgestimmt oder erobert

Digitized by Google

werden zu können; ihr war die Sache gerade dann am widerſtrebendſten, wenn ſie in's Leichte und Heitere gezogen werden ſollte. „Was ernſt iſt, iſt eben nicht heiter.“ Uebrigens beſtritt ſie ihm nicht, daß er, als glücklicher Humoriſt, es immer verſtanden habe, die Leute auf ſeine Seite zu ziehen, ſetzte dann aber hinzu „leider.“

Und nun zurück zu dem Sommerbeſuch in unſerm Hauſe. Das junge Weibervolk immer zu vergnügen, war mitunter etwas ſchwer und es hätte ſich vielleicht als unmöglich erwieſen, wenn nicht die Pferde geweſen wären. An faſt jedem ſchönen Nachmittage fuhr der Wagen vor und dieſe mit ihrem Beſuch uns zeitweilig faſt erdrückenden Badeſaiſontage mögen wohl die einzigen geweſen ſein, wo ſich meine Mutter, ohne übrigens ihre Grundanſchauung deshalb aufzugeben, vorübergehend mit der Exiſtenz von Pferd und Wagen ausſöhnte. Wer Swinemünde kennt, und es kennen es viele, weiß, daß man, bei Nachmittagspartieen, wegen hübſcher Zielpunkte nicht in Verlegenheit kommt und auch ſchon damals war es ſo wie heute. Da ging es, am Strand hin, bis Heringsdorf oder nach der andern Seite hin, bis an die Moolen, am beliebteſten aber, ſchon um Schutz gegen die Sonne zu haben, waren die Fahrten landeinwärts, entweder durch dichten Buchenwald

auf Corswant zu oder noch lieber nach dem in Nähe des Haffs und des „Golms“ gelegenen Dorfe Camminke. Da war eine vielbesuchte Kegelbahn, auf der dann auch die Damen mitspielten. Ich meinerseits aber stellte mich gern neben die splittrige Lattenrinne, drauf der Kegeljunge die Kugeln wieder zurücklaufen ließ, welchen Stand ich übrigens nur wählte, weil ich kurze Zeit vorher gehört hatte, daß ein Mitspielender, auf eben dieser Kegelbahn, beim Abfangen der heranrollenden Kugel sich einen langen Lattensplitter unter den Nagel des Zeigefingers eingestoßen habe. Das hatte solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich immer schaudernd auf eine Wiederholung wartete, die aber zum Glück ausblieb. War ich dann endlich müde vom Warten, so trat ich durch eine schiefhängende, immer knarrende Gitterthür in ein Stück Gartenland ein, das dicht neben der Kegelbahn hinlief und zwar parallel mit ihr. Es war ein richtiger Bauerngarten, Balsaminen und Reseda blühten drin und an einer Stelle standen die Malven so hoch, daß sie eine Gasse bildeten. Sank dann die Sonne drüben am Walde, so schwamm der nach Westen liegende Golm in einem rothen Licht und die metallne Kugel auf seiner hohen Säule, sah, als wäre sie golden, auf das Dorf und den Kegelgarten hernieder. Myriaden von Mücken

Digitized by Google

ſtanden in der Luft und die Hummeln flogen zwiſchen den Buchsbaumbeeten hin und her.

Mit Beginn des Auguſt verließ uns gewöhnlich unſer Beſuch wieder und kam dann der September heran, ſo ſchieden auch aus der Stadt ſelbſt die letzten Badegäſte. Wollte wer länger bleiben, ſo war das unbequem für die Wirthe, wobei folgende Scene vorkam. Einer (natürlich ein Berliner) als er ſich eben wieder von der Abfahrtsſtelle des Dampfſchiffs, wohin er ein paar abziehende Freunde begleitet, in ſeine Miethswohnung zurückbegeben hatte, ſetzte ſich, die Hände reibend, behaglich zu ſeinen Wirthsleuten und ſagte: „Na, Hoppenſack, nu ſind ja die Berliner alle weg oder doch beinahe alle; nu ſoll's losgehen, nu wird's gemüthlich.“ Er erwartete natürlich vollſte Zuſtimmung. Statt deſſen aber ſah er nur lange Geſichter. Endlich nahm er ſich ein Herz und fragte, warum ſie ſo flau ſeien? „Gott, Herr Schünemann,“ ſagte Hoppenſack „ein Regiſtrater und ſeine Frau kamen ja ſchon Ende Mai und nu is es beinah Mitte September. Man will doch auch mal wieder alleine ſein.“ Die Frau nickte zuſtimmend. Da hatte denn Schünemann keine Wahl mehr und mußte den andern Tag auch aufbrechen.

Waren dann die letzten Badegäſte fort, ſo ließen die Aequinoktialſtürme nicht lange mehr auf ſich

Digitized by Google

warten und setzten sich, wenn es ein schlimmes Jahr war, bis in den November hinein fort. Erst fielen die Kastanien, dann prasselten die Ziegel vom Dach und aus den Dachrinnen, die immer so angebracht waren, daß sie gerade dicht neben den Schlafstubenfenstern mündeten, stürzte der Regen platschend in den Garten. Dann wieder jagten zerrissene Wolken am aufklarenden Himmel hin, die Luft wurde kalt, Alles fror, und den ganzen Tag über stand ein alter Holzhauer in der Remise, bei dem sich nun mein Vater einfand und die Axt in die Hand nehmend, eine halbe Stunde lang statt seiner das Holz spaltete.

Das gesellschaftliche Leben ruhte während dieser Spätherbsttage, man erholte sich von den Strapazen der Sommer-Saison und stärkte sich für die Wintergesellschaften. Aber ehe diese kamen, war noch ein mehrwöchentliches Interregnum durchzumachen, die Schlacht- und Backzeit, die letztere schon mit der Weihnachtszeit zusammenfallend.

Mit dem Gänseschlachten fing es an. Eine reguläre Wirthschaftsführung ohne Gänseschlachten konnte nicht wohl gedacht werden. Es handelte sich dabei um mancherlei, zunächst wohl um die Federn zur Herstellung immer neuer Fremdenbetten, vor allem aber auch um die geräucherten Gänse-

Digitized by Google

brüste, die fast so wichtig waren, wie die Schinken und Speckseiten im Rauchfang. Waren, kurz vor Martini, die Gänse zu diesem Zweck in genügender Zahl herangetrieben und auf dem Hofe, wo nun ein entsetzliches Schnattern uns eine Woche lang um unsere Nachtruhe brachte, zu letzter Auffütterung eingepfercht, so wurde auch schon der Tag zu Beginn der Festlichkeit festgesetzt. Meist Mitte November. Auf dem Hofe, hart an die Giebelwand des Hauses sich lehnend, befand sich, wie schon erzählt (und zwar sonderbarerweise mit einem Taubenschlage darüber) die Gesindestube, darin, außer der Köchin, noch zwei Hausmädchen schliefen. Immer vorausgesetzt, daß sie schliefen. Der Kutscher — an Stelle des alten Ehm war längst eine jugendlichere Kraft getreten — sah sich, der Hausordnung nach, zunächst freilich auf die Häckselkammer neben dem Pferdestall angewiesen, er verzichtete jedoch gern auf die Selbstständigkeit dieses ihm zuständigen Aufenthalts und zog es vor, den ohnehin engen Raum der Gesindestube durch seine Gegenwart noch enger zu machen. Alles nach dem Satze: „Raum ist in der kleinsten Hütte ꝛc.“ War nun aber die Gänseschlachtzeit heran gekommen, so bedeutete das eine weitere, sehr erheblich gesteigerte Raumbeschränkung, denn am selbigen Abend, an dem das Massacriren beginnen sollte, stellte sich zu dem,

Digitized by Google

was für gewöhnlich die Gesindestube beherbergte, auch noch ein Aufgebot alter Weiber ein, vier oder fünf, die sonst als Wasch- oder auch wohl als Jätefrauen ihr Dasein fristeten. Und nun begann das Opferfest. Immer spät Abends. Durch die weit offenstehende Thür, geöffnet weil es sonst vor Stickluft nicht auszuhalten gewesen wäre, schienen die Sterne in den verqualmten und durch ein Talglicht kümmerlich erleuchteten Raum hinein. An dem Talglicht immer ein Dieb. Nächst der Thür aber, in einem Halbkreise, standen die fünf Schlachtpriesterinnen, jede mit einer Gans zwischen den Knien, und sangen, während sie mit einem spitzen Küchenmesser die Schädeldecke des armen Thieres durchbohrten (eine Prozedur, deren Nothwendigkeit mir nie klar geworden ist), allerlei Volkslieder, deren Text in einem merkwürdigen Gegensatz sowohl zu dem mörderischen Akt wie zu der Trauermelodie stand. So wenigstens mußte man annehmen, denn die Mädchen, die, den Gast aus der Häckselkammer zwischen sich, auf der Bettkante saßen, begleiteten die Volkslieder mit unendlichem Vergnügen, ja, die besonders traurig klingende Stellen sogar mit Juchzern. Meine beiden Eltern waren sittenstreng und es war oft die Rede davon, ob diesem frechen Treiben nicht Einhalt zu thun sei; schließlich aber hatte man den

Digitized by Google

Kampf dagegen aufgegeben und mein Vater, dem es schwante, daß dergleichen schon im Altertume vorgekommen sei, sagte, nachdem er nachgeschlagen: „Es ist eine Wiederholung alter Zustände, römische Saturnalien, oder was dasselbe sagen will, momentane Herrschaft der Dienenden über die sogenannte Herrschaft.“ Und als er so den Hergang historisch rubrizirt hatte, gab er sich zufrieden, um so mehr als die Mädchen am andern Morgen ihn jedesmal durch einen ganz besonders sittigen Augenniederschlag erheiterten. Er stellte dann phantastisch ausschweifende Betrachtungen an, als ob Gil Blas seine Lieblingslektüre gewesen wäre. Das war aber nicht der Fall, er las vielmehr nur Walter Scott, was ich ihm heute noch danke, denn einige Bröckelchen fielen schon damals für mich ab. Quentin Durward zog er Allem vor, vielleicht weil es ein französischer Stoff war. Ich habe hier übrigens noch hinzuzufügen, daß die Schreckniſſe dieſer Gänſeſchlacht-Epoche mit der eigentlichen Schlachtnacht und den Trauermelodien keineswegs abgethan waren, ſondern ſich, durch mindeſtens eine halbe Woche hin, noch weiter fortſetzten. Dieſe Schlachtzeit war nämlich zugleich auch die Zeit, wo das aus Gänſeblut zubereitete „Schwarzſauer“ tagtäglich auf unſeren Tiſch kam, ein Gericht, das, nach pommerſcher Anſchauung,

Digitized by Google

alles Andre aus dem Felde schlägt. Auch mein Vater hielt es für seine Pflicht, sich dieser landesthümlichen Anschauung anzuschließen und sagte, wenn die dampfende Riesenschüssel erschien: „Ah, das ist recht; davon eßt nur; das ist die schwarze Suppe der Spartaner; alles Saft und Kraft," er selber aber suchte sich, gerade so wie wir, das Backobst und die Mandelklöße heraus und überließ die Kraftbrühe der Gesindeschaft draußen und vor allem den Schlacht- und Klageweibern, die sich durch ihre Bohrversuche den gegründetsten Anspruch darauf erworben hatten.

Etwa 14 Tage später folgte dann das Schweineschlachten. Meine Stellung dazu war noch genau dieselbe, wie zu der Zeit, wo ich, kaum 7jährig, aus der Stadt hinaus auf Alt-Ruppin zu geflohen war, um sowohl dem Anblick, wie der ganzen Skala ohr- und herzzerreißender Töne zu entgehen; aber ich war doch inzwischen aus den Kinderjahren in die Jungensjahre hinein gewachsen, wo man wohl oder übel seine Ehre darin setzt, Alles mannhaft mit durchzumachen, auch wenn sich die eigenste Natur dagegen auflehnt. Daß die Aussicht auf „Reiswurst mit Rosinen" bei Durchführung dieser Tapferkeitskomödie mitgewirkt hätte, kann ich nicht sagen, denn so sehr ich sonst für gute Bissen war, so war ich doch in den der Weihnachtszeit voraufgehenden

Digitized by Google

Wochen immer halb krank von dem unausgesetzt das Haus durchziehenden Fettwrasen. Jedenfalls konnte von gutem Appetit um eben diese Zeit (trotzdem sich's da gerade verlohnt hätte) nie recht die Rede sein, besonders dann nicht, wenn, um Anfang Dezember, wie fast regelmäßig geschah, auch noch ein Hirsch von der Oberförsterei her eingeliefert war, der nun, — aufgebrochen wie man ein Rind aufbricht — an die Giebelwand des Gesindehauses gehängt wurde. Tag um Tag trat dann die Köchin an das schreckliche Giebelornament heran und schälte erst das Ziemer und dann die Vorder- und Hinterschlägel heraus, so daß wir immer aufathmeten, wenn es mit dieser Wildherrlichkeit wieder vorbei war.

Unter einem glücklicheren Stern stand die Backwoche, wo mit Pfeffer- und Zuckernüssen begonnen und mit Brezeln, Kranz- und Blechkuchen aufgehört wurde. Wir durften nicht nur mit in die Backstube hinein, darin es, überaus anheimelnd, nach bitteren Mandeln und geriebener Citrone roch, sondern erhielten auch, als Weihnachtsvorschmack, eigens für uns Kinder gebackene kleine Wecken, alles reichlich zugemessen. „Ich weiß," sagte meine Mutter, „daß sie sich den Magen daran verderben, aber das ist besser, wie wenn sie knapp gehalten werden. Sie sollen, all diese Zeit über, eine Festfreude haben

Digitized by Google

und die bringt ihnen ein Festkuchen am besten bei.“ Es hat was für sich, und bei ganz robusten Kindern mag es das unbedingt Richtige sein. Aber so robust waren wir doch nicht, daß es für uns so ohne Weiteres gepaßt hätte. Mir war denn auch, um Weihnachten herum, immer sehr weinerlich zumute.

Am Sylvester war Ressourcenball, auf den man mich, als den Aeltesten, mitnahm. Ich stellte mich dann, in schwankender Gemüthsverfassung in eine Saalecke und sah zu. Wenn dann die tanzenden Paare an mir vorüberschwirrten, war ich zunächst glücklich, daß ich, als eine Art Gast da stehen und mit dem Auge theilnehmen durfte und war doch auch wieder unglücklich, daß ich, statt mitzutanzen, eben nur das Zuschauen hatte. Die Nichtigkeit meines Ich legte sich mir schwer auf die Seele, doppelt schwer in dem gastrischen Zustand, in dem ich mich um diese Zeit regelmäßig befand und erst wenn um Mitternacht der in einen langen blauen Mantel gekleidete Nachtwächter in den Saal trat und nach vorausgegangenem Signal auf seinem Horn, ein fröhliches Neujahr wünschte, fiel mit einem Male jede Sentimentalität wieder von mir ab. Das Komisch-Groteske der Scene riß mich dann heraus und ich hatte wieder meinen Frieden.

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Wie wir in unſrem Hauſe lebten (Fortſetzung). „Große Geſellſchaft“.

Etwa um eben dieſe Zeit begann auch das geſellſchaftliche Leben und zwar in Geſtalt einer Reihe von Woche zu Woche wiederkehrender Gaſtereien. Ueber dieſe Gaſtmähler, unter denen manches inſoweit dem des Belſazar glich, als eine Geiſterhand ſchon den Bankrutt des Gaſtgebers an die Wand ſchrieb, habe ich in ihrer Totalität nur immer berichten hören, was aber von dieſen mal kleineren mal größeren Geſellſchaften auf ſpeziell unſer Haus entfiel, das habe ich mit Augen geſehen und davon will ich in Nachſtehendem erzählen.

Waren wir an der Reihe, ſo bemächtigte ſich des ganzen Hauſes eine feierliche Stimmung, die mit der Stimmung bei Hochzeiten eine gewiſſe Aehnlichkeit hatte, wie denn auch die bekannte Dreitheilung von Polterabend, Hochzeit und Lendemain

Digitized by Google

in der Gestalt von Vorbereitungstag, eigentlichem Festtag und Restereſſen wiederkehrte. Welchem dieſer drei Tage der Preis gebührte, mag unentſchieden bleiben, doch glaube ich faſt, daß mir der erſte Tag der liebſte war. Er verlief zwar unmateriell und entſagungsreich, hatte dafür aber die Vorahnung kommender Herrlichkeiten.

An dieſem Vorbereitungstage erſchien, wie in allen anderen Häuſern, ſo auch bei uns die Wittwe Gaſter, eine renommirte Kochfrau. Sie vereinigte Behagen und Würdigkeit in ihrer Erſcheinung und wurde, dieſer letzteren Eigenſchaft entſprechend, mit Reſpekt und unbedingtem Vertrauen behandelt. Sie lebte, bei begreiflicher Abneigung gegen alles das (beſonders Süßigkeiten,) was ſie tagaus tagein zu produziren hatte, beinah ausſchließlich von Rothwein und entlehnte das Wenige, was ſie nebenher noch an Nahrung brauchte, dem beſtändigen Fettwraſen in dem ſie ſtand. Ihr Eintritt in unſer Haus war für mich gleichbedeutend mit Poſtofaſſen in Nähe der Küche, wo nun Alles, was ſich vollzog, von mir beobachtet, beziehungsweiſe bewundert wurde. Den Anfang machte immer die Herſtellung eines Baumkuchens. Als die Gaſter, die darüber Buch führte, den Tauſendſten fertig hatte, gaben ihr die Swinemünder Hausfrauen ein wohlverdientes Feſt.

Digitized by Google

Es giebt auch heute noch Baumkuchen, gewiß; aber die jetzigen sind Entartungen, schwächliche, schwammartige Bleichenwangs, während die damaligen eine glückliche Festigkeit hatten, die sich, an den gelungensten Exemplaren, bis zur Knusprigkeit steigerte, begleitet von einer vom dunkelsten Ocker bis zum hellsten Gelb reichenden Farbenskala. Ich war immer glücklich, dem Werdeprozeß solches Baumkuchens zusehen zu können. Auf einem riesigen Herde befand sich, nach der Wand hin, ein aus Ziegelsteinen aufgemauertes niedriges Halb-Gewölbe, das, nach oben zu dachartig vorspringend, nach unten zu schräg zurücktrat. An dieser zurücktretenden Stelle zog sich ein wohl 4 Fuß langes schmales Kohlenfeuer hin, an das nun zwei kleine Eisenständer mit aufgelegtem Bratspieß und Drehvorrichtung herangerückt wurden. Der auf diesen Ständern ruhende Spieß aber gab sich nicht einfach als solcher, vielmehr war ihm ein seiner ganzen Länge nach ausgehöhlter und nach außen hin mit gefettetem Papier überzogener Holzkegel aufgeschoben, der bestimmt war, die Seele des herzustellenden Baumkuchens zu bilden. Und nun, mit Hilfe eines an einem langen Stocke steckenden Blechlöffels, begann das Aufgießen eines dünnflüssigen, anfangs immer wieder herabtröpfelnden Teiges, so daß das eingeschlagene Verfahren

Digitized by Google

eine ganze Zeit lang wie vergeblich erschien. Von dem Augenblick an aber, wo die Teigflüssigkeit konsistenter und das Abtropfen langsamer wurde, regten sich auch die Hoffnungen wieder und ehe ein paar Stunden um waren, konnte der prachtvoll gebräunte, zugleich zackenreiche Baumkuchen von dem Holzkegel herunter genommen werden. Alles dabei war von symbolischer Bedeutung. An das volle Gelingen dieses Pracht- und Schaustücks knüpfte sich das Vertrauen auf das Gelingen des Festes überhaupt. Der Baumkuchen stellte dem Ganzen das Horoskop.

Ueber die Küchenthätigkeit des eigentlichen Gesellschaftstages geh ich hier hinweg und führe statt dessen lieber das Fest selbst herauf. Es wurde dann — ein anderer Raum stand nicht zur Verfügung — ein langer Ausziehtisch in den Salon meiner Mutter geschafft, und alsbald zog sich an dem gelben Moiré-Sopha mit den 300 Silbernägeln entlang, die wohlgedeckte Tafel hin. Erst wenn die Lichter brannten, schritt man zu Tische. Der der Tafel Präsidirende kehrte dem großen Spiegel aus der Schinkelzeit jedesmal den Rücken zu, während alle anderen Gäste sich in dem Spiegelglase mehr oder weniger bequem betrachten konnten.

Meiner Erinnerung nach, waren es immer Herren-

Digitized by Google

diners, 12 oder 14 Personen, und nur gelegentlich erschien auch wohl meine Mutter mit bei Tisch, meist begleitet von ihrer, auch zur Winterzeit, oft monatelang auf Besuch bei uns weilenden, damals noch sehr jungen und hübschen Schwester. Diese letztere passend zu placiren, erwies sich immer als besonders schwierig und nur wenn der alte von Flemming und Hofrath Dr. Kind zugegen waren, war einigermaßen Sicherheit vor extremen Huldigungen gewährleistet. Sich vor solchen Huldigungen zu schützen, entzog sich beinahe der Möglichkeit. Man respektirte vielleicht Tugend, wiewohl mir auch das noch zweifelhaft ist, aber Tugendallüren waren abgeschmackt und wo lag immer die Grenze zwischen Sein und Schein. Daß sich die Damen gegen Ende der Tafel zurückzogen und nur noch auf eine kurze Viertelstunde wieder erschienen, um beim Kaffee die Honneurs zu machen, versteht sich von selbst.

Ich habe weiter oben von der Kochkunst der guten Frau Gaster gesprochen, aber, dieser Kochkunst unerachtet, war die Bewirthung eigentlich einfach, namentlich gemessen an dem Raffinement, das jetzt bei Gastmählern vorherrscht. Einfach sage ich und dabei stabil. Keiner wollte zurückbleiben, aber auch nicht über den Andern hinausgehen. Auf die Suppe folgte ein Fisch, dann (feststehend) Teltower Rübchen

Digitized by Google

und Spickgans, dann ein ungeheurer Braten und zum Schluß eine süße Speise, sammt Früchten, Pfefferkuchen und Königsberger Marzipan. Eine fast noch größere Einfachheit herrschte hinsichtlich der Weine; nach der Suppe wurde Sherry gereicht, dann aber trat ein Rothwein von mäßigem Preis und mäßiger Güte seine Herrschaft an und hielt sich bis zum Kaffee. Das Besondere, das diese Festlichkeiten hatten, lag also nicht im Materiellen, sondern, sonderbar zu sagen, in einem gewissen geistigen Element, in dem Ton der herrschte. Dieser war, auf Anfang und Ende hin angesehen, ein sehr verschiedener. Den Anfang machten fein stilisirte Toaste, mitunter — namentlich wenn das Fest zugleich noch ein Familienfest, also Geburtstagsfeier oder dem Ähnliches war — auch Verse, die, was Formgewandheit und glückliche Pointen angeht, nichts zu wünschen übrig ließen. Ich habe noch vor Kurzem wieder Einiges derart unter den Papieren meines Vaters gefunden und bin erstaunt gewesen, wie gut das Alles war. Humor, Witz, Wortspiele fehlten nie, bei besondern Gelegenheiten aber kam auch das Gefühlvolle zum Ausdruck und die, die einem richtigen Gefühl am fernsten, dem Delirium aber am nächsten standen, erhoben sich dann regelmäßig von ihren Plätzen und gingen auf den Redner zu, um diesen

Digitized by Google

zu umarmen und zu küssen. Dies Küssen bezeichnete jedesmal den Beginn der zweiten Hälfte des Festes. Je weiter dann die Tafel gedieh, je freier wurde die Tafelberedsamkeit, die nun, vor nichts mehr erschreckend, alsbald zu den übermüthigsten, oft derb zufassenden Hänseleien oder, wo sich diese verboten, wenigstens zu persönlichen Schraubereien hinüberleitete. Genau das was man jetzt „uzen" nennt. Eines der auserlesensten Opfer dieser Lieblingsbeschäftigung der ganzen Tafelrunde, war, wie schon in frühern Kapiteln angedeutet, mein Papa. Längst wußte man, daß er, auf Conversation hin angesehen, drei Steckenpferde hatte: die Rang- und Ordensverhältnisse des preußischen Staats, die Einwohnerzahl aller Städte und Flecken unter Zugrundelegung der neuesten Zählung und die Namen und Herzogstitel der französischen Marschälle, einschließlich einer Unsumme napoleonischer Anekdoten, die letzteren meist in Originalfassung. Mitunter wurde diese Fassung auf Satzbildung und Grammatik hin beanstandet, worauf mein in die Enge getriebener Papa mit unverbrüchlicher Ruhe antwortete: „Mein französisches Gefühl lehrt mich, daß es so heißen muß, so und nicht anders", ein Ausspruch, der natürlich den Jubel nur steigerte.

Ja, Napoleon und die Marschälle!

Das Wissen meines Vaters, nach dieser Seite

hin, war geradezu stupend und ich verwette mich, daß es damals keinen Historiker gab und auch jetzt nicht giebt, der, was französische Kriegs- und Personal-Anekdoten aus der Zeit von Marengo bis Waterloo angeht, auch nur entfernt im Stande gewesen wäre, mit ihm in die Schranken zu treten. Wo er alles her hatte, ist mir räthselhaft. Ich kann es mir nur so vorstellen, daß er in seinem Gedächtniß ein Fach hatte, drin, wie von selber, alles hineinfiel, was er, bei seiner unausgesetzten Lektüre von Journalen und Miscellensammlungen in eben diesen als seiner Passion dienend, vorfand.

Obenan, auf dem von ihm beherrschten Gebiete, stand natürlich Napoleon selbst, an dem er übrigens merkwürdigerweise die Sankt Helena-Tage vor den Tagen seines soldatischen Ruhmes bevorzugte. Dann folgte Ney, sein ganz besonderer Liebling, beinah Abgott. Nach diesem aber, in einer Art von Saltomortale, sprang er über alle weiteren, mehr oder weniger berühmten Marschälle, für die er sammt und sonders nicht allzuviel übrig hatte, hinweg und wandte sich sofort den Größen zweiten und dritten Ranges zu, also Männern wie Rapp, Duroc, Mansouty, Cambronne, Friant, Lannes. Diesem Letzteren, der schon 1809 bei Groß-Aspern fiel, war er fast so zugethan wie seinem Lieblinge Ney. „Ja, dieser

Lannes, dieſer Herzog von Montebello! Sonderbar. Er ſoll ſehr beſchränkt geweſen ſein. Aber am Ende, was thut das? Ney war auch beſchränkt.“ Und ſo bewies er aus der Beſchränktheit des Einen die Größe des Andern oder ſtellte wenigſtens die Bedeutungsloſigkeit der ganzen Beſchränktheitsfrage feſt. In ſeiner Hinneigung zu den kleinen Größen, lag aber nichts von Zufall oder Laune, ganz im Gegentheil, er wußte das „Warum“ recht gut; mitunter waren es nur Aeußerlichkeiten und ihn beiſpielsweis über Nanſouty, der eine Küraſſier-Diviſion kommandirte, ſprechen zu hören, war ein vollkommener Hochgenuß. Nanſouty ſtand dann leibhaftig vor einem. Ich war in dieſen Dingen ſchließlich ſelber ſo zu Hauſe, daß ich hätte ſoufflieren können. Woher das ſo kam, davon erzähl ich an andrer Stelle, wenn ich von meines Vaters „ſokratiſcher Methode“ ſpreche.

Vorläufig aber, nach dieſem Exkurſe, zurück zu den Geſellſchaftsabenden ſelbſt, deren zweite Hälfte regelmäßig die Komödie des Neckens und Aufziehens heraufführte. Selbſt als Wirth war mein Vater nicht ſicher dagegen, eher, daß ſich das Necken dabei verdoppelte.

Von einem dieſer Abende, der mir noch beſonders lebhaft im Gedächtniß iſt, weil ſeiner, auch

Digitized by Google

in ſpäteren Jahren noch, öfters und in allerhand Einzelheiten gedacht wurde, will ich hier erzählen. Man war ſchon beim Deſſert und ſang eben ein Lied, des Conrektor Beda, ein Stiefſohn der in einem früheren Kapitel erwähnten ſchönen Frau gleiches Namens, nach der Melodie von „O, Schill, Dein Säbel thut weh“ gedichtet hatte. Meine Mutter und deren Schweſter — die Kaffeeſtunde rückte bereits heran — hatten wie herkömmlich auf dem gelben Moirée-Sopha Platz genommen, ich ſelber aber war auf gut Glück mit hereingeſchlüpft und hielt mich in Nähe von Conſul Thompſon, der ſich denn auch ein Vergnügen daraus machte, mir, zum Aerger meiner Mutter, immer neue Maſſen von Traubenroſinen zuzuſtecken. Thompſon, bequem in allem, ſang das Schill-Lied nicht mit und nur immer, wenn der Refrain kam, fiel er mit aller Macht ein. Am obren Ende der Tafel aber ſaß Kommerzienrath Krauſe und ſagte, während er ſich, als das Lied ſchwieg, zu meinem Vater wandte: „Sage mir, lieber Bruder, bei dieſem Liede von Schill oder doch nach der Melodie von Schill, iſt mir mit einem Male wieder „Bertrands Abſchied“ eingefallen. In welchem Zuſammenhange weiß ich nicht und iſt auch am Ende gleichgültig; ich möchte nur wiſſen, iſt dieſer Bertrand in „Ber-

Digitized by Google

trands Abſchied" derſelbe, der mit auf Sankt-Helena war?"

„Gewiß iſt es derſelbe. Es giebt nur einen. Er war, glaube ich, mit in Saint-Cyr und hatte die ſchwärmeriſchſte Liebe für Napoleon, noch mehr als General Rapp."

„Das muß wohl ſo ſein, denn ich habe da heute in der Times einen Artikel über die nun Gott ſei Dank zurückliegenden Sankt Helena Tage geleſen und bei der Gelegenheit, ich muß doch ſagen zu meinem Staunen, erfahren, daß Bertrand, in zu weitgehender Liebe zu ſeinem Kaiſer, dieſem ſeine ihm angetraute Frau zeitweilig abgetreten haben ſoll, ſo daß Napoleon gewiſſermaßen 3 mal verheirathet war, Joſephine, Marie Luiſe und Madame Bertrand. Ich kann nur wiederholen, ich find' es etwas übertrieben und möchte wiſſen, wie Du Dich zu dieſer Sache ſtellſt? Würdeſt Du . . . meine liebe Freundin wird verzeihn" und er verbeugte ſich gegen meine Mutter „würdeſt Du Dich zu einem ähnlichen Akt loyaler Aufopferung entſchloſſen haben?"

„Unbedingt, wenn ich Bertrand geweſen wäre."

„Das ſind Ausflüchte, lieber Bruder. Wenn Du Bertrand geweſen wärſt! Natürlich. Wie Bertrand darüber dachte, das wiſſen wir, ſeine Thaten ſprechen. Aber ich möchte wiſſen, wie Du

Digitized by Google

Dich persönlich dazu verhältst. Mein Bruder Eduard, der den Artikel auch gelesen, sprach von Infamie."

„Das ist zu hart. Alle solche Fragen empfangen in den oberen Regionen eine neue, von dem Gewöhnlichen mehr oder weniger abweichende Beleuchtung; die moralischen Anschauungen verschieben sich in Folge davon und werden freier. Ich glaube, daß die Entscheidung bei Madame Bertrand gelegen hat. Wollte sie, so war es nur in der Ordnung, wenn Bertrand selbst im Punkte der Loyalität nicht hinter seiner Frau zurückbleiben wollte. Du darfst auch nicht vergessen, daß der Kaiser über das verfügte, was man Dämonismus nennt. Friedrich der Große hatte das auch, sein Auge zwang den Willen der Menschen."

„Ich glaube, daß Du Recht hast und wir müssen am Ende glücklich sein, daß wir nicht in jenen oberen Regionen leben; wir wären sonst vor nichts sicher."

„Sind wir auch nicht. Im absoluten Staat gehört alles dem König; er kann mir nicht blos meine Frau nehmen, auch meinen Kopf."

„Das hat er schon" unterbrach meine Mutter und stand auf.

Als die Gäste fort waren und die Fenster, um frischer Luft willen, trotz der miteinströmenden Kälte weit geöffnet wurden, ging mein Vater, mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen, im Zimmer

Digitized by Google

auf und ab. Meine Mutter sah ihm eine Weile zu, dann sagte sie: „Nun, Louis, Du gehst ja auf und ab wie ein Sieger. Du bist wohl stolz darauf, daß Du, wie Krause sagte, Deinem Freunde Napoleon die dritte Frau angetraut hast!“

Mein Vater nickte.

„Merkst Du denn nichts?“ fuhr sie fort, „gar nichts? Einen Tag fragen sie Dich nach der Einwohnerzahl von Buxtehude, den andern Tag wollen sie wissen, was mehr sei, das Eichenlaub am rothen Adlerorden oder die Schleife. Durchschaust Du denn nicht diese Posse?“

Mein Vater nickte wieder.

„Ja, Louis, wenn Du das alles durchschaust, dann begreife ich Dich nicht, dann weiß ich nicht, warum Du ihnen immer wieder den Gefallen thust.“

„Weil ich ein artiger Mann bin und guter Wirth.“

„Guter Wirth. Nun vielleicht. Aber das ist es nicht. Du hast blos die grenzenlose Schwäche, Deine Geschichten immer wieder anbringen zu wollen und bist schlimmer als die schlimmsten Anekdotenerzähler, die wenn man ihnen sagt „kenn' ich schon“, sich nicht stören lassen und ruhig weiter sprechen. Ist es nicht so? Hab ich nicht Recht?“

„Ich glaube beinah, daß Du Recht hast. Aber

Digitized by Google

was thut das? ein Jeder hat sein Steckenpferd und wir wiederholen uns alle. Nimm mir's nicht übel, Du wiederholst Dich auch und betonst namentlich vieles . . ."

„Bitte, nichts davon."

„Außerdem aber nehme ich bei diesen Dingen alles Ernstes das für mich in Anspruch, daß ich in einem fort beflissen bin, nützliche Kenntnisse zu verbreiten. Ich bin kein elender Witz- und Wortspieljäger, ich cultivire Historisches und helfe nach, wo nachzuhelfen ist. Und Du wirst nicht bestreiten, daß die Summe historischer Kenntniß, namentlich bei den Studirten, ungemein gering ist. Das mit Bertrand . . . nun ja, vielleicht hätt ich anders antworten sollen, denn sie wollten mich vor Dir in Verlegenheit bringen. Aber es ist ihnen nicht gelungen."

„Leider nicht. Und das ist das Schlimmste von der Sache."

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

Was wir in Haus und Stadt erlebten.

Wie wir in unserem Hause lebten, das zu zeigen, war Aufgabe der beiden vorigen Kapitel; in diesem wird es sich um Dinge handeln, die, wenigstens zunächst, nicht durch unser Zuthun geschahen, sondern von außen her an uns herantretend, das von uns geführte häusliche Leben nur begleiteten, beziehungsweise modelten. „Was wir in Haus und Stadt erlebten", habe ich drum als Ueberschrift genommen.

Es war des Guten und Nicht-Guten gerade genug.

Im Allgemeinen gilt das zwischen dem Sturze Napoleons und dem Tode Friedrich Wilhelms III. liegende Vierteljahrhundert als eine ereignißarme Stagnationsepoche, was, aufs Ganze hin angesehen, auch mehr oder weniger zutreffen mag, gerade das halbe Jahrzehnt aber (1827 bis 32) das ich in Swinemünde verbrachte, brachte, die Stagnation

Digitized by Google

unterbrechend, des Intereſſanten eine ganze Fülle: die Befreiung Griechenlands, den ruſſiſch-türkiſchen Krieg, die Eroberung von Algier, die Juli-Revolution, die Losreißung Belgiens von Holland und die große polniſche Inſurrektion. Ich werde denn auch weiterhin in einiger Ausführlichkeit zu berichten haben, wie dieſe fernen Ereigniſſe die Bewohnerſchaft unſeres Hauſes berührten, vor allem aber mein eigenes junges Herz, das für ſolche Dinge von früh auf erglühte. Zunächſt indeſſen laß ich die Staatsaktionen aus dem Spiel und erzähle von dem, was ſich als Stadtereigniß unter unſeren Augen zutrug. Allerdings trifft es ſich dabei ſo, daß ich, um der Chronologie willen, meine beſte Karte gleich zuerſt ausſpielen muß. Es war dies die Geſchichte von „Mohr und ſeiner Frau.“

Wer war Mohr?

Kutſcher Ehm hatte gleich am Tage nach unſerer Ankunft, als wir den erſten Umgang durch unſer Haus machten, die Frage geſtreift, war aber nicht weit damit gekommen und erſt etliche Wochen ſpäter, als ich von ungefähr wieder den Namen „Mohr“ hörte, frug ich Ehm, was es damit ſei. Dieſer, der nur zu gerne davon ſprach, nahm mich auch gleich mit in ſeine Kammer hinein und während er ſich da an die Häckſel-Lade ſtellte und zu ſchneiden be-

Digitized by Google

gann, saß ich auf einem Schemel neben ihm und hörte seiner Geschichte zu. „Ja," so schloß er, (natürlich alles in Plattdeutsch) nach einer Weile, „so war das mit Mohr und seiner Frau. Die sind nu Beid' in Prison und die Frau is krank und verfallen und macht es woll nich lange mehr, er aber, er is oben auf und der alte Pietzker drüben meint auch, ‚an's Leben gingen sie ihm nich.' Und das is auch richtig und is noch von Anno 6 her. Da war er Soldat in Regiment Möllendorf und Napoleon, als es bei Jena nich recht weiter wollte, soll da ganz wüthend gesagt haben: ‚wer is denn blos der Kerl da? So was hab' ich ja in meinem ganzen Leben noch nicht gesehn.' Und unser König, als er wieder ein bischen in Ruhe war, hat auch an Mohr'n schreiben lassen, er könne sich eine Gnade ausbitten. Und die Gnade, die hängt noch, die is noch nich 'runter, und deshalb sagt Mohr immer: „sie können nich, auch wenn sie wollen; ich habe des Königs Gnade."

Das klang so weit ganz gut, aber was diesen Schlußworten Ehms vorausging, also die eigentliche Geschichte, die klang schlimm und es lief mir dabei kalt über den Rücken. Mohr war ein Mann von Mitte 40, ein guter Lichterschiffer, der zwischen Stettin und Swinemünde fuhr und immer allerhand Kaufmanns-

Digitized by Google

waaren mitbrachte, womit er dann Handel trieb. Er spielte sich auf den alten Soldaten aus, hielt auf Ordnung und Anstand und war groß und stark und wohlgelitten. Und auch gegen seine Frau lag nichts vor. Aber mit einem Male war er doch unter Bilanz oder vielleicht war es auch blos, daß er seine Habgier nicht bezwingen konnte, kurz und gut, als er in Erfahrung gebracht hatte, die Wittwe Lassahn, die mit einer jungen blonden Person am Rathhausplatze wohnte, habe 100 Thlr. in ihrem alten Uhrschrank versteckt, war es beschlossene Sache; die alte Frau mußte sterben und die junge Person mit. Mohr's Frau war mit einverstanden, ja einige sagten, sie sei schuld. Das war wohl so um Fastnachten Anno 26. Mohr kam von Stettin zurück und legte am Bollwerk an, grad gegenüber von dem Olthoff'schen Gasthof. Es war schon dunkel. Und so ging er denn zu der Wittwe Lassahn und sagte dieser, sie solle nach dem Lichterschiff schicken, da sei seine Frau und warte und werde dem Mädchen den Sack Kaffee geben, den er für sie mitgebracht habe. Das Mädchen ging denn auch. Und nun war er allein mit der Alten. Mit der war er rasch fertig. Aber bald danach kam die junge blonde Person vom Bollwerk zurück. Was nun geschah, das weiß man blos aus Mohr's eigener Beichte,

Digitized by Google

wenn er mitunter, von furchtbarer Angst gepackt, nach dem Geistlichen rief oder nach Justizrath Kirstein, dem er Alles sagen wolle. So stark er war, er hätte sie nicht bezwungen, wenn ihm seine Frau nicht zur Hilfe gekommen wäre: das war so der Hauptinhalt der Geschichte. Ich kenne auch die Einzelheiten, aber ich erzähle sie nicht. Nur soviel hier, sie geben ein furchthar anschauliches Bild von der Macht und Kraft der Verzweiflung. Alle sollten sich das in allen Lebenslagen gesagt sein lassen, auch im Leben der Völker. An Verborgenbleiben oder an Ablenken auf Andere war nicht zu denken und eh' ein Tag um war, waren Mohr und Frau in Fesseln. Darüber waren nun beinah anderthalb Jahre vergangen und noch immer schwebte die Sache. Sonderbarerweise kann ich mich nicht entsinnen, damals unter einem besonderen Angstgefühle gestanden zu haben, auch nicht einmal, als ich eines Tages, schon bei Dunkelwerden, an dem mit Eisentraillen versehenen Rathhausgefängniß vorüberging und die Straßenjungen mir zuriefen: „Kuck, da sitzt Mohr." Aus dieser meiner vergleichsweisen Ruhe wurde ich erst aufgestört, als es an einem Sonnabend, ich glaube es war im Frühjahr 28, hieß: „heute sind sie gekommen." Die, die gekommen sein sollten, waren der Scharfrichter und seine Knechte. Es

hatte auch seine Richtigkeit damit, wovon ich mich bald selbst überzeugen sollte. Jeden Nachmittag machten wir, mein Bruder und ich, einen Spaziergang an dem schon in den Dünen gelegenen Kirchhof vorüber, auf den Strand zu. So auch an jenem Sonnabend. Der Kirchhof lag bereits hinter uns und das Meer, wenn der Weg etwas anstieg, blitzte schon hier und da vor uns auf, als wir plötzlich einer Anzahl von Leuten ansichtig wurden, die, links ab vom Wege, in einer von Strandhafer überwachsenen Dünenschlucht ein sonderbares Gerüst aufschlugen, nicht viel größer als ein großer Tisch. Sie klopften gerade große Nägel, mit Eisenringen daran, in die Bretter des Podiums, darauf außerdem noch Holzklötze standen, ein halbes Dutzend oder ein paar mehr. Die Leute aber, die dabei beschäftigt waren, waren nicht Zimmerleute, sondern die, von denen es hieß „daß sie gekommen seien." Sie ließen sich nicht stören und wir unsererseits, nachdem wir das unheimliche Bild uns eingeprägt, gingen rasch weiter auf den Strand zu, wo der Blick auf's Meer uns wieder frei machte.

Gegen Dunkelstunde waren wir, auf einem Umwege, wieder in unserer Wohnung zurück; aber da wurde nicht viel von dem, was bevorstand, gesprochen, und erst am Abend erfuhren wir, daß

Digitized by Google

mein Papa mit dabei sein werde und das Kommando habe. Richtig, es war so. Als großer stattlicher Mann und 1813er war er ausersehen, an der Spitze der bewaffneten Bürgerschaft zu marschiren und draußen, vor Beginn der Exekution, das Schaffot mit seinen Leuten kreisförmig zu umstellen.

Als der Montag da war, ich hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, sah ich denn auch meinen Vater in Pontifikalibus. Er hatte einen Hut mit einer Feder auf und trug einen kolossalen Schleppsäbel, dessen blanke Messingscheide mir noch in diesem Augenblicke vor Augen steht. Die Freiwilligenbüchse, die keine Büchse war, hatte ihren verstaubten Platz zwischen den Flurschränken nicht verlassen, denn, als Offizier, war es sein Recht und seine Pflicht, nur den Säbel zu führen. Wir Kinder schlichen uns bis in die Nähe des Rathhausplatzes, von wo aus der Zug sich alsbald in Bewegung setzte, erst eine Abtheilung Schützengilde, dann die Schleife mit den beiden Verurtheilten, rechts und links von ein paar der besten Schützen begleitet; abschließend dann die gesammte bewaffnete Bürgerschaft. Die Stadt war wie ausgestorben, Alles draußen oder im Gefolge. Wie die Letzten außer Sicht waren, zogen wir uns in unser Haus zurück. Einige befreundete Damen begleiteten meine Mutter, die merkwürdig ruhig

Digitized by Google

war; sie fand Alles, was vorging, nur in der Ordnung, Aug um Auge, Zahn um Zahn, und ließ den Damen, die mit bei uns eingetreten waren, ein Glas Portwein reichen. Dann sprach sie von ganz andern Dingen; sie wollte falsche Sentimentalität nicht aufkommen lassen und hatte Recht wie immer.

Inzwischen gingen die Dinge draußen ihren Gang. Mit der Frau ging es rasch. Dann kam Mohr an die Reihe. Man legte ihn auf die Klötze — denn die vorzunehmende Prozedur war die des Räderns — und schob ihm dann einen zur Schleife geschlungenen Strick rasch um den Hals, der nun, durch die Ringe hindurch, von zwei Seiten her fest angezogen werden sollte. Das war, damit er fester liege; aber eigentlich war es, um der Qual ein rascheres Ende zu machen; ein sehr zu billigendes Verfahren. Im selben Momente jedoch, wo die Knechte, die es gut meinten, den Strick scharf anzogen, riß dieser von der dabei angewandten Gewalt und Mohr, der bis zum letzten Augenblicke den unsinnigen Glauben an seine Begnadigung „noch von Jena her" festgehalten hatte, richtete sich auf, fixirte den neben ihm stehenden Scharfrichter und sagte mit einem grausigen Freudenausdruck im Auge: „Wat wird nu aus Muhr'n?"

Digitized by Google

Er hatte nicht lange zu warten. Eine neue, sich um seinen Hals legende Strickschleife war die Antwort auf seine Frage.

Gegen 11 waren Alle von der Exekution zurück, mein Vater in sichtlicher Erregung, aber diese doch auch wieder gedämpft durch das Gefühl der verantwortlichen Kommandorolle, die sein Theil bei der Sache gewesen war. Er erzählte den Hergang ziemlich ruhig, nur mit besonderer Betonung einzelner französischer Wörter wie Massacre, Sangfroid, pitoyable, zu denen er immer griff, wenn er etwas scharf markiren wollte. Mir war zu Muth als ob wenigstens ein Unwetter heraufziehen oder eine Sonnenfinsterniß stattfinden müsse; es kam aber nichts derart und in verhältnißmäßig kurzer Zeit — was mit dem langen Schweben des Prozesses zusammenhängen mochte — war alles vergessen.

Indessen bei dem geringsten Anstoß, und der kam öfter als mir lieb war, war die Sache doch wieder da. Das Mohr'sche Ehepaar hatte einen Sohn hinterlassen, einen schwarzen, etwas sonderbaren Jungen in meinem Alter, der wie ein Igel aussah, so standen ihm die kurzen starren Haare vom Kopf ab. Er merkte auch, daß ich ihm nach Möglichkeit aus dem Wege ging, aber er war mir darum nicht gram, denn er hatte bei den Begegnungen doch wohl

Digitized by Google

herausgefühlt, daß sich in mein Entsetzen viel Theilnahme über sein Geschick einmischte.

Schließlich war ich wohl nur noch der Einzige, der sich mit der Sache, wenigstens vorübergehend, beschäftigte. Und das kam so. Jahre lang hatte das kleine Staketenzaun-Haus, drin der Mord geschehen war, leer gestanden und die Blumen in dem halb verwilderten Vorgarten blühten für Niemanden. Da, im Sommer 30, als ich bei untergehender Sonne mit meinem Papa vom Seebade zurückkam und bei der Gelegenheit auch den Rathhausplatz und das Staketenzaun-Haus passirte, sah ich mit einem Male, daß die bis dahin geschlossenen grünen Jalousien aufgemacht und die kleinen Fenster des Wohnzimmers geöffnet waren. An einem derselben aber saß ein Gerichts-Aktuarius, ein fideler Herr, den ich sehr gut kannte, und blätterte, während er Tabakswolken in die Luft blies, in einem vor ihm liegenden Aktenbündel. Er saß so, daß er eine gelbe Malvenstaude links und eine rothe rechts hatte. Das Ganze war ein Bild äußersten Behagens. Ich wies darauf hin und sagte zu meinem Vater: „Das ist ja gerade die Stube . . .“ „Ja, das ist die Stube“ wiederholte er, „mein Geschmack wär' es auch nicht“. Aber mit dieser kurzen Bemerkung war es abgethan und ich empfand an jenem Tage zum ersten Male,

Digitized by Google

was ich seitdem so oft empfunden habe, daß es mit den Schreckensdingen eine eigene Bewandtniß hat, gerade so wie mit der Einwirkung von Sturm und Unwetter auf uns. Einige können bei Sturm nicht schlafen, Andere aber schlafen dann am besten und wickeln sich mit einem ganz besonderen Behagen in ihre Decke.

* * *

Mein Vater, als wir vom Rathhausplatze sammt seinem, seine Pfeife schmauchenden Aktuarius wieder nach Hause kamen, erzählte natürlich von meinem Entsetzen über das wieder bewohnte Haus. Alle lachten mich aus, besonders die Dienstleute, und die gute Schröder sagte: „das fehlte auch noch, daß solch Kerl wie Mohr arme Leute um ihre Miethe bringt.“ Ich mußte mir den Spott gefallen lassen und mein Vater, der guten Schröder zustimmend, sprach von Weichlichkeit und Schwäche. Trotzdem traf es sich so, daß dasselbe Jahr noch, mir und meinem Angstgefühle zu einer Art Rechtfertigung verhalf und zwar war es mein Papa selber, den die längst abgethane Geschichte, sehr gegen seinen Willen, doch wieder gepackt haben mußte.

Der November hatte mit einem richtigen Nordwester eingesetzt und was nicht hinaus mußte, saß

am warmen Ofen. Mein Vater aber, der sich sagen mochte, daß sein Schimmel, der überhaupt immer über sein Thun und Lassen entschied, schon seit einer halben Woche nicht aus dem Stall gekommen sei, setzte sich in den Sattel und ritt auf den Strand zu. Spätnachmittag war es stiller geworden und die Mondsichel stand schon blaß zwischen zerrissenem Gewölk, als er, die Dünen passirend, plötzlich in unmittelbarste Nähe der Stelle kam, wo sie „Mohr und seine Frau“ eingescharrt hatten. Und jetzt sah er auch, dicht neben sich, den kleinen Schlängelpfad, der auf die Stelle zuführte. Da mit einem Male wollte der Schimmel nicht weiter, bog nach rechts hin aus und prustete und schäumte so, daß es die größte Mühe kostete, an der Stelle vorbeizukommen. „Ich wette, der Schimmel hat gewußt, da liegt Mohr; oder er hatte wenigstens die Witterung.“ Meine Mutter aber lachte: „Wenn sich doch Alles so leicht erklären ließe. Du hast dich geängstigt und als das Thier deine Angst merkte, da kam es auch in Angst. Ich glaube nicht an Spuk; aber eh' ich glaube, daß sich Dein Schimmel um Mohr und seine Frau kümmert, da glaub' ich doch noch eher an den alten Geisler oben.“

Die Schlußworte waren scherzhaft gemeint; ich nahm sie aber sehr ernsthaft und hörte nur heraus,

Digitized by Google

daß es mit dem alten Geisler doch auch etwas auf sich haben müsse. Trotzdem konnt' ich nicht davon lassen, mich immer wieder an die Stelle zwischen Ofen und Schrank zu setzen, von der es hieß, da sei er gestorben.

* * *

Die Geschichte mit Mohr blieb für mich das große Stadtereigniß und nur Einzelnes, bei dem die Elemente eine Rolle spielten, prägte sich mir mit ähnlicher Lebendigkeit ein. Ein paar Vorkommnisse der Art will ich erzählen.

Es war ein sehr heißer Sommer, ich glaube 29 oder 30, und so weit sich's ermöglichte, waren wir im Freien oder machten auch wohl Partieen. Unter diesen war auch eine nach der Oberförsterei Pudagla, der, wie schon erwähnt, zu jener Zeit der Oberförster Schröder, ein Bruder unserer Mamsell Schröder, vorstand, ein vorzüglicher Herr, gütig, gewissenhaft, gastlich. Und eines Sonntags fuhren wir da hinaus: meine Mutter und ich und noch zwei jüngere Geschwister. Die Schröder blieb zu Haus, ich weiß nicht weßhalb, ebenso mein Vater, der nicht dabei sein konnte, weil er „Wache" hatte. „Wache haben" war ein terminus technicus und hieß soviel, wie, statt des Gehülfen, der seinen

„freien Sonntag“ hatte, das Geschäftliche persönlich übernehmen, also statt seiner auf „Wache zu ziehn“. Mein Vater fand dies immer etwas „inferior“ für einen Mann von seinen Qualitäten, jedenfalls aber sehr langweilig, weßhalb er nie unterließ, sich für die Nachmittags- und Abendstunden eine Spielpartie einzuladen. Da zu dieser, wenn irgend möglich, auch die beiden Doktoren der Stadt gehörten, so war er auf die Weise ziemlich sicher, vor Mixturenmischen und Aehnlichem bewahrt zu bleiben. Solche Einladung an zwei, drei Freunde war auch an dem hier zu schildernden Tage ergangen, wir aber fuhren, in aller Frühe schon, auf die Oberförsterei zu, denn es war ein weiter Weg, erst Ahlbeck, dann Heringsdorf, dann Gothen und zuletzt Pudagla selbst, das in einem weiten Bezirk kostbarer alter Buchen lag. Nach dem Strand hin, in einiger Entfernung, erhob sich der Streckelberg, der höchste Berg dieser Gegenden, zu dessen Füßen Vineta gelegen haben soll. Um 10 waren wir draußen, frühstückten, und bewunderten zunächst ein junges Reh, das man, in einem Abschlag des großen Gemüsegartens, eingehegt hatte. Dann gingen wir zu Tisch. Gegen 4 Uhr, so war das Nachmittagsprogramm, wollten wir in den Wald und

Digitized by Google

dort Kaffee trinken. Es war inzwischen aber so heiß geworden, daß wir den Schatten des Hauses vorzogen und uns in Flur und Küche vergnügten, bis wir aus des Oberförsters Munde hörten, daß ein schweres Gewitter im Anzuge sei. „Dann wollen wir eilen," sagte meine Mutter, „wir fahren gute 3 Stunden, bei Dunkelwerden vielleicht noch länger, und mein Mann wird in Unruhe sein, weil er weiß, daß die Kinder sich ängstigen". Ob sie dies Alles glaubte, denn mein Papa ängstigte sich wenig um uns, weiß ich nicht. Der gute Oberförster aber gab nach und um 6 fuhr der Wagen vor. Ich kam vorn zu dem Kutscher, einen Strauß mit Erdbeeren in der Hand, der mich zunächst tröstete. „Viel vor 9 kommt es nicht herauf" waren des Oberförsters letzte Worte gewesen und er schien auch Recht behalten zu sollen. Wir litten zunächst wenig von der Schwüle, bis wir, nach fast anderthalbstündiger Fahrt am Strand hin, in den Wald einbogen. Es war zwischen Gothen und Heringsdorf. Und nun änderte sich die Situation sehr schnell, denn kaum, daß wir unter den Bäumen waren, so fuhr auch schon ein heller Blitz durch das Dunkel. Von Donner hörten wir nichts. In der That, es war zunächst nur Wetterleuchten, aber von solcher Intensität, daß der

Digitized by Google

Wald wie in Feuer ſtand. Die Pferde wurden immer unruhiger und als wir bis an die erſten Häuſer von Ahlbeck gekommen waren, wandte ſich der Kutſcher in den Fonds des Wagens hinein und fragte, ob wir nicht vor dem Dorfkruge halten und das Wetter abwarten wollten. Aber meine Mutter, in der ihr eigenen Reſolutheit, wollte davon nichts wiſſen. „Nur zu“. Und ſo ging es denn weiter. Zunächſt zwiſchen den Häuſern und Hütten hin und dann wieder in den jenſeits des Dorfes ſich fortſetzenden Wald hinein. Das Wetter hielt ſich noch immer und erſt als wir wieder im Freien und ſchon in Nähe des zwiſchen den Dünen gelegenen, mehrerwähnten Kirchhofs waren, hörten wir ein dumpfes Rollen und ſahen wie ſich etliche, vereinzelt umherſtehende Kiefern im Winde zu beugen begannen. Es war ſicher, das Losbrechen war nur noch eine Frage von Minuten. „Vorwärts.“ Aber die Pferde konnten kaum noch und immer langſamer mahlte der Wagen in dem tiefen Sande. Trotzdem ſchien Alles gut für uns ablaufen zu ſollen, das Unwetter gab uns erneuert eine Friſt und als wir unſer Haus und die Kirche ſchon in Sicht hatten, war noch kein Tropfen Regen gefallen. Im ſelben Augenblicke jedoch, wo wir hielten, gab es Blitz

Digitized by Google

und Schlag zugleich, so mächtig, daß wir erschreckt in unsere Sitze zurückfielen; es mußte ganz in der Nähe eingeschlagen haben und wolkenbruchartig stürzte der Regen auf uns nieder.

In der Gehilfenstube, soviel sahen wir wohl, war Licht, aber Niemand kam, um uns behilflich zu sein, und zu rufen oder mit der Peitsche zu knipsen, konnte bei dem Wetter, das tobte, nicht viel helfen. Ich sprang also vom Bock und half meiner Mutter und den Geschwistern so gut es ging, aber trotzdem, als wir kaum zwei Minuten später in den dunklen Hausflur eintraten, waren wir total durchnäßt und stapften auf den Fliesen umher, um den Regen abzuschütteln. Aus der Küche kam jetzt eins der Mädchen, einen Blaker in der Hand. „Gott, Madame . . .“ Aber unser in seine Whistpartie vertiefter Vater erschien noch immer nicht und wurde erst sichtbar, als meine Mutter, die mit einem Male klar in der Sache sah, die zur Gehilfenstube führende Thür hastig aufriß und mit nicht mißzuverstehender Ausgesprochenheit hineinrief: „Guten Abend, Louis; wir sind da.“

„Nun, das ist ja gut; eben muß es eingeschlagen haben.“

Und während er diese Betrachtungen anstellte, legte er die letzten Trumpfkarten auf den Tisch und

Digitized by Google

sagte: „drei Trick, macht einen Rubber von 7; Doktor, Sie geben.“

An Begrüßung war nicht zu denken und meine Mutter zog sich empört in ihre Stube zurück.

Und nun sollten wir zu Bett gebracht werden; ich bat aber aufbleiben zu dürfen, was mir auch gewährt wurde. Das Gewitter — eins von den ganz schweren, wie sie sich auf Inseln einstellen, wo der einschließende Wassergürtel sie festhält — nahm inzwischen seinen Fortgang. Mich fröstelte und ich wußte nicht recht, wo ich hin sollte. Da stahl ich mich unbemerkt wieder nach vorn in die Stube, wo die vier Whistspieler noch immer saßen und dann und wann in ihrer Spielerregung so scharf auf die Tischkante schlugen, daß die Glasmanschetten auf den Messingleuchtern schwirrten und klirrten. Die Lichter waren fast schon niedergebrannt. „Ich denke noch einen Rubber.“ Und dabei fuhr mein Vater mit dem Daumen über die Seitenwand der wieder zusammengerafften Karten. „Nimm ab, Werkenthin“. Ein greller Schein leuchtete durch die Ritze der Fensterladen und mir war als müsse der Blitz zwischen die Spieler fahren. Das Wetter war aber schon im Schwinden und ich ging in meine Kammer, wo meine Geschwister bereits schliefen. Was eine halbe Stunde später drüben auf der andern

Digitized by Google

Seite des Flurs zur Sprache kam, lag mir zum Glück außer Hörweite.

* * *

Wenn ich nicht irre, war es in demſelben Jahre, daß die Herbſttage mit ſtarkem Sturm einſetzten und als wir Kinder, eines Abends, auf Schemeln und Fußbänken in der Küche ſaßen, um uns an dem großen Herdfeuer zu wärmen, erſchien mit einem Male mein Vater und ſagte: „Nun wird es Ernſt; der Wind ſteht gerade auf die Molen und kein Tropfen Waſſer kann heraus. Bleibt es ſo, ſo können wir morgen Kahn fahren oder vielleicht ſitzen wir auch auf dem Dach.“ Er glaubte es Alles ſelber nicht recht, aber etwas, was vom Alltäglichen abwich, in Sicht zu ſtellen, war ihm ein beſonderes Vergnügen und wir Kinder waren, wenigſtens in dieſem Stück, Alle ſo ſehr nach ihm geartet, daß wir ihm Dank dafür wußten und unſere Mutter nicht begriffen, die von ſolcher Phantaſiebelaſtung nie was wiſſen wollte.

„Können wir untergehen?“ fragte ich.

„Ja, mein lieber Junge, wer will ſo was ſagen. Möglich iſt Alles. Uebrigens iſt es ein Glück, daß unſere Küſte den Alluvial-Charakter hat, kein

Digitized by Google

ewiges Rumoren in der Erde, nichts Feuerspeiendes. Andre Gegenden sind schlimmer daran. In Caracas, einer südamerikanischen Stadt, deren Einwohnerzahl nicht genau feststeht, hat neulich eine Welle eine französische Brigg gepackt und von der Rhede her auf den großen Marktplatz der Stadt gestellt. Und dann zog sich die Welle wieder zurück und ließ die Brigg genau da, wo sie stand, so daß die Bewohner von Caracas hinaufsteigen und den französischen Capitän besuchen konnten. Das ist aber nur, weil da Alles vulkanisch ist; gerade da, wo das Schiff vor Anker lag, ging es los, eine sogenannte Eruption." Er sprach dann noch eine Weile so weiter und hinterließ uns in einem sehr aufgeregten Zustande. Dann und wann, wenn ein Windstoß kam, fielen große Stücke Ruß aus dem Rauchfang auf den Herd und wenn dann die glimmenden Scheite aufflackerten und auseinander flogen, fuhren wir zusammen nnd ich meinerseits dachte: „Wenn es hier doch vielleicht vulkanisch wäre!"

Wie die Nacht verging, weiß ich nicht mehr, aber das weiß ich, daß wir am andern Tage sehr enttäuscht am Frühstückstische saßen. Der Wind, ein richtiger Nordwester, war ganz nach Westen herumgegangen, die Stauung hatte aufgehört und das Wasser im Strom stand nicht viel höher als

Digitized by Google

gewöhnlich. Es blieb uns also nichts Anderes übrig, als unsere Mappen zu packen und unsern Schulgang ganz alltäglich zu Fuß anzutreten, während wir doch mit Sicherheit darauf gerechnet hatten, in einem Boot in die Schule fahren und unterwegs bei Bäcker Woltermann unsere Frühstücksbrödchen kaufen zu können. Ein kleiner romantischer Hang saß uns Allen tief im Geblüt und blieb uns auch für manches weitere Jahr. 1848, wo wir Kinder doch Alle schon erwachsen waren, kriegten wir noch einmal einen starken Anfall von dieser Lust am Abenteuerlichen. Wir lebten damals im Oderbruch und verfolgten die durch die Märztage auch in der Provinz Posen heraufbeschworenen Vorgänge. Eines Tages hieß es: „Die Polen kommen: sie stehen schon südlich von Küstrin und wollen auf Berlin zu, um mit dem Berliner Volk zu fraterniſiren". Ich hielt es eigentlich für Unsinn, trotzdem regte mich die Nachricht angenehm auf, meine Geschwister noch viel mehr, und alle Stunden gingen wir auf die höchstgelegene Bodenstube, um von dort aus Ausschau zu halten. Als es zuletzt hieß „sie kommen n i c h t", waren wir eigentlich traurig; Confederatka, rothe Schärpe, Uebungsversuche im Französischen, all das wäre doch mal was anderes gewesen.

Digitized by Google

Ach Gott, wie einem die Tage
Langweilig hier vergehn,
Nur wenn sie einen begraben
Bekommen wir was zu sehn. . .

Es liegt eine furchtbare Wahrheit in der Einsamkeits- und Verlassenheitsstimmung dieser Heinischen Strophe. Wir wenigstens waren damals ihrer Wahrheit unterthan.

* * *

Zwei Jahre später, Anfang Januar 32, hatten wir wieder ein am Strom spielendes Ereigniß. Aber diesmal war es keine Sturmfluth, sondern ein kleines Eis-Abenteuer. Die Tage nach Weihnachten waren ungewöhnlich milde gewesen und das Eis, das schon Anfang Dezember das Haff überdeckt hatte, hatte sich wieder gelöst und trieb in großen Schollen, die übrigens den Bootverkehr nach der Insel Wollin hinüber nicht hinderten, flußabwärts dem Meere zu. Sylvester war wie herkömmlich gefeiert worden und für den zweiten Januar stand ein neues Vergnügen in Sicht, von dem ich mir ganz besonders viel versprach: mein Freund Wilhelm Krause, der schon als Schüler und Pensionär des bekannten Direktors v. Klöden die Gewerbeschule besuchte, mußte

am 3. Januar wieder in Berlin sein und seitens seines Vaters, des Kommerzienraths, war mit einigen Freunden verabredet worden, dem liebenswürdigen Jungen, bis nach dem jenseitigen Ufer hinüber, von wo dann die Fahrpost ging, das Geleit zu geben. In einem sichren Eisboote wollte man, zwischen den Schollen hindurch, die Partie machen, Alles in Allem 8 Personen: erst zwei Bootsleute, dann der Kommerzienrath und sein Sohn, dann Konsul Thompson und Sohn und schließlich mein Vater und ich. Ich freute mich ganz ungeheuer darauf. Einmal weil es was Apartes war und nicht minder, weil eine glänzende Verpflegung in Aussicht stand. Es verlautete nämlich, daß drüben im Fährhause gefrühstückt und wir drei Jungens mit Eierpunsch und holländischen Waffeln regalirt werden sollten. Ich nahm mir vor, weil mir dies männlicher erschien, mich ausschließlich an den Eierpunsch zu halten, blieb aber später nicht auf der Höhe dieses Entschlusses. Um 9 sollte das Boot von „Krausen's Klapp" abgehen. Wir waren auch alle pünktlich da, nur das Boot nicht, und als wir eine Weile gewartet, erfuhren wir, wovon uns übrigens der Augenschein bereits überzeugt hatte, daß der über Nacht eingetretene starke Frost die Schollen zum Stehen gebracht und die kleinen Wasserläufe dazwischen

Digitized by Google

mit Eis überdeckt habe. Das hätte nun nichts auf sich gehabt, im Gegentheil, wenn nur die Eisdecke um einen Zoll dicker gewesen wäre; sie war aber sehr dünn und so standen wir vor der Erwägung, ob ein Ueberschreiten des Flusses überhaupt möglich sei. Der Kommerzienrath, dem daran lag, keine Schulversäumniß eintreten zu lassen, war entschieden für das kleine Wagniß und als die in langen Pelzjacken dastehenden Bootsleute dies erst sahen, meinten sie sofort auch ihrerseits „es werde schon gehen und wenn was passire, so wäre es auch so schlimm nicht . . . ein bischen naßkalt . . .“ „Ja, Kinder“, sagte Thompson „wie denkt ihr euch das eigentlich? das heißt doch soviel wie 'reinfallen und da hat man seinen Schlag weg, man weiß nicht wie. Oder die Eisscholle schneidet einem den Kopf ab.“

„Ih, Herr Konsul, so schlimm wird es ja woll nich kommen.“

„Ja, so schlimm wird es ja woll nicht kommen, . . . das klingt ganz gut, aber daraus kann ich mir keinen Trost nehmen. ‚Oskar . . .‘ und dabei nahm er seinen Jungen bei der Schulter „wir zwei bleiben hier; Onkel Krause ist ein Windhund, der kann es riskiren. Und Du Bruder, wie steht es mit Dir?“

Diese Schlußworte richteten sich an meinen Vater, der ohne Weiteres erklärte, Thompson habe

Digitized by Google

recht. In diesem Augenblick aber traf ihn ein so wehmüthiger Blick aus meinen Augen, daß er in's Lachen kam und hinzusetzte: „Nun gut, wenn der Kommerzienrath Dich mitnehmen will, meinetwegen ... ich bin der Schwerste von Euch Allen . . . und von Verpflichtung kann keine Rede sein, eher das Gegentheil . . .“ Und bei diesem Entscheide blieb es.

Einer der Bootsleute, mit einem 8 oder 10 Fuß langen Brett auf der Schulter und einem Tau um den Leib, ging vorauf, an dem nachschleifenden Tauende aber hielt sich der Kommerzienrath mit der Linken, während er seinen Jungen an der andern Hand führte; gleich dahinter folgte der zweite Bootsmann, ähnlich ausgerüstet, aber statt des Taus mit einer Eispieke, dran ich mich hielt. So ging es los. Es war zauberhaft und wohl eigentlich nicht sehr gefährlich. Die beiden Bootsleute waren immer vorauf und erfüllten mich mit dem angenehmen Gefühl, „wenn die überfrorne Stelle den Bootsmann getragen hat, Dich trägt sie gewiß.“ Und das war richtig. Freilich kamen Stellen, wo der Strom so stark ging, daß nicht einmal Schülbereis das Wasser bedeckte, aber solche freie Strömung war immer nur zwischen zwei verhältnißmäßig naheliegenden Eisschollen, so daß das Brett, das der Bootsmann trug, vollkommen ausreichte, einen

Digitized by Google

Uebergang von einer Scholle zur anderen zu schaffen. War er drüben, so reichte er mir die lange Piekenstange oder richtiger hielt die Stange so, daß sie mir als ein Geländer diente. Kurzum, ich empfand nur soviel von Gefahr, wie nöthig war, um den ganzen Vorgang auf seine höchste Genußhöhe zu heben und als ich, nach dem Frühstück drüben, wieder glücklich zurück war, betrat ich das Bollwerk wie ein junger Sieger und schritt in gehobener Stimmung auf unser Haus zu, wo meine Mutter, die von einem sehr erregten Gespräch zu kommen schien, schon im Flur stand und mich erwartete. Sie küßte mich mit besonderer Zärtlichkeit, dabei immer vorwurfsvoll nach dem Vater hinübersehend und fragte mich, ob ich noch etwas wolle.

„Nein," sagte ich „es gab Eierpunsch und Waffeln und ich wollte auch welche für die Geschwister mitbringen; aber mit einem Male gab es keine mehr."

„Ich weiß schon. Du bist Deines Vaters Sohn."

„Da hat er ganz gut gewählt," sagte mein Vater.

„Meinst Du das wirlich, Louis?"

„Nicht so ganz. Es war nur eine façon de parler."

„Wie immer."

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel.

Was wir in der Welt erlebten.

Das waren so die Dinge, die uns die Stadt erleben ließ, aber auch was draußen in der Welt geschah, war für uns da, nicht zum wenigsten für mich. Ich hatte von früh an einen Sinn für die politischen Vorgänge, wie sie mir unsere Zeitung vermittelte. Bis zu meinem zehnten Jahre freilich blieb mir diese Lektüre, wenn nicht absichtlich, so doch thatsächlich vorenthalten, was denn zur Folge hatte, daß mir die geschichtlichen Ereignisse der zwanziger Jahre: die Freiheitskämpfe der Griechen, sammt dem sich anschließenden russisch türkischen Kriege, lediglich durch eine Jahrmarkts-Schaubude zur Kenntniß kamen. Alle diese augenblendenden, immer wieder in gelb und roth und nur ganz ausnahmsweise (wenn es Russen waren) in grün auftretenden Guckkastenbilder thaten aber, trotz all ihrer Gröblichkeit und Trivialität, oder vielleicht auch um dieser willen,

Digitized by Google

ihre volle Schuldigkeit an mir und prägten sich mir derart ein, daß ich über die Personen, Schlachten und Heldenthaten jener Epoche besser als die Mehrzahl meiner Mitlebenden unterrichtet zu sein glaube. Griechische Brander stecken die türkische Flotte in Brand, das Bombardement von Janina (mit einer platzenden Riesenbombe im Vordergrund) Marco Bozzaris in Missolunghi, General Diebitsch Sabalkanski's Einzug in Adrianopel, die Schlacht bei Navarino, — all das steht in einer Deutlichkeit vor mir, als wär ich mit dabei gewesen und läßt es mich nicht bedauern, meine früheste zeitgeschichtliche Belehrung aus einem Guckkasten erhalten zu haben.

Von Sommer 1830 an trat aber die Zeitung an die Stelle des durch Beleuchtungskünste verschönten und vergrößerten Gustav Kühn'schen Bilderbogens und ich sehe mich noch am Bollwerk stehen und auf das Anlegen der „Kronprinzessin Elisabeth", des von Stettin kommenden Dampfers warten, der täglich die Zeitungen mitbrachte. Mein Vater war natürlich auch mit an der Landungsbrücke, meist in Gesellschaft von Freunden. Waren es nun Freunde von der „milderen Observanz" d. h. solche von denen keiner nach dem in ziemlicher Nähe gelegenen Spiel-Pavillon hinüberlugte, so unterließ er's nicht, sich sofort in die Neuigkeiten zu versenken, waren

Digitized by Google

aber umgekehrt etliche von den entschlosseneren Freunden zugegen, also von denen, deren Gedanken in derselben Richtung gingen wie die seinigen, so that er nur einen flüchtigen Blick in die Zeitung und übergab mir dann diese, mit der ich nun, in fliegender Eile, nach Hause stürmte. Der Gehülfe, den wir damals hatten, war mein guter Freund, und brannte auf Neuigkeiten nicht viel weniger als ich, ja, hätte am liebsten gleich selbst gelesen. Es war aber immer Mittagstunde, wo ziemlich viel zu thun für ihn war und so fiel mir denn nicht blos die Wonne des Lesens, sondern sogar die des Vorlesens zu. Hinter dem Receptirtische, wo man sich vor Enge kaum drehen konnte, war doch noch, nahe dem Fenster, ein freier Winkel geblieben, in dem ein eingesessener Binsenstuhl gerade Platz hatte. Da ließ ich mich nun nieder, während ich die Füße zugleich auf einen etwas vorgezogenen Kasten stemmte, von außen her aber, wo die dichtbelaubten Kastanien standen, fielen die Lichter und Schatten auf das aufgeschlagene Blatt. Und nun begann die Lektüre, die sich, durch den ganzen Sommer hin, fast ausschließlich auf das unter der Ueberschrift „Frankreich“ Stehende beschränkte. Polignac's Ordonnanzen interessirten mich wenig. Als dann aber die französische Flotte unter Admiral Duperré vor Algier erschien und die Be-

Digitized by Google

ſchießung anhob und dann General Berthézène mit ſeiner Diviſion den Kirchhof in Nähe der Stadt angriff und nahm und der Dey mit ſeinem Harem um freien Abzug bat, da kannte mein Entzücken keine Grenze, das auch nicht voll mehr erreicht wurde, als ich hörte, daß Karl X. geſtürzt und Louis Philipp König geworden ſei. Von großem Eindruck auf mich war erſt wieder die Nachricht, daß in Brüſſel bei Aufführung der „Stummen von Portici“ die Revolution ausgebrochen ſei und zwar gerade bei der Stelle „dem Meer-Tyrannen gilt die wilde Jagd“; ich fand dies unbeſchreiblich ſchön, vielleicht in der dunklen, für eine Poetennatur immerhin ſchmeichelhaften Vorſtellung, daß hier ein Lied eine politiſche That geweckt oder gezeitigt habe.

Das war der Sommer 30. Aber was war der Sommer gegen den Winter! Ende November brach, in Nachwirkung der Ereigniſſe in Frankreich und Belgien, die Inſurrektion in Polen aus. Großfürſt Konſtantin wurde flüchtig und nachdem man auf beiden Seiten gerüſtet, kam es zu Beginn des folgenden Jahres zu den blutigen Schlachten bei Grochow und Oſtrolenka. Die Namen von damals prägten ſich mir ſo tief in die Seele, daß ich, als ich, ein Menſchenalter ſpäter, in den zufällig mir

Digitized by Google

zu Händen kommenden Briefen der Rahel Levin den Namen Skrzynecki und Rybinski begegnete, wie auf einen Schlag den Insurrektionskrieg von 30 und 31, einen der erbittertſten, die je ausgefochten wurden, wieder vor Augen hatte. Kein anderer Krieg, unſere eigenen nicht ausgeſchloſſen, hat von meiner Phantaſie je wieder ſo Beſitz genommen wie dieſe Polenkämpfe und die Gedichte, die an jene Zeit anknüpfen (obenan die von Lenau und Julius Moſen) und dazu die Lieder aus Holtei's „Altem Feldherrn", ſind mir bis dieſe Stunde geblieben, trotzdem die letztren poetiſch nicht hoch ſtehen. Viele Jahre danach, als ich, dicht am Alexanderplatz, eine kleine Parterre-Wohnung inne hatte, ſtellte ſich allwöchentlich einmal ein Muſikanten-Ehepaar vor meinem Fenſter auf, er blind, mit einer Klapptuba, ſie, ſchwindſüchtig, mit einer Harfe. Und nun ſpielten ſie: „Fordere niemand mein Schickſal zu hören" oder „Denkſt du daran, mein tapferer Lagienka". Ich ſchickte ihnen dann ihren Obolus hinaus und ließ ſie's noch einmal ſpielen und noch jetzt, ich muß es wiederholen, zieht, wenn ich die Lieder höre, die alte Zeit vor mir herauf und ich verfalle in eine unbezwingbare Rührung. Ich erzähle das ſo ausführlich, weil ich — in gewiſſem Sinne zu meinem Leidweſen und jedenfalls in einem Wider-

Digitized by Google

ſtreit zu den poetiſchen Empfindungen, die mich damals beherrſchten und auch jetzt noch beherrſchen — die Bemerkung daran knüpfen muß, daß ich vielfach nur mit getheiltem Herzen auf Seite der Polen ſtand und überhaupt, aller meiner Freiheitsliebe unerachtet, jederzeit ein gewiſſes Engagement zu Gunſten der geordneten Gewalten, auch die ruſſiſche nicht ausgeſchloſſen, in mir verſpürt habe. Freiheitskämpfe haben einen eigenen Zauber und ich danke Gott, daß die Geſchichte deren in Fülle zu verzeichnen hat. Was wäre aus der Welt geworden, wenn es nicht zu allen Zeiten tapfere, herrliche Menſchen gegeben hätte, die, mit Schiller zu ſprechen, „in den Himmel greifen und ihre ewigen Rechte von den Sternen herunter holen.“ So hat denn alles Einſetzen von Gut und Blut, von Leib und Leben zunächſt meine herzlichſten Sympathien, obenan die Kämpfe der Niederländer, neuerdings die Garibaldiſchen. Aber noch einmal, es läuft, mir ſelber verwunderlich, ein entgegengeſetztes Gefühl daneben her und ſo lange die Revolutionskämpfe des ſicheren Sieges entbehren, begleite ich all dieſe Auflehnungen nicht blos mit Mißtrauen (zu welchem meiſt nur zu viel Grund vorhanden iſt) ſondern auch mit einer größeren oder geringeren, ich will nicht ſagen in meinem Rechts- aber doch in meinem Ordnungsgefühle begründeten Miß-

billigung. Ein Zwergensieg gegen Riesen verwirrt mich und erscheint mir in so weit ungehörig, als er gegen den natürlichen Lauf der Dinge verstößt. Ich kann es nicht leiden, daß ein alter Schäfer eine Kur ausführt, die Dieffenbach oder Langenbeck nicht zu Stande bringen konnten. Jeder hat ein ihm zuständiges Maaß, dem gemäß er siegen oder unterliegen muß und in diesem Sinne blicke ich auch auf sich gegenüberstehende Streitkräfte. Ich verlange von 300,000 Mann, daß sie mit 30,000 Mann schnell fertig werden und wenn die 30,000 trotzdem siegen, so finde ich das zwar heldenmäßig und wenn sie für Freiheit, Land und Glauben einstanden, außerdem auch noch höchst wünschenswerth, kann aber doch über die Vorstellung nicht weg, daß es eigentlich nicht stimmt. Ich habe nichts dagegen, dies mich stark beherrschende Gefühl, das mich mehr als einmal von der meine Sympathie fordernden Seite auf die schlechtere Seite hinübergeschoben hat, als philiströs oder subaltern oder meinetwegen selbst als moralisches Manko gekennzeichnet zu sehen, es kommt mir nicht auf Feststellung dessen an, was hier zu loben oder zu tadeln ist, sondern lediglich auf Aufklärung über einen bestimmten inneren Vorgang und demnächst darüber, ob sich solche Gefühlsgänge, sie seien nun richtig oder falsch, auch wohl

Digitized by Google

sonst noch in einer auf freies Empfinden Anspruch machenden Seele vorfinden mögen.*)

Ein Jahr lang dauerte der polnische Insurrektionskrieg, während welcher Zeit ich mich zu einem kleinen Politiker herangelesen hatte. Namentlich in Herzählung der alle vier Wochen im Ober-Kommando wechselnden polnischen Generale, kam mir niemand

*) Ich habe in Vorstehendem den Grund für meine getheilten Sympathien in einem gewissen Ordnungssinne gesucht, in einem an die Zahl, bez. die Machtüberlegenheit zu stellenden natürlichen Anspruch. Und es liegt in der That so. Wenn sich zwei Jungen auf der Straße schlagen und der ganz Kleine siegt über den ganz Großen, so freuen wir uns über den Kleinen, ärgern uns aber über den Großen dermaßen, daß die dem Kleinen zu gute kommende Freude sehr erheblich beeinträchtigt wird. Also noch einmal, wir ziehen aus dem Machtverhältniß ganz bestimmte Consequenzen. Aber vielleicht spielt in dieser Frage auch noch ein anderes, auf's Moralische hin angesehn ganz gleichgültiges Moment mit, dessen trotzdem hier gedacht werden muß: die Macht der rein äußerlichen Erscheinung. Friedrich Wilhelm III, als es sich um den Einzug in Paris handelte, wollte von der Heranziehung des York'schen Corps, das doch die Hauptsache gethan hatte, zu diesem Einzugszwecke nichts wissen, weil die Hosen der Landwehrleute zu sehr zerrissen waren. Manche hatten gar keine Hosen mehr und deckten ihre Blöße nur noch mit ihrem Mantel. Der König ist oft dafür getadelt worden, ich meinerseits aber habe mich immer auf seine Seite gestellt. Das Ästhetische hat eben auch sein Recht, mitunter sogar ein weit- und tiefgehendes, trotzdem

Digitized by Google

gleich, was natürlich für meine Bescheidenheit nicht sehr förderlich war. Doch stand es wohl nicht allzu schlimm damit; in all meiner Eitelkeit war ich doch immer zunächst bei der Sache.

* * *

Herbst 31 sah sich die Revolution besiegt, aber ein neuer schlimmerer Feind war inzwischen heraufgestiegen und näherte sich von Osten her unsern Grenzen: die Cholera. Vorbereitungen zur Abwehr derselben wurden getroffen, natürlich (wie immer) auch bewitzelt und als der alte Geheimerath Rust Absperrungsmaßregeln vorschlug, erschien eine Berliner Karrikatur, die den alten Rust, bei vollkommenster Porträt-Ähnlichkeit, als Sperling (aber mit einem doppelten r geschrieben) darstellte. Darunter stand: „Passer Rusticus, der gemeine Landsperrling". Indessen, es half zu nichts; es

ich nicht verkenne, daß dabei schließlich ein Dorfspitz herauskommen kann, der wohlgekleidete Lumpe passiren läßt und ehrliche Leute, die gerad um ihrer Tugenden willen in Lumpen gehn, anbellt. Bedarf das der Abstellung, muß das aus unserer Seele heraus, so müssen wir nach ganz anderen, von der Erscheinung absehenden Principien erzogen werden und es lernen, unter allen Umständen immer nur das Eigentliche, den Kern der Sache zu befragen. Davon sind wir aber vorläufig noch weit ab.

Digitized by Google

blieb bei der Absperrung und auch nach Swinemünde hin wurde Militär detachirt, um dort einen Cordon zu ziehen. Im Sommer eben genannten Jahres (1831), an einem glühend heißen Tage, traf ein Bataillon vom Kaiser Franz Regiment bei uns ein. Die Grenadiere hatten, von Wollin her, einen 4 meiligen Marsch durch sandige Kiefernhaide machen müssen und kamen ziemlich marschmüde an, trotzdem sie sich, während der Bootfahrt von einem Flußufer zum andern, wieder erholt hatten. Wir Jungens standen am Bollwerk und staunten die schönen großen Leute an, an die zunächst Quartier-Billets vertheilt wurden. Mein Freund Oskar Thompson und ich hatten uns etwas vorgedrängt und studirten die Achselklappen.

„Hast Du es 'raus?" fragte ich.

„Ja" sagte Thompson „es ist ein R und heißt Rex."

„Unsinn. Du mußt doch wissen Kaiser Franz. Kaiser und Rex geht nicht."

„Na, denn sage 'was Besseres."

„Es heißt Franciscus Imperator. Es ist ein F und ein I . . ."

„Nein, mein junger Freund" sagte jetzt, sich rasch umwendend, der die Compagnie führende Hauptmann, ein sehr gütig aussehender Herr, mit goldner

Digitized by Google

Brille; „es ist kein J, sondern eine römische I und es heißt: Franz der Erste.“

Mir schoß das Blut in die Stirn und ich zog mich, unsicher ob ich ihm vielleicht danken müsse, verlegen zurück. Gleich danach aber sah ich, wie der Hauptmann einen jungen Offizier, der kaum 20 sein mochte, heranrief und mit diesem ein paar Worte wechselte. Dieser junge Offizier wurde bald der Liebling aller Damen und ein Gegenstand ihrer lebhaften Neugier. Er hieß von Witzleben und war der Sohn des Obersten von Witzleben, der, damals in Dresden wohnend, unter dem Namen A. W. Tromlitz seine im Walter Scott-Stil gehaltenen Romane schrieb. Er (Tromlitz) war als Schriftsteller sehr gefeiert, mehr als wir uns das heute denken können, sein Sohn aber wurde später mein besonderer Gönner, eine Gönnerschaft, der er, in dem von ihm redigirten Militär-Wochenblatt in anerkennenden Worten über meine die Kriege von 1864, 66, und 70 behandelnden Bücher Ausdruck gab. Er ist darin, als Militär, einzig dastehend geblieben, weil die militairischen Fachleute gegen die Schreibereien eines „Pequin“ ein für alle Mal eingenommen sind. Ob sie darin Recht haben? Ich glaube nicht, wenigstens nicht ganz. Alle diese Dinge liegen mir jetzt weit zurück und der Werth oder Unwerth dessen, was ich

Digitized by Google

damals über unsre Kriege geschrieben habe, bedeutet mir nicht viel mehr. Ich darf auch hinzufügen, daß ich, auf jedem Gebiete, für Autoritäten bin, also, was so ziemlich dasselbe sagen will, das Urtheil von Fachleuten bevorzuge. Trotzdem können auch Fachleute zu weit gehen, wenn sie Verständniß für ihre Sache für sich ausschließlich in Anspruch nehmen. Es giebt konventikelnde Leineweber, die die Predigt eines Ober-Konsistorialraths sehr wohl beurtheilen können und es gab immer Farbenreiber, die sich sehr gut auf Bilder verstanden. In neuerer Zeit sind Auktionskommissarien an ihre Stelle getreten. Es liegt auf militairischem Gebiete nicht viel anders, wenn es überhaupt anders liegt, dessen sind die Revolutionskriege, die seit hundert Jahren geführt werden, ein beredter Zeuge. Heute noch Kellner oder Friseur und nach Jahr und Tag ein Schlachtenlenker. Und was in praxi hundertfältig geleistet wird, das kann doch auch auf theoretischem Gebiete nicht zu den Unmöglichkeiten zählen. Ich nenne hier, einschaltend, nur den Namen Bernhardi. Gewiß, die Laienschaft hat sich zunächst zu bescheiden, aber sie darf doch gelegentlich mitsprechen, ja selbst Vorzüge für sich in Anspruch nehmen: größere Freiheit und unbefangeneres in Rechnung stellen außermilitairischer Faktoren, vor allem der sogenannten Imponderabilien.

Digitized by Google

Im Letzten ist Kriegsgeschichtsschreibung doch nichts anderes als Geschichtsschreibung überhaupt und unterliegt denselben Gesetzen. Wie verläuft es? Ein reiches Material tritt an einen heran und es gilt unter dem Gegebenen eine Wahl zu treffen, ein „Für oder Wider" ein „Ja oder Nein" auszusprechen. Auch die Darstellung des Kriegshistorischen ist, zu sehr wesentlichem Theile, Sache literarischer und nicht blos militairischer Kritik. Ordnen und aufbauen können, ist wichtiger als ein reicheres Wissens- und Erkenntnißmaß und alles in allem kann ich nicht einsehen, warum es leichter sein soll über den Charakter Wallensteins, als über den Gang der Schlacht bei Großbeeren in's Klare zu kommen.

* * *

Mein Gönner von Witzleben — er war zuletzt General — hat sich's natürlich nicht träumen lassen, daß mich sein Wohlwollen zu solchen Betrachtungen hinreißen würde, vielleicht wär' er sonst ein wenig härter mit mir verfahren. Aber so oder so, ich kehre zunächst zum Jahre 30 und zu dem Bataillon vom Franz Regiment zurück, das damals „um Cordon zu ziehen und die Quarantäne zu sichern" in Swinemünde einzog. Das Bataillon blieb nicht

Digitized by Google

lange, wahrscheinlich weil man sich von der Nutzlosigkeit solcher Cordons überzeugt hatte; statt seiner aber erschien nun eine Batterie oder Halb-Batterie schweren Geschützes, bronzene Zwölfpfünder, von denen zwei auf die Molenköpfe geschafft und dort so gestellt wurden, daß sie den Hafeneingang bestrichen. Aber auch diese Zwölfpfünder kriegten nichts zu thun; sie standen da bis in's nächste Frühjahr hinein, wo dann Befehl kam, sie nach Stettin hin zurückzuziehen. Ehe dieser Befehl aber ausgeführt werden konnte, nahm der Kommandirende Veranlassung zu einer Dankesbezeugung für die Gastfreundschaft, die die Swinemünder gegen ihn und seine Offiziere geübt hatten. Er erließ Einladungen an die Honoratioren, sich auf der diesseitigen Mole zu versammeln, um dort einem von ihm zu veranstaltenden Schießversuche beizuwohnen. Auch mein Vater war draußen und hatte mich mitgenommen, weil er sehen wollte, welchen Eindruck das Schauspiel auf mich machen würde.

Die Luft war feucht und der Himmel grau. Alles fröstelte. Wir fanden, daß es etwas lange dauere, denn die schräg vor uns stehende Sonne neigte sich schon dem Horizonte zu. Da plötzlich große Bewegung . . . ein donnernder Knall und im nächsten Augenblicke brachen alle Versammelten

Digitized by Google

in ein staunendes „Ah“ aus. Es war nämlich ein Ricochette-Schießen, was im Princip etwa dasselbe bedeutet wie das „Butterstullenwerfen“ auf einem Teich. Die mächtige Kugel setzte in Entfernung von 300 oder 500 Schritt zum ersten Mal auf und trieb eine Wassersäule, ganz nach Art eines Springbrunnenstrahls, in die Luft; dann folgte ein zweites und drittes Aufsetzen, bis die Wassersäulen immer kleiner wurden und schließlich die Kugel versank. Ich hätte stundenlang dem entzückenden Schauspiele zusehen können. Aber es währte nur kurze Zeit. Als der Sonnenball über dem Wasser hing, war Alles vorbei und man trat den Heimweg nach der Stadt an, wo den Offizieren und allen anderen, die mit draußen gewesen waren, bei Consul Thompson ein Abschiedssouper gegeben wurde. Viele Reden wurden gehalten, unter Ausdruck der Freude, daß die Cholera, so fatal sie sei, so liebe Gäste gebracht habe. Zuletzt sprach auch mein Vater und bemerkte in seiner launigen, wenn auch vielleicht anfechtbaren Weise: „was draußen auf der Mole die Kanone, das sei drinnen in seiner Stadtapotheke der große Salzsäure-Ballon gewesen, unter dessen Heranziehung er jeden Augenblick im Stande gewesen wäre, das bedrohte Swinemünde unter Chlor zu setzen.“

Meine Mutter — wie denn fast alle Frauen

Digitized by Google

an den Reden ihrer Männer Anstoß nehmen — war wenig erbaut von diesem Toaste; besonders mißfielen ihr die chemisch-pharmaceutischen Anspielungen. Sie freute sich zwar immer, wenn das Geschäft blühte, hielt aber im Uebrigen nicht viel vom Metier.

Digitized by Google

Dreizehntes Kapitel.

Wie wir in die Schule gingen und lernten.

Als wir Johanni 27 in dem Hause mit dem Riesendach und der hölzernen Dachrinne, darin mein Vater bequem seine Hand legen konnte, glücklich untergebracht waren, meldete sich alsbald auch die Frage „was wird nun aus den Kindern? in welche Schule schicken wir sie?“ Wäre meine Mutter schon mit zur Stelle gewesen, so hätte sich wahrscheinlich ein Ausweg gefunden, der, wenn nicht auf's Lernen, so doch auf das „Standesgemäße“ die gebührende Rücksicht genommen hätte. Da meine Mama jedoch, wie schon erzählt, einer Nervenkur halber in Berlin zurückgeblieben war, so lag die Entscheidung bei meinem Vater, der schnell mit der Sache fertig war und sich in einem seiner Selbstgespräche muthmaßlich dahin resolvirte, „die Stadt hat nur eine Schule, die Stadtschule, und da diese Stadtschule die einzige ist, so ist sie auch die beste.“ Gesagt, gethan; und

Digitized by Google

ehe eine Woche um war, war ich Schüler der Stadtschule. Nur wenig ist mir davon in Erinnerung geblieben: eine große Stube mit einer schwarzen Tafel, stickige Luft trotz immer offenstehender Fenster und zahllose Jungens in Fries- und Leinwandjacken, ungekämmt und barfüßig oder aber in Holzpantoffeln, die einen furchtbaren Lärm machten. Es war sehr traurig. Ich verknüpfte jedoch damals, wie leider auch später noch, mit „in die Schule gehen" so wenig angenehmen Vorstellungen, daß mir der vorgeschilderte Zustand, als ich seine Bekanntschaft machte, nicht als etwas besonders Schreckliches erschien. Ich ging eben davon aus, daß das so sein müsse. Als aber, gegen den Herbst hin, meine Mutter eintraf und mich mit den Holzpantoffeljungens aus der Schule kommen sah, war sie außer sich und warf einen ängstlichen Blick auf meine Locken, denen sie, in dieser Gesellschaft, nicht mehr recht trauen mochte. Sie hatte dann eines ihrer energischen Zwiegespräche mit meinem Vater, dem wahrscheinlich gesagt wurde „er habe mal wieder blos an sich gedacht" und denselben Tag noch erfolgte meine Abmeldung bei dem uns schräg gegenüber wohnenden Rektor Beda. Dieser nahm die Abmeldung nicht übel, erklärte vielmehr meiner Mutter „er habe sich eigentlich gewundert . . ."

Digitized by Google

All das war nun so weit ganz gut, berechtigte Kritik war geübt und ihr gemäß verfahren worden, aber als es nun galt, etwas Besseres an die Stelle zu setzen, wußte auch meine Mutter nicht aus noch ein. Lehrkräfte schienen zu fehlen oder fehlten wirklich und da sich, bei der Kürze der Zeit, noch keine Beziehungen zu den guten Familien der Stadt ermöglicht hatten, so wurde beschlossen, mich vorläufig wild aufwachsen zu lassen und ruhig zu warten, bis sich etwas fände. Um mich aber vor Rückfall in dunkelste Nacht zu bewahren, sollte ich täglich eine Stunde bei meiner Mutter lesen und bei meinem Vater einige lateinische und französische Vokabeln lernen, dazu Geographie und Geschichte.

„Wirst Du das auch können, Louis?“ hatte meine Mutter gefragt.

Können? Was heißt können! natürlich kann ich es. Immer das alte Mißtrauen.“

„Es ist noch keine 24 Stunden, daß Du selber voller Zweifel warst.“

„Da werd ich wohl keine Lust gehabt haben. Aber, wenn es drauf ankommt, ich verstehe die Pharmacopöa borussica so gut wie jeder andere und in meiner Eltern Haus wurde französisch gesprochen. Und das Andre, davon zu sprechen wäre

Digitized by Google

lächerlich. Du weißt, daß ich da 10 Studirte in den Sack stecke."

Und wirklich es kam zu solchen Stunden, die sich, wie schon hier erwähnt werden mag, auch noch fortsetzten, als eine Benöthigung dazu nicht mehr vorlag und so sonderbar diese Stunden waren, so hab ich doch mehr dabei gelernt, als bei manchem berühmten Lehrer. Mein Vater griff ganz willkürlich Dinge heraus, die er, von lange her, auswendig wußte oder vielleicht auch erst am selben Tage gelesen hatte, dabei das Geographische mit dem Historischen verquickend, natürlich immer so, daß seine bevorzugten Themata schließlich dabei zu ihrem Rechte kamen. Etwa so.

„Du kennst Ost- und Westpreußen?"

„Ja, Papa; das ist das Land, wonach Preußen Preußen heißt und wonach wir alle Preußen heißen."

„Sehr gut, sehr gut; ein bischen viel Preußen, aber das schadet nichts. Und Du kennst auch die Hauptstädte beider Provinzen?"

„Ja, Papa; Königsberg und Danzig."

„Sehr gut. In Danzig bin ich selber gewesen und beinahe auch in Königsberg, — blos es kam was dazwischen. Und hast du mal gehört, wer Danzig, nach tapferer Vertheidigung durch unsern General Kalkreuth doch schließlich eroberte?"

Digitized by Google

„Nein, Papa.“

„Nun, es ist auch nicht zu verlangen; es wissen es nur Wenige und die sogenannten höher Gebildeten wissen es nie. Das war nämlich der General Lefèvre, ein Mann von besonderer Bravour, den Napoleon dann auch zum Duc de Dantzic ernannte, mit einem c hinten. Darin unterscheiden sich die Sprachen. Das Alles war im Jahre 1807.“

„Also nach der Schlacht bei Jena?“

„Ja, so kann man sagen; aber doch nur in dem Sinne, wie man sagen kann, es war nach dem siebenjährigen Krieg.“

„Versteh' ich nicht, Papa.“

„Thut auch nichts. Es soll heißen, Jena lag schon zu weit zurück; es würde sich aber sagen lassen, es war nach der Schlacht bei Preußisch-Eylau, eine furchtbar blutige Schlacht, wo die russische Garde beinahe vernichtet wurde und wo Napoleon, ehe er sich niederlegte, zu seinem Liebling Duroc sagte: „Duroc, heute habe ich die sechste europäische Großmacht kennen gelernt, la boue.“

„Was heißt das?“

„La boue heißt der Schmutz. Aber man kann auch noch einen stärkeren deutschen Ausdruck nehmen und ich glaube fast, daß Napoleon, der, wenn er

Digitized by Google

wollte, etwas Cyniſches hatte, dieſen ſtärkeren Ausdruck eigentlich gemeint hat."

„Was iſt cyniſch?"

„Cyniſch . . . ja, cyniſch . . . es iſt ein oft gebrauchtes Wort und ich möchte ſagen, cyniſch iſt ſoviel wie roh oder brutal. Es wird aber wohl noch genauer zu beſtimmen ſein. Wir wollen nachher im Converſations-Lexikon nachſchlagen. Es iſt gut über dergleichen unterrichtet zu ſein, aber man braucht nicht Alles gleich auf der Stelle zu wiſſen."

So verliefen die Geographieſtunden, immer mit geſchichtlichen Anekdoten abſchließend. Am liebſten jedoch fing er gleich mit dem Hiſtoriſchen an oder doch mit dem, was ihm Hiſtorie ſchien. Ich muß dabei noch einmal, aber nun auch wirklich zum letzten Male, ſeiner ausgeſprochenen Vorliebe für alle Ereigniſſe ſammt den dazu gehörigen Perſonen, die zwiſchen der Belagerung von Toulon und der Gefangenſchaft auf St. Helena lagen, Erwähnung thun. Auf dieſe Perſonen und Dinge griff er immer wieder zurück. Seine Lieblinge hab ich ſchon in einem früheren Kapitel genannt, obenan Ney und Lannes, aber einen, der ſeinem Herzen vielleicht noch näher ſtand, hab ich doch, bei jener erſten Aufzählung, zu nennen vergeſſen und dieſer eine war Latour d'Auvergne, von dem er mir ſchon

Digitized by Google

in unseren Ruppiner Tagen allerlei Geschichten erzählt hatte. Das wiederholte sich jetzt. Latour d'Auvergne, so hieß es in diesen seinen Erzählungen, habe den Titel geführt: „le premier grenadier de France oder Erster Grenadier von Frankreich" als welcher er, trotzdem er Generalsrang gehabt, immer in Reih und Glied und zwar unmittelbar neben dem rechten Flügelmann der alten Garde gestanden habe. Als er dann aber in dem Treffen bei Neuburg gefallen sei, habe Napoleon angeordnet, daß das Herz des „Ersten Grenadiers" in eine Urne gethan und bei der Truppe mitgeführt, sein Name Latour d'Auvergne aber bei jedem Appell immer aufs Neu mit aufgerufen werde, wobei dann der jedesmalige Flügelmann Ordre gehabt habe, statt des „Ersten Grenadiers" zu antworten und Auskunft zu geben, wo er sei. Das war ungefähr das, was ich, von meinem Vater her, längst auswendig wußte; seine Vorliebe für diese Gestalt aber war so groß, daß er, wenn's irgend ging, immer wieder auf diese zurückkam und dieselben Fragen that. Oder richtiger noch, immer wieder dieselbe Scene inscenirte. Denn es war eine Scene.

„Kennst Du Latour D'Auvergne?" so begann er dann in der Regel.

Digitized by Google

„Gewiß. Er war le premier grenadier de France.“

„Gut. Und weißt Du auch, wie man ihn ehrte, als er ſchon todt war?“

„Gewiß.“

„Dann ſage mir, wie es war.“

„Ja, dann mußt Du aber erſt aufſtehen, Papa, und Flügelmann ſein; ſonſt geht es nicht.“

Und nun ſtand er auch wirklich von ſeinem Sophaplatz auf und ſtellte ſich als Flügelmann der alten Garde militairiſch vor mich hin, während ich ſelbſt, Knirps der ich war, die Rolle des appellabnehmenden Offiziers ſpielte. Und nun, aufrufend, begann ich:

„Latour D'Auvergne!“

„Il n'est pas ici,“ antwortete mein Vater in tiefſtem Baß.

„Où est-il donc?“

„Il est mort sur le champ d'honneur.“

Es kam vor, daß meine Mutter dieſen eigenartigen Unterrichtsſtunden beiwohnte — nur das mit Latour d'Auvergne wagten wir nicht in ihrer Gegenwart — und bei der Gelegenheit durch ihr Mienenſpiel zu verſtehen gab, daß ſie dieſe ganze Form des Unterrichts, die mein Vater mit einem unnachahmlichen Geſichtsausdruck ſeine „ſokratiſche

Methode“ nannte, höchst zweifelhaft finde. Sie hatte aber in ihrer in diesem Stück und auch sonst noch ganz konventionellen Natur total Unrecht, denn, um es noch einmal zu sagen, ich verdanke diesen Unterrichtsstunden, wie den daran anknüpfenden gleichartigen Gesprächen, eigentlich alles Beste, jedenfalls alles Brauchbarste was ich weiß. Von dem was mir mein Vater beizubringen verstand, ist mir nichts verloren gegangen und auch nichts unnütz für mich gewesen. Nicht blos gesellschaftlich sind mir, in einem langen Leben, diese Geschichten hundertfach zu gute gekommen, auch bei meinen Schreibereien waren sie mir immer wie ein Schatzkästlein zur Hand und wenn ich gefragt würde, welchem Lehrer ich mich so recht eigentlich zu Dank verpflichtet fühle, so würde ich antworten müssen: meinem Vater, meinem Vater, der so zu sagen gar nichts wußte, mich aber mit dem aus Zeitungen und Journalen aufgepickten und über alle möglichen Themata sich verbreitenden Anekdotenreichthum unendlich viel mehr unterstützt hat, als alle meine Gymnasial- und Realschullehrer zusammengenommen. Was die mir geboten, auch wenn es gut war, ist so ziemlich wieder von mir abgefallen, die Geschichten von Ney und Rapp aber sind mir bis diese Stunde geblieben.

* * *

Digitized by Google

Dieſe, ſo ſehr ich mich ihr verpflichtet fühle, doch immerhin etwas ſonderbare väterliche Lehrmethode, der alles Conſequente und Logiſche fehlte, würde, da meine Mutter nur eben die Schwächen und nicht die Vorzüge derſelben erkannte, ſehr wahrſcheinlich zu heftigen Streitigkeiten zwiſchen den beiden Eltern geführt haben, wenn meine kritikübende Mama dem Ganzen überhaupt eine tiefere Bedeutung beigelegt hätte. Das war aber nicht der Fall. Sie fand nur, daß meines Vaters Lehrart etwas vom Ueblichen völlig Abweichendes ſei, wobei nicht viel Reelles, d. h. nicht viel Examenfähiges herauskommen würde, worin ſie auch vollkommen Recht hatte. Da ihr ſelber aber alles Wiſſen ſehr wenig galt, ſo belächelte ſie zwar die „ſokratiſche Methode", ſah aber keinen Grund, ſich ernſthaft darüber zu ereifern. Es kam, ihrer aufrichtigſten Ueberzeugung nach, im Leben auf ganz andere Dinge an, als auf Wiſſen oder gar Gelehrſamkeit und dieſe anderen Dinge hießen: gutes Ausſehen und gute Manieren. Daß ihre Kinder ſämmtlich gut ausſähen, war eine Art Glaubensartikel bei ihr und daß ſie gute Manieren entweder ſchon hätten oder ſich aneignen würden, betrachtete ſie als eine natürliche Folge des guten Ausſehens. Es kam alſo nur darauf an, ſich vortheilhaft zu präſentieren. Ernſte Studien erſchienen ihr nicht als Mittel, ſondern

Google

umgekehrt als Hinderniß zum Glück, zu wirklichem Glück, das sie von Besitz und Vermögen als unzertrennlich ansah. Ein Hunderttausendthalermann war etwas und sie hatte Respekt und selbst Ehren für ihn, während ihr Gerichtspräsidenten und Consistorialräthe nur wenig imponirten und ihr noch weniger imponirend erschienen wären, wenn nicht im Hintergrunde das von ihr respektirte „Staatliche" gestanden hätte. Sie war unfähig, sich vor einer sogenannten geistigen Autorität in gutem Glauben zu beugen, nicht weil sie von sich selbst eine hohe Meinung gehabt hätte (sie war im Gegentheil völlig ohne Eitelkeit und Einbildungen) sondern nur weil sie, wie sie nun mal war, auf dem praktischen Gebiete des Lebens — und die nichtpraktischen Gebiete kamen für sie gar nicht in Betracht — eine Macht des Wissens oder gar der Gelehrsamkeit nicht anerkennen konnte. Ich erinnere mich noch der Zeit, wo seitens beider Eltern, etwa 20 Jahre nach dem hier Erzählten, eine Trennung, eventuell Ehescheidung geplant wurde. Die Trennung erfolgte dann auch wirklich, die Ehescheidung unterblieb. Aber diese letztere wurde doch vorübergehend ganz ernsthaft erwogen und ein Freund unseres Hauses, der damalige bethanische Geistliche, Pastor Schultz, dessen Spezialität Ehescheidungsfragen waren (es war die Zeit unter

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm IV., wo man ſolche Dinge mit friſch auflebender dogmatiſcher Strenge behandelte), — Paſtor Schultz, ſag ich, lehnte ſich, als er von dem Plane hörte, mit aller Kraft und Beredſamkeit dagegen auf. Meine Mutter hielt ſehr viel auf ihn und kannte zudem das Anſehen, deſſen er ſich „bis hoch hinauf“ erfreute, „bis hoch hinauf“, was für ſie Bedeutung hatte; nichtsdeſtoweniger machten ſeine ſtrengen Auseinanderſetzungen nicht den geringſten Eindruck auf ſie, ſo wenig, daß ſie, als er ſchwieg, mit ſuperiorer Seelenruhe ſagte: „Lieber Schultz, Sie verſtehen dieſe Frage gründlich; aber ob ich ein Recht darauf habe, mich ſcheiden zu laſſen oder nicht, dieſe Frage kann in der ganzen Welt kein Menſch ſo gut beantworten wie ich ſelber.“ Und damit brach ſie ab. Aehnlich ungläubig ſtand ſie jeder Autorität gegenüber. Sie war voll Mißtrauen in die Leiſtungsfähigkeit aller drei Fakultäten und bezweifelte — patriarchaliſche Zuſtände waren ihr Ideal — daß die Menſchen beiſpielsweiſe was Reelles von der Juriſterei hätten. Alles gehe, ſo meinte ſie, nach Gunſt oder Vortheil oder im beſten Fall nach Schablone. Reich ſein, Beſitz, (am liebſten Landbeſitz) alles womöglich unterſtützt von den Allüren eines Geſandtſchafts-Attachés, — das war Etwas, das ſchloß Welt und Herzen auf, das

Digitized by Google

war eine wirkliche Macht; das Andere war Komödie, Schein, eine Seifenblase, die jeden Augenblick platzen konnte. Und dann war nichts da. Man wird begreifen, daß, bei dieser Anschauung, meine Mutter zwar darauf hielt, mich aus der Barfüßler-Schule heraus zu bringen, im Uebrigen aber in einem Interim, ohne regelmäßigen Schulunterricht, kein besonderes Unglück sah. Es war gegen die Ordnung, das war das Schlimme daran. Im Uebrigen, das bischen Lernen, das war jeden Augenblick wieder einzubringen. Und wenn nicht, nicht.

* * *

Zu diesem Wiedereinbringen schien sich endlich Gelegenheit bieten zu sollen, als es Ende März 1828 hieß, Kommerzienrath Krause werde gleich nach Ostern einen Hauslehrer in's Haus nehmen und einige andere Honoratiorenkinder an dem seinen eigenen Kindern zu ertheilenden Unterricht theilnehmen lassen. So war es denn auch. Es machte aber, außer meinen Eltern, keiner von dieser freundlichen Bereitwilligkeit Gebrauch und als zwischen den beiden Familien Alles verabredet und geordnet war, erschien ich, bei Beginn des Unterrichts, mit einer Seehundsfell-Mappe, drin drei Schreibebücher und ein Kinder-

Digitized by Google

freund steckten, in der Schulstube des Krause'schen Hauses. Das Krause'sche Haus, von dem ich in Kapitel 8 bereits ausführlicher gesprochen, war mir damals schon wohlbekannt, aber in den Theil des Hauses, der zunächst das Schulzimmer und rechts und links daneben zwei für den Hauslehrer eingerichtete Mansardenstuben enthielt, war ich noch nie gekommen. Ich empfing auch hier wieder sofort den freundlichsten Eindruck, indessen so freundlich derselbe war, so war doch keine Zeit, mich mußevoll umzuthun, denn der Lehrer saß schon auf seinem kuruli'schen Stuhl, einem großen Sessel in Gartenstuhlformat, die zwei jüngeren Krause'schen Kinder neben sich, mein Freund Wilhelm ihm gegenüber.*)

*) Wilhelm Krause, dem zuliebe der Hauslehrer überhaupt gehalten wurde, war ein bildhübscher Junge, aber sehr zart und von jenen rothen Backen („wie gemalt") die kein langes Leben prophezeien. Und so kam es auch. Mit kaum 20 Jahren schickte man ihn nach Malaga, von dessen Klima man sich Gutes für seine Gesundheit versprach. Er war sehr musikalisch und nahm an Bord des Schiffes, auf dem er die Reise machte, seinen schönen Kisting'schen Flügel mit. Dieser Flügel nun war, bei Ankunft in Malaga, wegen zu enger Thüren und Treppen nicht gleich unterzubringen und stand eine Stunde lang oder länger auf der Straße, was viel Volk herbeilockte. Jedem sollt er sagen, was es mit dem Kasten eigentlich sei, worauf er die prompteste Antwort gab, indem er den Flügel aufschlug und darauf spielte. Das Volk war entzückt, so daß sich sagen läßt, dieser glückliche

Digitized by Google

Neben dieſem war noch ein Stuhl frei; der war für mich. Ich ging aber, ſo war ich inſtruirt, zuvörderſt auf den Lehrer zu, um dieſem die Hand zu geben. Er rückte denn auch, war er doch ohnehin kurzſichtig, ſeinen Seſſel ein wenig herum, um mich beſſer ſehen zu können. „Nun, das iſt recht, daß Du da biſt. Setze Dich da drüben neben Deinen Freund. Und nun wollen wir mit einer Leſeprobe beginnen. Ihr habt Alle den Kinderfreund und der ſoll auch bleiben. Aber heute möcht' ich doch, daß wir zuerſt die Bibel nähmen; Ihr habt doch die Bibel?" Wir beſtätigten und er ſeinerſeits fuhr fort: „Ich denke, wir fangen mit dem Anfang an. Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde. Für die zwei Kleinen iſt es noch zu ſchwer, aber Ihr beiden Großen könnt euch darin theilen."

Wir laſen denn auch das Kapitel ſo ziemlich zu

Zufall habe ihn, von Anfang an, zu einer populären Figur gemacht. Er erholte ſich anſcheinend auch geſundheitlich, nahm an allem Theil und ſchrieb reizende Briefe, die Willibald Alexis, ein Freund des Krauſe'ſchen Hauſes, herausgegeben hat. Aber ſein Leiden war ſchon zu weit vorgeſchritten und ſo ſtarb er denn bereits im Sommer 1842. Als der Begräbnißtag da war, war gerade Prinz Adalbert, auf ſeiner Braſilienfahrt, im Hafen von Malaga gelandet und nahm, in freundlicher Erinnerung an die im Krauſe'ſchen Hauſe verlebten Tage, Veranlaſſung, ſich mit ſeinen Offizieren an der Trauerfeierlichkeit zu betheiligen.

Digitized by Google

seiner Zufriedenheit und als wir durch waren, sagte er „Nun will ich noch ein paar Fragen thun und mir allerlei von euch erzählen lassen, ob ihr schon in Stettin wart oder in Rügen und ob ihr schon schwimmen könnt und schlittschuhlaufen und ob ihr wißt, wo Vineta gelegen hat. Ihr kennt doch Vineta?"

Wir sagten ihm, was ihn erheiterte, daß wir zu Boot über die Stelle hingefahren wären. Und dann frug er, welche Spiele wir spielten und ob wir's verständen, einen Drachen steigen zu lassen. Aber wir müßten ihn auch selber machen können. Es lag ihm offenbar daran, uns, durch leicht zu beantwortende Fragen, sowohl mit Vertrauen zu ihm wie zu uns selbst zu erfüllen. Es mochten so anderthalb Stunden vergangen sein, dann sagte er: „Nun ist es genug für heute, morgen wollen wir aber volle Zeit halten. Ich habe schon einen Stundenplan gemacht und Du mußt ihn dir abschreiben." Diese Worte richteten sich an mich. Ich erhielt dann noch die Bestellung an meine Eltern, daß er am Nachmittage kommen würde, seinen Besuch zu machen, worauf ich nach Hause stürmte, um zu erzählen, wie mir's gegangen sei. Meine Mutter war etwas überrascht, während mein Vater sagte: „Gefällt mir Alles sehr; nur nicht gleich scharf zufassen.

Digitized by Google

Immer peu à peu. Nicht quälen, nicht einschüchtern. Vertrauen wecken und Liebe. Und daß er euch gleich frei gegeben hat! Das ist das, was ich einen richtigen Pädagogen nenne. Ferien sind etwas Dummes, ich habe nie gewußt, was ich in den Ferien machen sollte; aber Freistunden, à la bonne heure. Und daß er euch immer gefragt hat und sich gleich hat von Drachensteigen erzählen lassen! Er hat offenbar die sokratische Methode."

Die hatte er nun freilich nicht, aber in allem, was mein Vater sonst noch zum Lobe des Hauslehrers gesagt hatte, hatte er recht. Dr. Lau, so hieß der neue Hauslehrer, war ein vorzüglicher Pädagog, weil er ein vorzüglicher Mensch war und wenn ich oben gesagt habe, daß ich eigentlich Alles den Anekdoten meines Vaters zu verdanken hätte, so muß ich doch den guten Dr. Lau ausnehmen. Dieser verstand es auch, einem allerlei kleine Geschichten, woran eine Kinderseele hängt, zu vermitteln, aber weil er zugleich ein geschulter Mann war, so that er das alles in Ordnung und Zusammenhang und das bischen Rückgrat, was mein Wissen hat, verdank' ich ihm.

Dr. Lau war ein Priegnitzer. Er mochte damals, als er ins Krause'sche Haus kam, gegen 30 sein, sah aber älter aus, was wohl damit zusammenhing,

Digitized by Google

daß er zu jenen disproportionirten Leuten gehörte, bei denen Linien und Maße nicht recht stimmen. Man suchte sofort nach einem Buckel, trotzdem dieser eigentlich nicht existirte oder doch nur ganz embryonisch. Dafür war aber etwas anderes da: der bekannte große Kopf mit eindringlichem Gesicht und Leberteint, wozu sich, dicht neben dem rechten Auge, auch noch eine sogenannte „Himbeere" von apart dunklem Farbenton gesellte. Den Schluß machte eine große Brille mit Silberfassung, die er, wenn er etwas genau sehen wollte, jedesmal abnahm und putzte. Das Ganze von Schönheit weit entfernt. Dennoch darf man sagen, daß er auch äußerlich einen guten Eindruck machte, weil man ihm Wohlwollen, Humor und Idealismus von der Stirn herunter lesen konnte. Solche Menschen giebt es nicht mehr oder doch kaum noch. Sie waren das Produkt einer armen, aber zugleich geistig strebsamen Zeit. In kleinen Verhältnissen geboren, hatten sie sich mit Nothgroschen und Stipendien durchgeschlagen und unter Bitternissen und Demüthigungen aller Art doch keinen Augenblick den Muth verloren. Ich kann mir diesen ihren Zustand, aus meiner eigenen Vergangenheit heraus, sehr wohl konstruiren. Als ich, zwischen 16 und 20, Lehrling in einer Berliner Apotheke war, noch dazu an der Ecke der Haidereuter Gasse, lag

Digitized by Google

mir unter anderen Unliebsamkeiten auch die Verpflichtung ob, jeden Sonnabend, einen in einem hölzernen dorischen Tempel aufgebauten Theil der Apotheke, der den lächerlichen Namen corpus chemicum führte, mit einem großen nassen Handtuche wieder sauber putzen zu müssen. Eine vollkommene Waschfrauenarbeit. Aber es störte mich sehr wenig, weil es sich nicht selten so traf, daß gerad an diesen Sonnabenden irgend eine Ballade von mir, sagen wir „Pizarros Tod“ oder „Simson im Tempel der Philister“ in dem damals in der Adlerstraße erscheinenden „Berliner Figaro“ gestanden hatte. Und daß ich mir nun sagen durfte, dieser „Simson im Tempel der Philister“ rührt von Dir her, trägt Deinen Namen, gab mir ein so kolossales Selbstbewußtsein, daß nicht blos das corpus chemicum, sondern mit ihm auch die ganze Principalität sammt allen Provisoren und Gehülfen als etwas tief Inferiores unter mir verschwand. Ich nehme an, so stand es auch mit Dr. Lau, der in dem Bewußtsein „ich bin ein Schüler von Schleiermacher und besitze nicht nur den west-östlichen Divan, sondern kann ihn sogar auswendig,“ über alle Misere des Lebens weggekommen war und allem Anscheine nach auch jetzt wieder, nach seinem Eintreffen in Swinemünde — dessen „Consuln“ ihm, als einem guten

Liviuskenner, schwerlich imponirten — ein innerlich freies und glückliches Leben führte. Die Consuln ihrerseits lachten natürlich auch über Dr. Lau und hielten ihn für eine komische Null.

So war seine Stellung zu den Stadtgrößen. Anders stand er in dem Krauseschen Hause, dem er jetzt angehörte. Da war er geliebt und geschätzt und antwortete darauf mit Hingebung und Treue. Wir liebten ihn außerordentlich und sahen in ihm etwas in jeder Hinsicht Ausgezeichnetes. Daß er uns, weil er seinem Herzen nicht Gewalt anthun mochte, dann und wann Gedichte aus dem west-östlichen Divan, der seine Spezialität war, vorlas, war gewiß anfechtbar, aber daß er sich dadurch lächerlich gemacht hätte, davon konnte keine Rede sein. Im Gegentheil. Diese Vorlesungen, von denen wir natürlich kein Wort verstanden, waren uns nur die Besieglung alles dessen, was wir an diesem kleinen Manne mit dem buntkattunenen, immer die Brille putzenden Taschentuche bewunderten. Unter allem aber stand uns eines obenan: er war nämlich auch Bräutigam. Das Bildniß seiner Braut, in Pastell, hing am Fußende seines Bettes, eine Pastorentochter von freundlichen, beinahe hübschen Gesichtszügen, mit einem schwarzen Sammtband um den Hals, daran ein Medaillon hing. Das Gesicht war uns

Digitized by Google

interessant genug, aber das Interesse, das es uns einflößte, verschwand doch neben dem Medaillon, weil wir von der Frage nicht los konnten: „was steckt eigentlich darin? ist es sein Bildniß oder ist es ein Schnitzelchen von seinem Haar?“ Von Locke konnte nicht wohl gesprochen werden. Aber was es auch sein mochte, ein Liebesziechen war es gewiß und wenn wir dann wieder etwas von Suleika hörten, so folgten wir freudiger und geduldiger und suchten nach Ähnlichkeiten zwischen der Schönheit aus dem Osten und der Pastorentochter aus der Ost-Priegnitz. Uebrigens wolle man aus dem Pastellbilde am Fußende des Bettes nicht schließen, daß Dr. Lau von einer gekünstelt heraufgeschraubten Gefühlsbeschaffenheit gewesen wäre, ganz im Gegentheil. Er war von durchaus gesundem Sinn und wenn ich mich eines litterarischen Vorgangs erinnere, darin ich mit 9 oder 10 Jahren die Hauptrolle spielte, so muß ich meinen guten Dr. Lau sogar einen Realisten nennen. Dies kam so. Meines Vaters Geburtstag stand bevor und ich hatte die Pflicht auf einem liniirten Briefbogen, — schon die bloße Liniirung war ein Schreckniß — meine Glückwünsche niederzuschreiben. Ich durfte dies in einer Schulstunde thun, während welcher Lau Exer-

Digitized by Google

citienhefte korrigirte. Mit einem Male sagte er: „Nun gieb her.“

Ich hatte aber mit meinem Geburtstagsbriefe noch gar nicht angefangen, sondern mich bis dahin darauf beschränkt, allerlei Reime auf ein neben mir liegendes Blatt zu kritzeln, halber Unsinn, der nicht viel was andres war, als der Ausdruck meiner Verzweiflung. Ich wußte nicht, was ich schreiben sollte, der berühmte Anfang wollte sich nicht finden lassen und so schob ich denn, mit Hülfe dieser Spielerei, das, um was es sich eigentlich handelte, nur hinaus. Verlegen reichte ich das bekritzelte Blatt hinüber und Lau, nachdem er seine Brille geputzt, begann zu lesen:

Lieber Vater,
Du bist kein Kater.
Du bist ein Mann,
Der nichts Fettes vertragen kann;
Doch von den Russen hörst du gern
Wie sie den Polen den Weg versperrn ꝛc. . . .

In solcher Reimerei, drin ich, von Zeile zu Zeile, so zu sagen lapidar gegenüber stellte, was mein Vater sei und nicht sei, was er möge und nicht möge, ging es weiter zwei Seiten lang. Als Dr. Lau damit durch war, schlug er auf den Tisch und sagte: „das ist gut, das wollen wir nehmen; darüber wird sich

Digitized by Google

Dein Vater freuen. Nur das mit dem Kater müssen wir fortlassen.“ Und den Anfang durchstreichend, schrieb er statt dessen „Lieber Vater, Du Stadtberather.“ Denn mein Vater war kurz vorher Senator oder Mitglied des Magistrats geworden, dessen Sitzungen er, bei großer Abneigung gegen dergleichen, natürlich nie beiwohnte. Auch diesen Zug hab ich von ihm geerbt. Lau blieb zwei Jahre lang. Als sein Abgang nahe war, kam ich auf den unglücklichen Gedanken, ihm zu Ehren ein Stück aufzuführen, noch dazu ein Lustspiel. Es war ungebührlich lang und kein Mensch hörte recht zu, was mich sehr traurig machte. Das Schlimmere aber lag nach der Herzensseite hin. Ich liebte Dr. Lau ganz aufrichtig, mehr als irgend einen anderen Lehrer, den ich später gehabt habe; trotzdem brachte mich die verdammte Komödianteneitelkeit um jedes richtige Gefühl für den Mann, dem ich doch so viel verdankte. Ja, noch ganz zuletzt, als er, bewegt, von uns Kindern Abschied nahm, dachte ich nicht an den lieben braven Mann, sondern immer noch an das dumme Stück, mit dem wir so gar keinen Erfolg erzielt hatten. Eigentlich bleibt es zeitlebens so; immer wenn mit allem Fug und Recht die großen Gefühlregister gezogen werden sollen, denkt man, als Kind, an Kuchen und Traubenrosinen,

Digitized by Google

zehn Jahre später an einen neuen Shlips und wenn endlich wer gestorben ist, an den Boule-Schrank und wer ihn wohl eigentlich kriegen wird.

Lau, soviel ich weiß, hat nie mehr von sich hören lassen. Vielleicht daß er an Krause's schrieb, aber ich habe nichts davon vernommen. Viele Jahrzehnte später erfuhr ich, daß er Rektor in Wittstock geworden sei und als solcher ist er muthmaßlich gestorben.

* * *

Lau verließ uns im Spätherbst 30 und Bemühungen seine Stelle rechtzeitig zu besetzen, waren entweder versäumt worden oder hatten zu keinem Resultate geführt. Wir standen also wieder vor einem Interim, das aber diesmal, weil die Krause's mit in Verlegenheit waren, einen anderen Charakter annahm, als vordem. Mit andern Worten, die „Methode" meines Vaters brauchte nicht wieder zu momentaner Aushilfe für mich herangezogen zu werden, denn, nach einigem Umthun in der Stadt, ergab sich's, daß ein in den Vorbereitungen zum Examen steckender Theologe vorhanden und desgleichen bereit sei, sich, bis zum Eintreffen eines neuen Hauslehrers, unserer anzunehmen. Freilich nur halb und auch das kaum. Es war dies der Predigtamtskandidat

Digitized by Google

Knoop, Sohn des Lootsenkommandeurs, ein gewissenhafter junger Mann, gegen den nicht das Geringste zu sagen gewesen wäre, wenn er uns und unsre Eltern nicht zu sehr hätte fühlen lassen, daß er Alles nur aus Gefälligkeit thue, ja, daß er uns geradezu ein Opfer bringe. Vorwürfe waren ihm daraus freilich nicht zu machen, denn es lag wirklich so. Die Sache fing gleich damit an, daß er in seinem väterlichen Hause verblieb und unsern Eltern gegenüber darauf bestand, daß wir zu wechselnden und jedesmal von ihm zu bestimmenden Tagesstunden in seiner meist in einer Tabakswolke steckenden Hinterstube mit kleinen Zitzgardinen, erscheinen müßten. Er war nicht freundlich und nicht unfreundlich, und sah, gleichviel ob er uns Interessantes oder Nichtinteressantes mittheilte, gleichmäßig gelangweilt drein. Im Ganzen aber kam es seinerseits überhaupt nicht recht zu Mittheilungen, sondern nur zu Aufgaben, ein Verfahren, aus dem genugsam hervorging, daß er uns nicht eigentlich belehren, sondern nur beschäftigen wollte. Dazu gehörte denn vor Allem, weil ihm das das bequemste war (Exercitien und Aufsätze hätten ja korrigirt werden müssen) das Auswendiglernen von Vers und Prosa, von Bibelkapiteln und Schiller'schen Balladen. Er erschrak dabei vor keiner Länge. Ganz im Gegen-

Digitized by Google

theil, so daß ihm beispielsweise der „Kampf mit dem Drachen," weil er länger vorhielt, um vieles lieber war als der „Handschuh", der nur 5 Minuten dauerte. Wir hatten gegen diese neue Form des Unterrichts nicht viel einzuwenden und nur einmal kam es mir hart an. Es ereignete sich das in den Weihnachtstagen 30 auf 31, kurz vor Tisch. Ich selber war, wie gewöhnlich zu dieser Festzeit, in jenem eigenthümlich gastrischen Zustande, wo sich der schon geschädigte Magen unbegreiflicherweise nach neuer Schädigung sehnt. Ein wohliger Duft von gebratener Gans zog durch das ganze Haus und gab meinen Gedanken eine dem Höheren durchaus abgewandte Richtung. Ich hatte mich, der wieder in Gedichtauswendiglernen bestehenden Ferienaufgabe gedenkend, auf den ersten Boden zurückgezogen und mir's hier, in einem Kinderschlitten mit Seegraskissen, leidlich bequem gemacht, dabei einen alten vielkragigen Mantel meines Vaters über die Kniee gebreitet, denn es war bitterkalt und in der Sonne blinkten links neben mir ein paar Schneestreifen, die der Wind durch die Fensterritzen hineingepustet hatte. Fröstelnd und unzufrieden mit mir und meinem Schicksal, saß ich da, Schiller's Gedichte vor mir, und lernte „das Eleusische Fest." Unten klimperte wer auf dem Klavier. Als es

Digitized by Google

endlich ſchwieg, hörte ich den von einem aſthmatiſchen Puſten begleiteten Schritt meines Vaters auf der Treppe und nicht lange mehr, ſo ſtand er vor mir, übrigens zunächſt weniger mit mir als mit den zwei Schneeſtreifen beſchäftigt. Er ſchob denn auch, eh er ſich zu mir wandte, den Schnee mit der Sohlenkante zuſammen und ſagte dann erſt: „Ich begreife nicht, warum Du hier ſitzeſt.“

„Ich lerne.“

„Was?“

„Das Eleuſiſche Feſt.“

„Nun, das iſt gut. Aber Du ſiehſt aus, als ob Du keine rechte Freude daran hätteſt. Ohne Freude geht es nicht, ohne Freude geht nichts in der Welt. Von wem iſt es denn?“

„Von Schiller.“

„Von Schiller. Nu, höre, dann bitt ich mir aus, daß Du Ernſt mit der Sache machſt. Schiller iſt der Erſte. Wie lang is es denn?“

„Siebenundzwanzig Verſe.“

Hm. Aber wenn es von Schiller iſt, iſt es gleich, ob es lang oder kurz iſt. Es muß 'runter.“

„Ach, Papa, die Länge, das is es ja nicht. Der Kampf mit dem Drachen iſt noch länger und ich habe es in der letzten Stunde, die wir hatten, doch hergeſagt.“

Digitized by Google

„Nun, was ist es dann?"

„Es ist so schwer. Ich versteh es nicht."

„Unsinn. Das ist blos Faulheit. Gewiß, es giebt Dichter, die man nicht verstehen kann. Aber Schiller! Gang nach dem Eisenhammer, Bürgschaft, Kraniche des Ibykus, da kann man mit. „Und in Poseidon's Fichtenhain, Tritt er mit frommem Schauder ein," — das kann jeder verstehn und war immer meine Lieblingsstelle. Natürlich muß man wissen, wer Poseidon ist."

„Ja, das geht und Poseidon kenn ich. Und die, die Du da nennst, die hab ich auch alle gelernt. Aber das Eleusische Fest, das kann ich nicht. Ich weiß nicht, was es heißt und weiß auch nicht, was es bedeutet und ich weiß auch nicht, gleich zu Anfang, welche Königin einzieht."

„Das ist auch nicht nöthig. Du wirst doch verstehn, daß eine Königin einzieht. Welche er meint, ist am Ende gleichgültig. Es ist ein Ausdruck für etwas Hohes."

„Und in dem zweiten Verse heißt es dann: „Und in des Gebirges Klüften barg der Troglodyte sich". Was ist ein Troglodyte?"

„Nun, das ist ein griechisches Wort und wird wohl Leute bezeichnen, die einen Kropf haben oder irgend so was. An solcher einzelnen Unklarheit

Digitized by Google

kann das Ganze nicht ſcheitern. Alſo ſtrenge Dich an. . .“ .

Er hätte mir wohl noch weitere Lehren gegeben, wenn nicht in dieſem Augenblicke zu Tiſche gerufen wäre. „Nun komm nur. Es heißt zwar plenus venter . . . aber Du wirſt ſchon darüber hinkommen“.

Ich kam nicht darüber hin und habe das Eleuſiſche Feſt nicht auswendig gelernt, weder damals noch ſpäter. Aber ſo viel bin ich dem Lootſenkommandeursſohn doch ſchuldig, das Eleuſiſche Feſt bedeutete nur den Ausnahmefall und kann die Thatſache nicht aus der Welt ſchaffen, daß ich ihm, und nur ihm allein, die Totalkenntniß der Schiller'ſchen Balladen verdanke. General v. d. Marwitz erzählt einmal in ſeinen Memoiren, daß er einen Hauslehrer gehabt, der, aus einem kleinen Buche von höchſtens hundert Seiten, Weltgeſchichte vorgetragen habe; nach dem Vortrage ließ er dann ſeinen Zögling ein paar Seiten auswendig lernen und wenn er mit dem Buche durch war, begann das Auswendiglernen von Seite 1 an von Neuem. Marwitz ſetzt hinzu: „Dieſer Lehrer war beſchränkt und bequem, aber ich verdanke ihm, in Bezug auf hiſtoriſche Fakten und Zahlen, eine Ueberlegenheit über alle Perſonen, auch die Klügſten mit einbegriffen, mit denen ich in meinem

Digitized by Google

langen Leben in Berührung gekommen bin. Keiner wußte so sicher wie ich, in welchem Jahre die Schlacht bei Crecy oder bei Granson oder bei Lepanto gewesen war."

* * *

Ostern 31 war endlich ein neuer Hauslehrer da, so daß die Stunden im commerzienräthlichen Hause wieder ihren Anfang nehmen konnten. Der Neu-Engagirte hieß Dr. Philippi und kam aus Hamburg. Er war aus einem großen Hause, sehr gebildet und von weltmännischen Manieren. Das war das Gute, das er mitbrachte; zugleich aber gab ihm sein Hamburgerthum, sein Vertrautsein mit den Formen einer wirklich reichen und vornehmen Kaufmannswelt, ein bis zu Dünkel und Unart sich steigerndes Selbst- und Ueberlegenheitsgefühl, das ihm von Anfang an seine Stellung verdarb. In der Stadt gewiß und fast auch in dem liebenswürdigen Hause, dem er als Mitglied angehörte. Dr. Lau, wie hervorgehoben, hatte auch etwas von diesem Selbst- und Ueberlegenheitsgefühl gehabt, aber in ganz andrer Art. Lau war nicht spitz und ironisch, sondern immer nur heiter und humoristisch gewesen und hatte seine vergnügliche Stimmung, und mit ihr Licht und Behagen, zunächst in seine Ver-

Digitized by Google

kehrsformen und schließlich auch in seine Unterrichtsstunden mitherübergenommen; Philippi dagegen, der überaus eitel und weil man ihm nicht Ehre genug erwies, auch immer sehr geärgert und verstimmt war, ließ durchweg jene freundliche Gesinnung vermissen, ohne die nichts recht gedeiht. Wir lernten dies und das, aber es hatte kein Leben, nicht einmal so viel, wie der morose Predigtamtskandidat seinen halb widerwillig gegebenen Stunden zu geben gewußt hatte. Nicht ein einziges Schulvorkommniß hat sich mir aus jenen Philippischen Tagen her eingeprägt. Ein wenig mochte dies allerdings auch daran liegen, daß die Zeit, wo ich das elterliche Haus zu verlassen hatte, näher und näher rückte und daß mich nur noch das interessirte, was kommen würde, nicht das was da war.

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel.

Wie wir erzogen wurden. — Wie wir spielten in Haus und Hof.

Wie wir erzogen wurden? Ich habe diese Frage schon an mehr als einer Stelle gestreift und bin ihr namentlich im vorigen Kapitel, wo sich's um die Schule handelte, vergleichsweise nahe getreten. Indessen Erziehung und Schule, bei vielem was sie gemeinsam haben, sind doch auch wieder zweierlei; die Schule liegt draußen, Erziehung ist Innensache, Sache des Hauses und vieles, ja das Beste, kann man nur aus der Hand der Eltern empfangen. „Aus der Hand der Eltern" ist nicht eigentlich das richtige Wort, wie die Eltern *sind*, wie sie durch ihr bloßes Dasein auf uns wirken, — *das* entscheidet. Es giebt unbestritten ausgezeichnete Schul- und Erziehungsanstalten, die, mit Rücksicht auf Charakterausbildung, vielfach erheblich mehr leisten mögen, als das elterliche Haus; aber in der Haupt-

Digitized by Google

ſache bleibt doch ein Manco. Der Charakter mag gewinnen, der Menſch verliert. Es giebt ſo viele Dinge, die mit ihrem ſtillen und ungewollten, aber eben dadurch nur um ſo nachhaltigerem Einfluß erſt den richtigen Menſchen machen. Das große, mit Pflicht-, Ehr- und Rechtsbegriffen ausſtaffirte Tugendexemplar, iſt unbedingt reſpektabel und kann einem ſogar imponiren; trotzdem iſt es nicht das Höchſte. Liebe, Güte, die ſich bis zur Schwachheit ſteigern dürfen, müſſen hinzukommen und unausgeſetzt darauf aus ſein, die kalte Vortrefflichkeit zu verklären, ſonſt wird man all dieſes Vortrefflichen nicht recht froh. Ich hatte das Glück, in meinen Kindheits- und Knabenjahren, unter keinen fremden Erziehungsmeiſtern — denn die Hauslehrer bedeuteten nach dieſer Seite hin ſehr wenig — heranzuwachſen und wenn ich hier noch einmal die Frage ſtelle „wie wurden wir erzogen", ſo muß ich darauf antworten: „gar nicht und — ausgezeichnet". Legt man den Accent auf die Menge, verſteht man unter Erziehung ein fortgeſetztes Aufpaſſen, Ermahnen und Verbeſſern, ein mit der Gerechtigkeitswage beſtändig abgewogenes Lohnen und Strafen, ſo wurden wir gar nicht erzogen; verſteht man aber unter Erziehung nichts weiter, als „in guter Sitte ein gutes Beiſpiel geben" und im Uebrigen das Beſtreben, einen jungen Baum,

Digitized by Google

bei kaum fühlbarer Anfestigung an einen Stab, in reiner Luft frisch, fröhlich und frei aufwachsen zu lassen, so wurden wir ganz wundervoll erzogen. Und das kam daher: meine Eltern hielten nicht blos auf Hausanstand, worin sie Muster waren, sie waren auch beide von einer vorbildlichen Gesinnung, die Mutter unbedingt, der Vater mit Einschränkung, aber darin doch auch wieder uneingeschränkt, daß ihm jeder Mensch ein Mensch war. Noch weit über seine Bonhommie hinaus, ging seine Humanität. Er war der Abgott armer Leute.

So waren die zwei Persönlichkeiten, die wir tagaus, tagein vor Augen hatten und wie man mit Recht gesagt hat, das Wichtigste für den physischen Menschen sei die Luft, drin er lebe, weil er aus ihr mit jedem Athemzuge Gesundheit oder Nicht-Gesundheit schöpfe, so ist für den moralischen Menschen das, was er von seinen Eltern sieht und hört, das Wichtigste, denn es ist nicht eine von glücklichen Zufällen abhängige, vielfach unfruchtbare Belehrung, sondern ein Etwas, das in jenen Jahren, wo die Seele sich bildet, von Minute zu Minute seine Wirkung übt.

„Gar nicht erzogen und ausgezeichnet erzogen," so sagte ich und dies scheinbar sich Widersprechende paßte ganz vorzüglich zusammen. Es paßte zu-

Digitized by Google

sammen und hätte noch besser gepaßt, wenn der Zustand des sich gar nicht oder doch nur wenig um uns Kümmerns ein permanenter gewesen und jederzeit in seiner vollen Reinheit aufrecht erhalten worden wäre. Leider aber war dies nicht der Fall; vielmehr wurde durch dann und wann auftretende Versuche mit den herkömmlichen pädagogischen Mitteln einzugreifen, unser normaler Nicht-Erziehungsprozeß gestört, theils nutzlos, theils geradezu schädigend. Ich kann mich nämlich nicht entsinnen, jemals mit einem vollen Recht bestraft worden zu sein, entweder war es im Maaß verfehlt, oder ganz und gar ungerechtfertigt. Es traf sich dabei so sonderbar, daß alle diese Strafen durch meinen Vater vollzogen wurden, wobei jedoch zwei Gruppen unterschieden werden müssen, solche, zu denen der Vollziehende, mein Vater also, sich durch sich selber getrieben fühlte und solche, zu denen er blos abkommandirt wurde. Jene haben keinen großen Eindruck in meiner Seele hinterlassen, aber diese, die blos auf Befehl erfolgten, schmerzen mich bis diesen Tag.

Ich gebe ein paar Beispiele zur Charakterisirung der einen und der anderen Art und beginne mit den aus freiem Willen entsprossenen Strafen. Daß es überhaupt zu solchen kam, muß bei dem Charakter

Digitized by Google

meines Vaters überraschen, denn er war ganz ausgesprochen für leben und leben lassen und jedenfalls der unstrafluſtigſte Mann von der Welt. Daß er nun, dem allen zum Trotz, doch gelegentlich zu Strafvollſtreckungen aus eigener Initiative ſchritt, hatte in ganz kleinen Nebenzügen ſeines Charakters ſeinen Grund, in etlichen Sonderbarkeiten, die freilich ganz zu ihm gehörten und erſt recht eigentlich das aus ihm machten, was er war, ein Original. Unter dieſen kleinen Nebenzügen waren zwei, für mich wenigſtens, von ganz beſonderer Bedeutung: er war zunächſt allemal außer ſich, wenn eine Fenſterſcheibe neu eingeſetzt werden mußte und gerieth zum zweiten und zwar weit über den Fenſterſcheiben-Ärger hinaus, in eine kleine Berſerker-Rage, wenn ihn das Rieſendach ſeines Hauſes, weil es wieder mal durchgeregnet hatte, zu Einlegung von ein paar neuen Dachziegeln zwang. An dieſen beiden Eigenthümlichkeiten iſt der Frieden meiner Kinderjahre mehrfach geſcheitert. Ich war ein eifriger Ballſpieler und bevorzugte jene beſondere Form des Spiels, wo ſich einer meiner Kumpane mit dem Rücken an die Wand ſtellen und ſeine rechte Hand ausſtrecken mußte. Nach dieſer Hand zielte ich nun und war ich dabei nicht geſchickt genug, ſo flog der Ball gelegentlich in eine Scheibe. Danach kam dann das Strafgericht. Aber

Digitized by Google

viel viel ſchlimmerere Folgen entſprangen mir aus meines Vaters Antipathie gegen die vorerwähnten Dachreparaturen. Zu meinen Hauptſpielvergnügungen, ich komme weiterhin ausführlich darauf zurück, zählte das Umherklettern und ſich Verſtecken auf dem Bodengebälk. Ich ſaß oder hockte da, meiſt mit dem Rücken an einen Rauchfang gelehnt, und war glücklich, wenn die Jungen, die nach mir ſuchten, mich nicht finden konnten. Aber gerade dieſe Momente höchſten Triumphs waren es doch auch, die zuletzt wieder eine Gefahr herauf beſchworen. Wenn ich da, durch Mauer- und Lattenwerk verborgen, eine Stunde lang und oft noch länger gehockt hatte, kamen, wie ſich denken läßt, kleine menſchliche Schwachheiten über mich, denen ich ſo zu ſagen auf ordnungsmäßige Weiſe nicht nachgehen konnte, weil ich mich dadurch meinen unten auf mich wartenden Feinden überliefert haben würde. So denn zwiſchen zwei Bedrängniſſe geſtellt, kroch ich zuletzt, aus meinem Halb-Verſteck, auf einen möglichſt im Schatten liegenden Balken hinaus und nahm hier die Stellung ein, wie die berühmte kleine Brunnenfigur in Brüſſel, mich zugleich derſelben Beſchäftigung unterziehend. Gleich danach verbarg ich mich wieder ſo gut es ging und wartete da, bis ich, bei endlichem Dunkelwerden, meine Chance wahrnehmen und unten, am

Digitized by Google

Treppenpfeiler, unter 3 maligem Anschlag den Frei-Platz erreichen konnte. Das war dann jedesmal ein großer Sieg, aber eine schmerzliche Niederlage heftete sich nur allzu oft an meine Sohlen. Traf es sich nämlich so, daß mein Vater am anderen Tage sein Haus revidirte, vor allem aber die Böden, gegen die er immer ein besondres Mißtrauen unterhielt, so trat er alsbald sinnend an die Stelle, zu deren Häupten ich am Abend vorher gestanden und hielt hier eine seiner herkömmlichen, zunächst gegen das „verdammte Dach, das ihn noch aufzehren werde", gerichteten Ansprachen, bis ihm mit einem Male der Gedanke kam „sollte vielleicht wieder . . .?" Und nun begann das Prozessualische. Wurde meine Schuld festgestellt, so traf mich eine Strafe, die die wegen Ball und Fensterscheibe mindestens doublirte.

Solcher Art waren die Vollstreckungen aus der freien Initiative meines Vaters, kleine Exekutionen, die vielleicht auch hätten wegbleiben können, aber gegen die ich, wie schon gesagt, in meinem Gemüthe nicht länger murre. Sehr anders verhielt es sich mit den Strafen, an die mein Papa, wie in Ausführung eines richterlichen Befehls, heran mußte. Diese waren schmerzlich und nachhaltig. Eine davon ist mir besonders stark im Gedächtniß geblieben.

Digitized by Google

Es war schon im Oktober, ein heller, wundervoller Tag, und wir spielten in unserem Garten ein von uns selbst erfundenes, aber freilich nur einmal gespieltes Spiel: „Bademeister und Badegast.“ An der Gartenthür standen Tisch und Stuhl, auf welch letztrem der Bademeister saß und gegen gesiegelte Marken Zutritt gewährte. War diese Marke gezahlt, so schritt der Badegast über eine auf Holzkloben liegende Bretterlage hin und kam schließlich an den Badeplatz. Dies war ein vorher gegrabenes riesiges Loch von wenigstens 4 Fuß im Quadrat und eben so tief. Das Wasser fand sich von selbst, denn es war Grundwasser, und in diesem Grundwasser stapften wir nun, nach Aufkrempelung unserer Hosen und wie in Vorahnung der Kneipp'schen Heilmethode, glückselig herum. Aber nicht allzu lange. Meine Mutter hatte, vom Wohnzimmer meines Vaters aus, diesen Badejubel beobachtet und aus Gründen, die mir bis diesen Augenblick ein Geheimniß sind, entschied sie sich dahin: „daß hier ein Exempel statuirt werden müsse.“ Hätte sie sich der Ausführung dieses Entscheids nun selber unterzogen, so wäre die Sache nicht schlimm gewesen, die Hand einer Mutter, die rasch dazwischen fährt, thut nicht allzu weh; es ist ein Frühlingsgewitter und kaum hat es eingeschlagen, so ist auch die Sonne schon

Digitized by Google

wieder da. Leider jedoch hatte meine Mutter, und zwar schon Jahr und Tag vor Eröffnung dieser „privaten Badesaison“, den Entschluß gefaßt, nur immer Strafmandate zu erlassen, die Ausführung aber meinem Vater, wie einem dafür Angestellten, zuzuweisen. Das Heranreifen eines solchen Entschlusses in ihr, kann ich mir nur so erklären, daß sie davon ausging, mein sehr zur Bequemlichkeit neigender Vater sei eigentlich „für gar nichts da“ und daß sie mit dem allen den Zweck verband, ihn auf den Weg des Pflichtmäßigen hinüber leiten zu wollen. Treff ich es damit, so muß ich sagen, ich halte das von ihr eingeschlagene Verfahren für falsch. Wer die Unthat entdeckt und als Unthat empfindet, der muß auch auf der Stelle Richter und Vollzieher in einer Person sein. Vergeht aber eine halbe Stunde oder eine ganze und muß nun ein vom Frühschoppen heimkehrender Vater, der eigentlich sagen möchte „seid umschlungen Millionen“, muß dieser unglückselige Vater, auf einen Bericht und eine sich daran knüpfende Pflicht-Ermahnung hin, den Stock oder gar die Reitpeitsche von seinem verstaubten Schreibpult herunternehmen, um nun den alten König von Sparta zu spielen, so ist das eine sehr traurige Situation, traurig für den mit der Exekution Beauftragten und traurig für den, an dem sich der

Digitized by Google

Auftrag vollzieht. Kurz und gut, ich wurde ganz gründlich in's Gebet genommen und als ich aus der Marter heraus war und total verbockt (ein Zustand, den ich sonst nie gekannt habe) in unserer schüttgelben Kinderstube mit dem schwarzen Ofen und dem Alten-Geislerstuhl auf- und abging, erschien meine Mutter und forderte von mir, daß ich nun auch noch hinübergehen und meinem Vater abbitten solle. Das war mir über den Spaß und ich weigerte mich. Schließlich aber redete sie mir freundlich zu und ich that es. Ich glaube, sie fühlte in ihrem Gerechtigkeitssinne, daß sie viel zu weit gegangen war und weil ihr mein Vater, dem die Sache gewiß geradezu gräßlich war, schon Aehnliches gesagt haben mochte, so lag ihr daran, alles baldmöglichst wieder beglichen zu sehn.

All das waren so Proben aus dem verunglückten Detail der Erziehung oder ich könnte auch sagen unerwünschte Leistungen auf dem von beschränkten Leuten so recht eigentlich als „Erziehung" angesehenen Gebiete, weil beschränkte Leute von der Erziehungsvorstellung die Vorstellung der Strafe nicht trennen können. Glücklicherweise kam es zu solchen Scenen nur sehr ausnahmsweise, was ich hier nochmals von ganzem Herzen preise. Regel war, unsere Kreise nicht zu stören und wenn ich nicht in die

Digitized by Google

Schule ging oder gerade Schillersche Balladen lernen mußte, so gehörte meine Zeit der Beschäftigung nach freier Wahl an, der Ungebundenheit, dem Spiel.

* * *

Mein Vater hing dem Spiel nach; ich auch. Aber während seine Spiele L'hombre, Whist und Boston hießen, des edlen Pharaos ganz zu geschweigen, hießen die meinigen, um nur ein paar zu nennen, Klinker und Knut und Anschlag und Versteck. Kartenspiel, wie's auch Kinder spielen, war mir immer höchst langweilig, wogegen ich all das, was ich meine Spiele nannte, mit einer Lust und Leidenschaft spielte, die weit über die Kartenspiellust meines Vaters hinausging. Ich war der geborne kleine Akrobat. Von Schulgerechtem konnte dabei keine Rede sein; aber in allem, was einem auf diesem Gebiete, wenn man leidlich gesund ist, von Mutter Natur als Voranlage mitgegeben wird, war ich sehr glücklich ausgestattet. Ich war stärker und gewandter als die Schul- und Straßenjungen, mit denen ich anfänglich (später änderte sich's) in Berührung kam und diese Kraft und Gewandtheit zu zeigen, war ich in so hohem Maaße beflissen, daß ich, im Rückblick auf meine Kinderjahre, diese

Digitized by Google

ganze Zeit nicht als eine Schul- und Lernezeit voll Gequält- und Gedrilltwerdens, ſondern als eine Zeit unausgeſetzten Spielens vor Augen habe, ſo ſehr überwogen die Spielſtunden alles andere, ſowohl dem Zeitmaaße wie dem Intereſſe nach.

Noch einmal, es war zumeiſt meine natürliche Veranlagung für das Turneriſche, was mich die gewöhnlichen Knabenſpiele mit ſo viel Luſt und Liebe ſpielen ließ und ich werde davon in dieſem und den folgenden Kapiteln noch mancherlei zu berichten haben. Aber in jenem wohlbekannten Widerſpruche, der nun mal, einem räthſelhaften Naturgeſetze folgend, unſer Leben und unſere Neigungen durchzieht, in dieſem auch bei mir zu Tage tretenden Widerſpruche traf es ſich ſo, daß meine zwei leidenſchaftlichſten Spielbeſchäftigungen in dem einen Falle gar nichts und in dem andern ſehr wenig mit Akrobatik und halsbrecheriſchen Kunſtſtücken zu thun hatten. Denn dieſe zwei leidenſchaftlichſten Beſchäftigungen waren: die Buchbinderei (richtiger noch, bloße Papparbeit) und das Verſteckſpielen.

Die Papparbeit! Mir ganz unerfindlich jetzt, wie mich dieſe langweiligſte Beſchäftigung durch Jahre hin, ſo ganz in Anſpruch nehmen konnte, daß ich mindeſtens ein Drittel meiner freien Zeit damit verbracht und mindeſtens zwei Drittel meines

Digitized by Google

Taschengeldes für Pappe, marmorirtes Papier und Goldborten ausgegeben habe. Nun darf ich zwar hinzusetzen, daß ich den Kleisterpinsel im Dienst einer höheren Idee schwang und daß der meiner Leimtopfarbeit dienende Stubenwinkel eine Art Schutzwaffenfabrik war, wo meine Völker, ich komme weiterhin darauf zurück, wehrhaft gemacht und mit Schilden und Brustharnischen ausgerüstet wurden; aber wiewohl das Alles zutrifft, so kann ich doch das Entschuldigungsmoment, das darin liegt, vorm Richterstuhl der Wahrheit kaum gelten lassen, weil ich deutlich fühle, daß ich, auch wenn die Volksausrüstungsfrage mir fern gelegen hätte, dennoch dieselbe Klebebeschäftigung geübt haben würde. Dann freilich wahrscheinlich als Domarchitekt und Kathedralenbauer in Pappe. Ich kann es mir nur so erklären, daß sich ein gewisser Gestaltungsdrang darin aussprach. Es prickelte mich, etwas entstehen zu sehen. Aber vielleicht ist diese Erklärung auch noch zu schmeichelhaft.

Aehnlich rathlos steh ich der Versteckspiel-Passion gegenüber. Denn wenn auch die darauf verwendete Zeit — weil ich die sechs, acht Jungen, die mich aufsuchen mußten, nicht immer zur Hand hatte — viel geringer war, so war doch die Leidenschaft dafür noch viel, viel größer und am größten

Digitized by Google

da, wo sie am unverständlichsten war. Das schon vorgeschilderte Herumklettern in dem in tiefem Schatten liegenden Sparrenwerk des Daches, auch wenn ich dabei, hinter einem Rauchfang oder Lattenverschlag, auf Augenblicke nach Schutz und Deckung suchen mußte, — war kein eigentliches Versteckspiel, trotzdem etwas davon mit vorkam; eigentliches Versteckspiel, nach meiner damaligen Anschauung, war etwas viel Großartigeres, Poetisch-phantastischeres und jedenfalls gleichbedeutend mit einem völligen stundenlangen Verschwinden, wozu der riesige Heuboden, den wir auf unserem Hofe hatten, eine nicht zu übertreffende Gelegenheit bot. Bis unter den First eines langen Stallgebäudes lag das Heu dicht aufgeschichtet und in die tiefen und engen Löcher, die sich hier und da zwischen den Dachbalken und der Heumasse befanden, ließ ich mich leise hinabgleiten. Da saß ich dann endlos, unter beständigem Herzklopfen, vor Enge und Schwüle beinahe erstickend und immer nur durch die glückselige Vorstellung aufrecht erhalten „und wenn sie dich suchen bis an den jüngsten Tag, sie finden dich nicht.“ Und sie fanden mich auch wirklich nicht, gaben zuletzt alles Suchen auf, brachen das Spiel ab und gingen in die Küche, wo sie, Schemel und Fußbänke an den Herd rückend, unter Verwünschungen gegen

Digitized by Google

mich ihr Vesperbrot verzehrten. Ich aber, wenn ich an dem Stillwerden in Hof und Garten merkte, daß man die Jagd auf mich aufgegeben hatte, wand mich aus meinem Heuloche wieder heraus und erschien nun unter ihnen mit dem Ausdruck höchster Geringschätzung. Ich thue wieder die Frage, worin wurzelt da das Glück?

Begreiflicher als die Versteckspiel-Freude war die Lust am Klettern, wozu, neben anderem, die dicht vor unserem Hause stehenden Kastanienbäume mich geradezu herausforderten. Auf den unteren Aesten sich einlogieren, das konnte jeder; aber von der höchsten Spitze her einen blühenden Zweig herunterholen, das war ein lohnender Ehrgeiz, dem ich beinahe mal zum Opfer fiel. Unter dem Baume stand der alte Pietzker, unser Nachbar, ein Holländer, der einen Handel mit Eidamer Käse trieb und nach Art der französischen Bauern immer in einer weißen Zipfelmütze einherging. Er war mein guter Freund und rief mir, in den Baum hinauf, zu „ich sollte mich in Acht nehmen, Kastanienholz bräche leicht."

Es war gut gemeint, aber kam zu spät. Denn im selben Augenblicke gab es auch schon ein Knicken und Knacken und ganz zuletzt noch einmal auf den Hauptast des Baumes aufschlagend, stürzte ich, von oben herab, auf den steinharten Boden, steinhart, weil

Digitized by Google

10 Fuß breit um das Haus herum Müll und Ziegelschutt aufgeschüttet war. Ich lag da für todt und rührte mich nicht, der Umstand indeß, daß das viele kleine Gezweige zunächst die Vehemenz des Sturzes gemindert hatte, hatte mich doch gerettet und nach kurzer Zeit schlug ich die Augen auf und Pietzker trug mich in die Apotheke, wo man mir mit Salmiakgeist weiter aufzuhelfen trachtete. Geschah auch. Als ich aber über Rücken- und Rippenschmerzen klagte, sagte Pietzker: „Da hilft blos Mierenspiritus.“ Und ehe ich „ja oder nein“ sagen konnte, wurde ich damit übergossen. Ich hatte immer noch Schmerzen, war jedoch wieder beweglich geworden und konnte, wenn auch freilich nur mit Anstrengung, beim Abendbrot, bei dem die Eltern glücklicherweise fehlten, erscheinen. Es war gerade die schon in einem früheren Kapitel erwähnte Milchsuppenzeit, was an und für sich gut paßte. Zugleich aber war es auch der Tag, wo aus der herkömmlichen Folge von Reis, Gries, Hirse, gerade die Hirse an der Reihe war, und mit einem Male merkend, daß sich, wohl in weiterer Folge meines Sturzes, die Vorderhälfte des einen Backzahns ablöste, fühlte ich auch schon, wie sich ein Hirsekorn in die offene Stelle einsenkte. Unter furchtbaren Schmerzen verbrachte ich die Nacht und war am andern Tag ein Bild des Jammers. Dazu kam noch die beständige Furcht,

Digitized by Google

ich könnte wegen Kletterns, das natürlich verboten war, abgeſtraft werden. Das unterblieb aber. Mein Vater trat vielmehr, als ich unglücklich daſaß, zu mir heran und ſagte: „Pietzker hat mir Alles erzählt. Du wirſt noch den Hals brechen. Wo thut's denn weh?“

Er hatte geglaubt, daß ich auf Kopf und Rücken zeigen würde, ich zeigte aber auf den Zahn und erzählte ihm, daß die Vorderhälfte abgebrochen ſei.

„Nun das iſt nicht ſchlimm. Da muß die andere Hälfte auch 'raus. Dann biſt Du's los. Weh thut es. Aber das iſt die Strafe.“

Digitized by Google

Fünfzehntes Kapitel.

Wie wir draußen spielten, an Strom und Strand.

Es ist ein hübsches Wort, daß die Kinder ihren Engel haben und man braucht nicht sehr gläubig zu sein, um es zu glauben. Für die Kleinen ist dieser Engel eine mit einem langen weißen Lilienschleier angethane Fee, die lächelnd zu Füßen einer Wiege steht und entweder vor Gefahr bewahrt oder wenn sie schon da ist, aus ihr hilft. Das ist die Fee für die Kleinen. Ist man aber aus der Wiege, beziehungsweise dem Bettchen heraus und schläft man bereits in einem richtigen Bett, mit andern Worten ist man ein derber Junge geworden, so braucht man freilich auch noch seinen Engel, ja, man braucht ihn erst recht, aber statt des Lilien-Engels muß es nun eine Art Erzengel sein, ein starker, männlicher Engel, mit Schild und Speer, sonst reicht seine Kraft für seine mittlerweile gewachsenen

Digitized by Google

Aufgaben nicht mehr aus. Ich war nicht eigentlich wild und wagehalsig und alle meine Kunststücke, die mir als etwas Derartiges angerechnet wurden, geschahen immer nur in kluger Abmessung meiner Kräfte, trotzdem hab ich, im Rückblick auf jene Zeit, das Gefühl eines beständigen Gerettetwordenseins, ein Gefühl, in dem ich mich auch schwerlich irre. Denn als ich mit 12 Jahren aus dem elterlichen Hause kam, in einem Alter also wo die Fährlichkeiten recht eigentlich erst zu beginnen pflegen, wird es mit einem Male ganz anders, so sehr, daß es mir vorkommt, als habe mein Engel von jenem Zeitpunkt ab wie Ferien gehabt; alle Gefahren hören entweder ganz auf oder schrumpfen doch so zusammen, daß sie mir keinen Eindruck hinterlassen haben. Es muß also, bei dem Dichtnebeneinanderliegen dieser Zeitläufte, doch wohl ein Unterschied gewesen sein, der mir so ganz verschiedene Gefühle zurückgelassen hat.

Aus sogenannten Schlüsselbüchsen schießen, war ein Hauptvergnügen. Es wird solche Schlüsselbüchsen unter Großstadtskindern kaum noch geben und deßhalb möcht ich sie hier beschreiben dürfen. Es waren Hohlschlüssel von ganz dünner Wandung, also so zu sagen mit ungeheurer Seele, womit die Wäschetruhen und namentlich die Truhen der Dienstmädchen

Digitized by Google

zugeschlossen wurden. Solche Schlüssel uns anzueignen, war unser beständiges Bemühen, worin wir bis zur Piraterie gingen. Wehe dem armen Dienstmädchen, das den Schlüssel abzuziehen vergaß, — sie sah ihn nie wieder. Wir bemächtigten uns seiner und durch die einfache Prozedur eines Zündloch-Einfeilens, war nun die Schußwaffe hergestellt. Da diese Schlüssel immer rostig, mitunter auch schon ausgesplittert waren, so war es nichts Seltenes, daß sie sprangen; wir kamen aber immer heil davon. Der Engel half.

Ungleich gefährlicher waren die beständig geübten Feuerwerkskünste. Ich hatte mich mit Hülfe von Schwefel und Salpeter, die wir in der Apotheke bequem zur Hand hatten, zu einem vollständigen Pyrotechniker herangebildet, dabei von meiner Papp- und Kleisterkunst sehr wesentlich unterstützt. Alle Sorten von Hülsen wurden mit Leichtigkeit hergestellt und so entstanden Sonnen, Feuerräder und pot à feu's. Oft weigerten sich diese Schöpfungen, ihre ihnen zugemuthete Schuldigkeit zu thun und wir warfen sie dann zusammen und zündeten den ganzen Haufen mißglückter Herrlichkeit mit einem Schwefelfaden an, abwartend was draus werden würde. All das war ziemlich gefahrlos. Desto gefahrvoller für uns war aber das, was in der Pyrotechnik als das einfachste und

Digitized by Google

niedrigſtſtehende Produkt gilt und auch von uns ſo angeſehen wurde: der Schwärmer. Dieſer, wenn ich die Miſchung verfehlt haben mochte, wollte häufig nicht recht brennen, was mich immer ſehr verdroß. Wenn ſich ein Feuerrad zu drehen weigerte, nun, das ging allenfalls; ein Feuerrad war eine vergleichsweiſe künſtliche Sache, ein Schwärmer aber mußte brennen und wenn er trotzdem nicht wollte, war das eine Schändlichkeit, die man nicht hinnehmen durfte. So bückte ich mich denn über die in einen Sandhaufen geſteckten Hülſen und begann zu puſten, um dem erlöſchenden Zündſchwamm neues Leben zu geben. Erloſch er dabei völlig, ſo war das eigentlich das Beſte, ging es aber plötzlich los, ſo wurde mir das Haar verſengt oder die Stirn verbrannt. Schlimmeres kam nicht vor. Der Engel ſchützte mich eben mit ſeinem Schild.

Das war das Element des Feuers. Aber auch mit dem Waſſer machten wir uns zu ſchaffen, was in einer Seeſtadt nicht Wunder nehmen durfte.

Herbſt 31 war mir von einem Berliner Anverwandten eine Kanone als Geſchenk verehrt worden, nicht etwa ein gewöhnliches Kinderſpielzeug, wie man es beim erſten beſten Kupferſchmidt oder Zinngießer kaufen kann, ſondern eine ſogenannte Modell-Kanone, wie man ihnen nur in Zeughäuſern be-

Digitized by Google

gegnet, — ein wahres Prachtstück an Schönheit und Eleganz, die Lafette fest und sauber, das Geschützrohr blitzblank und wohl fast anderthalb Fuß lang. Ich war selig und beschloß alsbald zu einem Bombardement von Swinemünde zu schreiten. Zwei Jungens meines Alters und mein jüngerer Bruder bestiegen mit mir ein an „Klempins Klapp“ liegendes Boot und nun fuhren wir, die Kanone vorn am Steven, flußabwärts. Als wir etwa in Höhe des Gesellschaftshauses waren, hielt ich die Zeit zum Beginn der Beschießung für gekommen und gab drei Schuß ab, bei jedem Schuß abwartend, ob wir vom Bollwerk aus beobachtet und in dem Ernst unsres Thuns gewürdigt würden. Beides blieb jedoch aus. Was aber nicht ausblieb, das war, daß wir inzwischen in die Strömung hineingerathen waren und von dieser gefaßt und getrieben, uns mit einem Male zwischen den Molendämmen sahen. Und nun erfaßte mich eine furchtbare Angst. Ging das so weiter, so waren wir in 10 Minuten draußen und konnten dann auf Bornholm und die schwedische Küste zufahren. Es war eine ganz verteufelte Situation und wir griffen zuletzt zu dem wenigst tapferen, aber doch schließlich verständigsten Mittel und begannen ungeheuer zu schreien, zugleich winkend und schwenkend, und er-

Digitized by Google

wiesen uns überhaupt als geradezu erfinderisch in Nothsignalen. Endlich wurden wir von einigen auf der Westmole stehenden Lootsen bemerkt, die nun mit dem Finger drohten, aber doch auch vergnüglich dreinschauend, uns schließlich ein Tau zuwarfen. Und damit waren wir aus der Gefahr heraus. Einer der Lootsen kannte mich, weil sein Junge zu meinen Spielgefährten gehörte. Das machte denn auch wohl, daß wir mit ein paar nicht allzu schlimmen Ehrentiteln davonkamen. Ich nahm meine Kanone unter den Arm und hatte noch die Befriedigung, sie bewundert zu sehen. Dann ging ich nach Hause, nachdem ich versprochen hatte, Hans Ketelböter, einen großen Schiffersjungen, der ganz in unsrer Nähe wohnte, hinauszuschicken, um das inzwischen an einem Pfahl befestigte Boot zurückzurudern. — Dies war unter den Wasserfährlichkeiten die apartste, aber keineswegs die gefährlichste. Die gefährlichste war zugleich die alleralltäglichste, weil beim Baden in der See beständig wiederkehrende. Wer die Ostseebäder kennt, kennt auch die sogenannten „Reffs". Es werden darunter die hundert oder zweihundert Schritt in See hinein, parallel mit dem Ufer laufenden und oft nur von wenig Wasser überspülten Sandstreifen verstanden, auf denen die

Digitized by Google

Badenden, wenn sie die zwischenliegenden tiefen Stellen passirt haben, wieder ausruhen können. Und damit sie genau wissen, wo diese Stellen sind, sind rothe Fähnchen auf diesen Sandriffen angebracht. Hier lag nun für mich die tägliche Verführung. War es still und alles normal, so reichten meine Schwimmkünste gerade aus, glücklich über die tiefen Stellen wegzukommen und das zunächst gelegene Reff zu erreichen, lag es aber minder günstig oder ließ ich mich wohl gar aus Zufall zu früh nieder, so daß ich keinen festen Grund unter den Füßen hatte, so war auch der Schreck und mitunter die Todesangst da. Glücklich bin ich jederzeit herausgekommen. Aber nicht durch mich. Kraft und Hülfe kamen von wo anders her.

* * *

Eine weitere Wassergefahr, die zu bestehen mir noch beschieden war, hatte nichts mit der See zu thun, sondern spielte sich auf dem Strom ab, dicht am Bollwerk, keine 500 Schritt von unserm Hause. Davon erzähle ich auch noch in diesem Kapitel, aber zuvörderst schiebe ich hier ein anderes kleines Vorkommniß ein, bei dem kein Engel zu helfen brauchte.

Digitized by Google

Schwimmen konnte ich nicht recht und ſteuern und rudern auch nicht; zu den Dingen aber, auf die ich mich gut, ja ſehr gut verſtand, gehörte das Stelzenlaufen. Unſerer Familientradition nach ſtammen wir, wie erzählt, aus der Gegend von Montpellier, während ich perſönlich, meinem virtuoſen Stelzenlaufen nach, eigentlich aus den Landes ſtammen müßte, wo die Menſchen wie mit ihren Stelzen verwachſen ſind und dieſe kaum abſchnallen, wenn ſie ſich zur Ruhe legen. Alſo kurz und gut, ich war ein brillanter Stelzenläufer und hatte vor denen in der weſtlichen Garonne-Gegend, wo die ſehr niedrigen „échasses“ zu Hauſe ſind, noch das voraus, daß ich den Kothurn nicht hoch genug kriegen konnte, denn die an der Innenſeite meiner Stelzen befeſtigten Holzklötzchen ſaßen wohl drei Fuß hoch. Und nun unter Anlauf und gleichzeitiger Schräglegung und Einſtemmung der beiden Stangen, brachte ich es dahin, mich, mit Sicherheit auf die Stelzenklötze hinaufſchwingen und ſofort meinen Rieſenſchritt antreten zu können. Für gewöhnlich war das nichts als eine brodloſe Kunſt, aber ein paar Mal hatte ich doch Vortheil davon, indem ich mich, mit Hülfe meiner Stelzen, einem ſich über mir zuſammenziehenden Gewitter entziehen konnte. Das war in den Tagen, als Hauptmann

Digitized by Google

Ferber, der bis dahin bei den „Neufchatellern“ gestanden, sich als Pensionär nach Swinemünde zurückgezogen hatte.

Ferber, den die Swinemünder um seiner Neufchatellerschaft willen französirten und Teinturier nannten, war aus sehr guter Familie, wenn ich nicht irre Sohn eines hohen Beamten im Finanzministerium, welcher letztre sich außerdem noch, aus den anno 13er Kriegszeiten her, alter Beziehungen zum Hofe rühmen durfte. Dies war auch wohl Grund, daß dem Sohne, trotz Nicht-Adels und deutscher Abstammung (die Neufchateller Offiziere waren damals noch vorwiegend französische Schweizer) der Eintritt in das Elite-Bataillon ermöglicht wurde. Hier war er wohl gelitten, weil er klug, guter Kamerad und außerdem sogar Schriftsteller war. Er schrieb Novellen nach damals üblichen Mustern. Aber aller Wohlgelittenheit zum Trotz, konnte er sich nicht halten, weil seine Vorliebe für Kaffee mit Cognac, die sich bald auf letzteren beschränkte, so rapide wuchs, daß er den Abschied nehmen mußte. Seine Uebersiedlung nach Swinemünde hatte wohl darin ihren Grund, daß Seestädte für derartige Passionen besser passen als Binnenstädte. Cognacvorliebe fällt da weniger auf.

Gleichviel indessen was der Grund sein mochte,

Digitized by Google

Ferber war an seinem neuen Wohnort bald ebenso beliebt, wie vorher in Berlin, denn er hatte jene Charaktergütigkeit, die „der Flasche liebstes Kind" ist. Von meinem Papa hielt er sehr viel, was dieser erwiederte. Doch war diese Freundschaft nicht gleich von Anfang an da, sondern entwickelte sich erst aus einer kleinen Controverse bez. Niederlage meines Vaters, zu dessen liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten es gehörte, seinen Aerger über eine „Deroute" spätestens nach 24 Stunden in Anerkennung und beinahe Huldigung umzusetzen. Mit dieser Niederlage aber verhielt es sich so. Von Seiten Ferbers war eines Tages behauptet worden, daß man wohl oder übel, einen Deutschen als den „Vater der französischen Revolution" ansehen müsse, denn Minister Necker, wenn auch in Genf geboren, sei der Sohn oder Enkel eines Küstriner Postmeisters gewesen, — eine, so schien es meinem Vater, ganz stupende Behauptung, die denn auch seinerseits mit beinahe überheblicher Miene bekämpft worden war, bis sie sich schließlich als im Wesentlichen richtig herausstellte. Da schlug denn sofort bei meinem Papa das aus seiner Ueberzeugung von seinem besseren Wissen erwachsene Selbstgefühl zunächst in Respekt, dann in Freundschaft um, und noch 20 Jahre später, wenn wir, von unserem Oberbruch-Dorfe aus,

Digitized by Google

nach dem benachbarten Küstrin hineinfuhren, sagte er regelmäßig, ohne je bei Kronprinz Fritz oder Katte's Enthauptung zu verweilen: „ja, hier aus Küstrin stammte auch Necker, den man „den Vater der französischen Revolution nennen kann." Das verdanke ich Ferber, Hauptmann Ferber, den wir Teinturier nannten. Schade, daß er von dem Aquavit nicht lassen konnte. Mitunter war es ein Jammer."

Ja, ein Jammer war es, nur nicht für uns Kinder, die wir, umgekehrt, immer in einen Jubel ausbrachen, wenn der Hauptmann, in oft ziemlich desolatem Kostüm, die große Kirchenstraße heraufgetaumelt kam, um irgendwo seine Frühstücksstunde fortzusetzen. Wir folgten ihm dann in kurzer Entfernung und neckten und reizten ihn so lange, bis er den einen oder andern von uns zu fangen und abzustrafen suchte. Mitunter gelang es ihm auch; ich aber entkam ihm jedesmal mit Leichtigkeit, weil ich für meine Neckereien immer nur solche Tage wählte, wo es kurz vorher stark geregnet hatte. Dann stand auf dem Straßendamme, zwischen unserm Haus und der Kirche drüben, ein ungeheurer Wasserpfuhl, der nun mein Nothhafen wurde. Meine Stelzen schräg unterm Arm, sprang ich auf diese, sobald ich merkte, daß mir Teinturier, trotz seines Zustandes dicht auf den Fersen war, mit einem raschen Rucke hinauf

Digitized by Google

und marſchirte nun triumphirend in den Waſſerpfuhl hinein. Da ſtand ich dann wie ein Storch auf einem Stelzen und präſentirte mit dem andern unter fortgeſetzter Verhöhnung. Fluchend und drohend zog er weiter, der arme Hauptmann. Aber er hütete ſich, ſeine Drohung wahrzumachen, weil er ſich, in ſeinen guten Stunden, nicht gern an die ſchlimmen erinnern mochte.

* * *

Wir hatten verſchiedene Spielplätze. Der uns liebſte war aber wohl der am Bollwerk und zwar gerade da, wo die mehrerwähnte von unſerm Hauſe abzweigende Seitenſtraße einmündete. Die ganze Stelle war ſehr maleriſch, beſonders auch im Winter, wo hier die feſtgelegten und ihrer Obermaſten entkleideten Schiffe lagen, oft drei hintereinander, alſo bis ziemlich weit in den Strom hinein. Uns hier am Bollwerk herumzutummeln und auf den ausgeſpannten Tauen, ſo weit ſie dicht über dem Erdboden hinliefen, unſere Seiltänzerkünſte zu üben, war uns geſtattet und nur Eines ſtand unter Verbot: wir durften nicht auf die Schiffe gehn und am wenigſten die Strickleiter hinauf bis in den Maſtkorb klettern. Ein ſehr vernünftiges Verbot. Aber je vernünftiger es war, deſto größer war unſer Verlangen, es zu

Digitized by Google

übertreten und bei „Räuber und Wandersmann“, das wir alle sehr liebten, verstand sich diese Uebertretung beinahe von selbst. Entdeckung lag überdies außerhalb der Wahrscheinlichkeit; die Eltern waren entweder bei ihrer „Parthie“ oder zu Tisch geladen. „Also nur vorwärts. Und petzt einer, so kommt er noch schlimmer weg als wir.“

So dachten wir auch eines Sonntags im April 31. Es muß um diese Jahreszeit gewesen sein, weil mir noch der klare und kalte Luftton deutlich vor Augen steht. Auf dem Schiffe war keine Spur von Leben und am Bollwerk keine Menschenseele zu sehn, was mir des Ferneren beweist, daß es ein Sonntag war.

Ich, als der älteste und stärkste, war natürlich Räuber und acht oder zehn kleinere Jungens — unter denen nur ein einziger, ein Illegitimer, der, wie zu Begleichung seiner Geburt, Fritz Ehrlich hieß, es einigermaßen mit mir aufnehmen konnte — waren schon vom Kirchplatz her, wo wie gewöhnlich die Jagd begonnen hatte, dicht hinter mir her. Ziemlich abgejagt kam ich am Bollwerk an und weil es hier keinen anderen Ausweg für mich gab, lief ich, über eine breite und feste Bohlenlage fort, auf das zunächst liegende Schiff hinauf. Die ganze Meute mir nach, was natürlich zur Folge hatte, daß ich vom ersten

Digitized by Google

Schiff alsbald auf's zweite und vom zweiten auf's dritte mußte. Da ging es nun nicht weiter und wenn ich mich meiner Feinde trotzdem erwehren wollte, so blieb mir nichts anderes übrig, als auf dem Schiffe selbst nach einem Versteck oder wenigstens nach einer schwer zugänglichen Stelle zu suchen. Und ich fand auch so was und kletterte auf den etwa mannshohen, neben der Kajüte befindlichen Oberbau hinauf, darin sich, neben andren Räumlichkeiten, gemeinhin auch die Schiffsküche zu befinden pflegte. Etliche, in die steile Wandung eingelegte Stufen erleichterten es mir. Und da stand ich nun oben, momentan geborgen und sah als Sieger auf meine Verfolger. Aber das Siegesgefühl konnte nicht lange dauern; die Stufen waren wie für mich so auch für andre da und in kürzester Frist stand Fritz Ehrlich ebenfalls oben. Ich war verloren, wenn ich nicht auch jetzt noch einen Ausweg fand und mit aller Kraft und so weit der schmale Raum es zuließ einen Anlauf nehmend, sprang ich, von dem Küchenbau her, über die zwischenliegende Wasserspalte hinweg auf das zweite Schiff zurück und jagte nun wie von allen Furien verfolgt, wieder auf's Ufer zu. Und nun hatt ich's und den Frei-Platz vor unsrem Hause zu gewinnen, war nur noch ein Kleines für mich. Aber ich sollte meiner Freude darüber nicht lange froh

Digitized by Google

werden, denn im selben Augenblicke fast wo ich wieder festen Boden unter meinen Füßen hatte, hörte ich auch schon von dem dritten und zweiten Schiff her ein jämmerliches Schreien und dazwischen meinen Namen, so daß ich wohl merkte, da müsse was passirt sein. Und so schnell wie ich eben über die polternde Bohlenlage an's Ufer gekommen, eben so schnell ging es auch wieder über dieselbe zurück. Es war höchste Zeit. Fritz Ehrlich hatte mir den Sprung von der Küche her nachmachen wollen und war dabei, weil er zu kurz sprang, in die zwischen dem dritten und zweiten Schiff befindliche Wasserspalte gefallen. Da steckte nun der arme Junge, mit seinen Nägeln in die Schiffsritzen hineingreifend; denn an schwimmen, wenn er überhaupt schwimmen konnte, war nicht zu denken. Dazu das eiskalte Wasser. Ihn von obenher so ohne Weiteres abzureichen, war unmöglich und so griff ich denn nach einem von der einen Strickleiter etwas herabhängenden Tau und ließ mich, meinen Körper durch allerlei Künste nach Möglichkeit verlängernd, an der Schiffswand so weit herab, daß Fritz Ehrlich meinen am weitesten nach unten reichenden linken Fuß gerade noch fassen konnte. Oben hielt ich mich mit der rechten Hand. „Pack zu, Fritz.“ Aber der brave Junge, der wohl einsehen mochte, daß wir beide verloren waren, wenn er wirklich

Digitized by Google

fest zupackte, beschränkte sich darauf seine Hand leise auf meine Stiefelspitze zu legen und so wenig dies war, so war es doch gerade genug für ihn, sich über Wasser zu halten. Vielleicht war er auch, aus natürlicher Beanlagung, ein sogenannter „Wassertreter" oder hatte, was schließlich noch wahrscheinlicher, das bekannte Glück der Illegitimen. Gleichviel, er blieb in der Schwebe, bis Leute vom Ufer her herankamen und ihm einen Bootshaken heruntereichten, während andre ein an „Hannemanns Klapp" liegendes Boot losmachten und in den Zwischenraum hineinfuhren, um ihn da herauszufischen. Ich meinerseits war in dem Augenblick, wo der rettende Bootshaken kam, von einem mir Unbekannten, von oben her, am Kragen gepackt und mit einem strammen Ruck wieder auf Deck gehoben worden. Von Vorwürfen, die sonst bei solchen Gelegenheiten nicht ausbleiben, war diesmal keine Rede. Den triefenden, von Schüttelfrost gepackten Fritz Ehrlich brachten die Leute nach einem ganz in der Nähe gelegenen Hause, während wir andern, in kleinlauter Stimmung, unsren Heimweg antraten. Ich freilich auch gehoben, trotzdem ich wenig Gutes von der Zukunft erwartete.

Meine Befürchtungen erfüllten sich aber nicht. Im Gegentheil.

Am andern Vormittag, als ich in die Schule

Digitized by Google

wollte, ſtand mein Vater ſchon im Hausflur und hielt mich feſt, denn Nachbar Pietzker, der gute Zipfelmützenmann, hatte wieder geplaudert. Freilich mehr denn je in guter Abſicht.

„Habe von der Geſchichte gehört . . . “ſagte mein Vater. „Alle Wetter, daß Du nicht gehorchen kannſt. Aber es ſoll hingehen, weil Du Dich gut benommen haſt. Weiß alles. Pietzker drüben . . .“

Und damit war ich entlaſſen.

Wie gerne denk' ich daran zurück, nicht um mich in meiner Heldenthat zu ſonnen, ſondern in Dank und Liebe zu meinem Vater. So muß Erziehung ſein. Der liebenswürdige Mann, wenn er zum Strafen abkommandirt wurde, traf er's nicht immer glücklich, wenn er aber ſeinem unmittelbaren Gefühle folgen konnte, traf er's deſto beſſer.

Digitized by Google

Sechzehntes Kapitel.

Vierzig Jahre später.

(Ein Intermezzo).

Wie der Leser schon aus der Kapitelüberschrift entnehmen wird, habe ich vor, in dem unmittelbar Nachstehenden mich weit jenseits der hier zu schildernden Swinemünder Tage niederzulassen, welches Vorhaben mit dem Wunsche zusammenhängt, das Charakterbild meines Vaters nach Möglichkeit zu vervollständigen, will sagen nach oben hin abzurunden. Denn wie er ganz zuletzt war, so war er eigentlich.

In dem bis hierher dem Leser vorgeführten und zugleich den eigentlichen Inhalt des Buches ausmachenden Zeitabschnitte, nach dem ich denn auch das Ganze „Meine Kinderjahre" betitelt habe, war mein Vater noch sehr jung, wenig über dreißig, und stand im Leben und in Irrthümern; in seinen alten Tagen aber — und um eben deshalb greif

ich hier, in einem Exkurse, so weit vor — waren des Lebens Irrthümer von ihm abgefallen und je bescheidener sich im Laufe der Jahre seine Verhältnisse gestaltet hatten, desto gütiger und persönlich anspruchsloser war er geworden, immer bereit, aus seiner eigenen bedrückten Lage heraus, noch nach Möglichkeit zu helfen. In Klagen sich zu ergehen, fiel ihm nicht ein, noch weniger in Anklagen, (höchstens mal gegen sich selbst) und dem Leben abgewandt, seinen Tod ruhig erwartend, verbrachte er seine letzten Tage comme philosophe.

Ich besuchte ihn alle Jahr einmal und von meinem letzten Besuche bei ihm, der in den Sommer 67 fiel, möchte ich hier erzählen.

Er wohnte damals, schon zehn oder zwölf Jahre lang, in Nähe von Freienwalde, und zwar in einer an der alten Oder gelegenen Schifferkolonie, die den Namen „Schiffmühle" führte und ein Anhängsel des Dorfes Neu-Tornow war. Vereinzelte Häuser lagen da, in großen Abständen von einander, an dem träg vorüberschleichenden und von gelben und weißen Mummeln überwachsenen Flusse hin, während sich, unmittelbar hinter der Häuserreihe, ziemlich hohe, hoch oben mit einem Fichtenwalde besetzte Sandberge zogen. Genau da, wo eine prächtige alte Holzbrücke den von Freien-

Digitized by Google

walde her heranführenden Dammweg auf die Neu-Tornow'sche Flußseite fortsetzte, stand das Haus meines Vaters. Von welchen Erträgen er es erstanden hatte, weiß ich bis diesen Tag nicht, denn als er es kaufte, war er nicht eigentlich mehr ein Mann der Häuserkaufmöglichkeiten, wenn das erstandene Haus auch freilich nur ein bescheidenes Häuschen war. Wie's aber auch damit stehen mochte, er nannte dies Haus sein eigen und „klein aber mein", diese hübsche Inschrift, die das Prinz Friedrich Karl'sche Jagdschloß Dreilinden ziert, hätt auch er diesem seinem Häuschen geben können. Er bewohnte dasselbe mit einer Haushälterin von mittleren Jahren, die nach dem Satze lebte „Selig sind die Einfältigen", aber einen etwas weit gehenden Gebrauch davon machte. Seine Trauer darüber war humoristisch rührend, denn das Bedürfniß nach Aussprache blieb ihm bis zuletzt. Glücklicherweise hatte er sich schon vorher an Selbstgespräche gewöhnt. Er dachte laut; das war immer seine Aushilfe.

Ich hatte mich, wie gewöhnlich, bei ihm angemeldet, machte zunächst die reizende Fahrt bis Eberswalde per Bahn, dann die reizendere, bis Freienwalde selbst, in einem offenen Wagen und schritt nun auf einem von alten Weiden eingefaßten Damm

Digitized by Google

auf Schiffmühle zu, deſſen blanke, rothe Dächer ich gleich beim Heraustreten aus der Stadt vor Augen hatte. Der Weg war nicht weiter als eine gute halbe Stunde, Rapsfelder links und rechts, einzelne mit Storchneſtern beſetzte Gehöfte weit über die Niederung hin verſtreut und als Abſchluß des Bildes, jene ſchon erwähnte, jenſeits der alten Oder anſteigende Reihe von Sandbergen. Als ich bis in Nähe der Brücke war, war natürlich auch die Frage da „wie wirſt du den Alten finden?“ Aber eh ich mir noch darauf Antwort geben konnte, ſah ich ihn auch ſchon. Er hatte, von der Giebelſtube ſeines Hauſes her, mein Herankommen beobachtet und als ich eben meinen Fuß auf die vorderſte Brückenbohle ſetzen wollte, ſtand er auch ſchon an der anderen Seite der Brücke, mit ſeiner linken Hand zu mir herüberwinkend. Er hatte ſich, ſeit er in Einſamkeit lebte, daran gewöhnt, die Koſtümfrage etwas obenhin zu behandeln und ſo war ich nicht überraſcht, ihn an dieſem warmen Junitage bis an eine äußerſte Grenze freiheitlicher Behandlung gelangt zu ſehen. Er trug graue Leinwandhoſen und einen dito Drillichrock, unter dem, denn er haßte alles Zuknöpfen, ein Nachthemd mit umgeklapptem Kragen ſichtbar wurde, was alles unbedingt an's Turneriſche gemahnt hätte, wenn es weißer geweſen wäre. Auf dem Kopfe ſaß

ein Käpsel, grün mit einer schwarzen Ranke darum, und das Einzige, was auf vergangene bessere Zeiten deutete, war ein wunderschönes Bambusrohr mit einem Elfenbeinknopf oben und einer unverhältnißmäßig langen Metallzwinge, so daß man eigentlich einen „poignard“ darunter vermuthen mußte. Was aber nicht zutraf.

Jetzt hatten wir uns und gaben uns einen Kuß auf die linke Backe. „Nun, das ist recht, daß Du da bist. Was macht Deine Frau? Und die Kinder?“ Er wartete aber keine Antwort ab, denn solche Familienfragen, wenn es nicht gleich ans Sterben ging, interessirten ihn wenig und so fuhr er dann fort: „Es ist das Leben eines Einsiedlers, das ich führe, ja, man könnte schon von Anachoreten sprechen, die ich mir, übrigens vielleicht mit Unrecht, als gesteigerte Einsiedler denke. Fremdwörter haben fast immer was Gesteigertes. Nun wir reden noch davon. Ein Glück, daß Du so gutes Wetter getroffen hast, das reine Hohenzollernwetter. Du schreibst ja auch so viel über die Hohenzollern und nimmst drum vielleicht an ihrem Wetter Theil; es lohnt sich Alles. Ich, für meine Person, halte an Napoleon fest; er war das größere Genie. Weißt du denn, daß Prinz Wilhelm — ich meine den alten, das heißt den ganz alten, der immer die Schwedter-

Digitized by Google

Dragoner Uniform trug, hellblau, mit schwarzem Kragen, und soll ein aufrichtig frommer Mann gewesen sein, denn auf die Aufrichtigkeit kommt es an, — weißt du denn, daß Prinz Wilhelm immer die Büste Napoleons vor Augen hatte? Noch dazu auf seinem Schreibtisch."

„Ja, ich weiß es, Papa; Du hast mir öfter davon erzählt."

„Oefter davon erzählt", wiederholte er. „Ja, das wird wohl richtig sein. Ich lerne nichts mehr dazu, habe blos immer noch die alten Geschichten, aber eigentlich sind das die besten. Entsinnst Du Dich noch? Lannes und Latour d'Auvergne und Michel Ney. Ja, mein Freund Michel Ney, der kommt mir jetzt wieder öfter in den Sinn und ich seh ihn dann immer, wie sie ihn an die Gartenmauer stellten — in dem öden und einsamen Luxembourg-Garten und war gerad ein recht klatschiges Dezemberwetter — und wie dann der Offizier, der das Peloton kommandirte, noch einmal das Kriegsgerichtsurtheil vorlesen wollte mit all den Prinzen- und Herzogstiteln, wie da mein Freund Ney abwehrte und unterbrach und mit seiner tiefen Stimme sagte: „pourquoi tous ces titres? . . Michel Ney . . . rien de plus . . . et bientôt un peu de poudre." Und dann fielen die Schüsse. Ja, „bald blos noch

Digitized by Google

ein bischen Staub.“ Eigentlich paßt es auf Jeden und zu jeder Stunde. Und wenn man nun gar 71 is . . .“

„Ach, Papa, daran mußt Du nicht denken.“

„Ich mag auch nicht, der Tod ist etwas Grusliges. Aber man mag wollen oder nicht, er meldet sich, er ist um einen 'rum, er ist da. Aber lassen wir den Tod. Tod ist ein schlechtes Wort, wenn man eben in ein Haus eintreten will. Und da kommt ja auch Luise, Dich zu begrüßen. Sei nur recht freundlich, auch wenn sie was Dummes sagt. Und darauf kannst Du Dich verlassen.“

Unter diesen Worten und während mein Vater vom Flur aus, in den wir grad' eingetreten waren, treppauf stieg, um sich in seiner äußeren Erscheinung ein ganz klein wenig zu verbessern, war die eben angekündigte Luise wirklich auf mich zugekommen und erzählte mir, in übrigens durchaus verständiger Weise, daß sich der Papa schon seit 2 Tagen auf meinen Besuch gefreut habe. Natürlich, er habe ja sonst nichts; sie höre zwar immer zu, wenn er was sage, aber sie sei doch nur dumm.“

„Ach, Luise, reden Sie doch nicht so was. Das wird ja so schlimm nicht sein. Jeder ist klug und jeder ist dumm. Und ich wette, Sie haben wieder einen Eierkuchen gebacken.“

Digitized by Google

„Hab ich auch.“

„Nun sehn Sie. Was heißt da, klug oder nicht klug. Papa kann froh sein, daß er Sie hat.“

„Bin ich auch“ sagte dieser, der, während wir so sprachen, in einem aus einer weit zurückliegenden Zeit stammenden und deshalb längst zu eng gewordenen Rocke von seiner Giebelstube her wieder nach unten kam. „Bin ich auch. Luise ist eine gute Person Mitunter allerdings schrecklich; aber bei Lichte besehn, ist alles mal schrecklich und es wäre ungerecht, wenn ich gerade von Luise den Ausnahmefall verlangen wollte.“

Luise selbst hatte sich inzwischen wieder in ihre Küche zurückgezogen, während mein Vater und ich in dem wundervoll kühlen Hausflur auf und ab schritten. Licht und Schatten spielten dabei um uns her. Die Thüren standen auf und gestatteten einen Einblick in das ganze Hausgewese. Zu jeder Seite lagen zwei Räume, rechts die meines Papas, links Luisens Stube und die Küche. „Laß uns hier eintreten,“ sagte mein Vater und führte mich in seine nach dem Hofe hinaus gelegene Schlafstube, drin sich außer einem sehr breiten Fenster auch noch ein ganz kleines Extrafenster befand, ein bloßes Kuckloch, das immer aufstand und vor dem ein Gardinchen im Winde wehte.

Digitized by Google

„Da ſeh ich wieder das Kuckloch. Und ſteht auch wieder auf. Erkälteſt Du Dich nicht?“

„Nein, mein Jung'. Und jedenfalls, es läßt ſich nicht anders thun. Wenn ich das Fenſterchen zumache, krieg' ich keine Luft. Und Nachts . . . Gefahr is nicht . . . 'rein ſtehlen kann ſich keiner; ſolche dünne Kerle giebt es gar nicht. Und dann hab ich ja auch die Piſtole.“

„Iſt es immer noch die alte, die nicht losgeht?“

„Natürlich. Auf das Losgehn kommt es bei Piſtolen auch garnicht an. Die moraliſche Wirkung entſcheidet dabei. Das Moraliſche entſcheidet überhaupt.“

„Meinſt Du?“

„Ja, das mein' ich. Ich bin erſt ſpät dahinter gekommen, aber beſſer ſpät als gar nicht. Und nun komm in die Vorderſtube. Ich merke, Luiſe hat ſchon aufgetragen und wenn mich meine Sinne nicht täuſchen, übrigens bin ich auch ein bischen eingeweiht, ſo iſt es eine geſchmorte Kalbsbruſt. Erſter Gang. Ißt Du ſo was?“

„Gewiß eſſ ich ſo was. Kalbsbruſt iſt ja das allerfeinſte, beſonders was ſo dicht dran ſitzt.“

„Ganz mein Fall. Es iſt doch merkwürdig, wie ſich ſo alles forterbt. Ich meine jetzt nicht im

Großen, da ist es am Ende nicht so merkwürdig. Aber so im Kleinen. Kalbsbrust ist doch am Ende was Kleines."

„Ja und nein."

„Das ist Recht. Daran erkenn ich Dich auch. Man kann nicht so ohne Weiteres sagen, Kalbsbrust sei was Kleines. Und nun wollen wir anstoßen. Es ist noch Rothwein aus Stettin; die Stettiner manschen am besten. Was Echtes giebt es überhaupt nicht mehr. Weißt Du noch den alten Flemming mit seinem echten Bordeaux? Er nannt' ihn immer blos Medoc; ihm so ohne Weiteres einen vollfranzösischen Zunamen zu geben, so weit wollt' er doch nicht gehn. Medoc ist übrigens ein wirklicher Ort, freilich sehr klein, höchstens 1400 Einwohner . . . Ja, der alte Flemming, ein vorzüglicher Herr. Ist nun auch schon zur großen Armee. Alles marschirt ab . . . Na, ewig kann es nicht dauern."

Und nun stießen wir an und ich sah, daß es wieder die schönen Pokalgläser aus der alten Swinemünder Zeit waren. „Sind das nicht . . ."

„Gewiß. Und ich freue mich, daß Du sie wieder erkennst. Zwei sind nur noch davon da, aber mehr als zwei brauch ich auch nicht, denn mehr als einen Gast kann ich in dieser meiner Hütte nicht beherbergen.

Digitized by Google

Und am liebsten ist es mir, wenn Du kommst. Und nun krame mal aus. Was sagst Du zur Weltausstellung? Die Franzosen machen so was doch immer am Besten. Und dazu die Rede von dem Louis Napoleon! Er hat doch so was von dem Alten. Und hat auch darin ganz Recht, daß im Leben, d. h. im Leben eines Volkes, alles untereinander zusammenhängt und übereinstimmt und daß da, wo es die besten Generäle giebt, es auch die besten Maler giebt, oder die besten Schneider und Schuster. Und umgekehrt."

„Ich habe wenig davon gelesen und ich kann mich nicht recht entsinnen."

„Immer dieselbe Geschichte" lachte mein Vater. „Nicht gelesen. Und wenn ich nun bedenke, daß Du ein Zeitungsmensch bist! Da denkt man, die hören das Gras wachsen und jedesmal, wenn Du mich besuchst, seh ich, daß ich besser beschlagen bin als Du. Ueberhaupt, wie's in der Welt aussieht, davon hab ich doch immer am meisten gewußt. So war es schon, als ich noch jung war, in Ruppin und in Swinemünde. Die Swinemünder, na, das ging noch; solch flotter, fideler Schiffsrheder, der mal nach London und mal nach Kopenhagen fährt, na, der hat doch immer ein bischen Wind weg; aber die Ruppiner Schulprofessoren, . . . es hat mich

Digitized by Google

mitunter genirt, wie viel beſſer ich alles wußte. Natürlich Horaz und die unregelmäßigen Verba ausgenommen. Da war z. B. der alte Starke. Deſſen Steckenpferd war Ariſtoteles und was Ariſtoteles lange vergeſſen hatte, das wußte Starke. Aber das, worauf es ankommt, das wußt' er nicht. Ich laſſ es mir nicht abſtreiten, unſere Schule geht falſche Wege; die Menſchen lernen nicht das, was ſie lernen ſollten. Ney iſt doch intereſſanter als Pelopidas. Und es kommt auch noch... Aber da bringt uns Luiſe die Omelette. Nimm nur hier die helle Hälfte, die andere Hälfte iſt etwas verbrannt. Und wenn wir hier fertig ſind, dann will ich Dir meinen Hof zeigen und meinen Steinbruch. Und dann machen wir einen Spaziergang auf Neuenhagen zu. Bei ſo ſchönem Wetter kann ich marſchiren, ohne große Beſchwerde "

So ging es noch eine Weile weiter und dann ſtanden wir auf, um, nach ſeinem Programm, alles in Augenſchein zu nehmen. Zuerſt alſo den Hof. Es ſah alles ziemlich kahl aus und ich bemerkte zunächſt blos einen Sägebock mit einer Buchenholzklobe darauf, daneben Säge und Axt. Er wies drauf hin und ſagte: „Du weißt, alte Paſſion und erſetzt mir nach wie vor die Bewegung ... Aber nun komm hierher;... Du hörſt ſie wohl ſchon."

Digitized by Google

Und unter dieſen Worten ſchritt er mit mir auf einen niedrigen Stall zu und ſchlug hier eine Klappthür auf, hinter der ich nun zwei Schweine ihre Köpfe vorſtrecken ſah. „Was ſagſt Du dazu? Prächtige Kerls. Wenn ſie mich hören, werden ſie wie wild vor Vergnügen und können's nicht abwarten.“

„Du wirſt ſie wohl verwöhnen. Mama und die Schröder ſagten auch immer, Du verfutterteſt bei den Vieſtern mehr, als ſie nachher einbrächten.“

„Ja, die Schröder; eine gute treue Seele. Mich konnte ſie nicht recht leiden, weil ich die beſten Bratenſtücke mitunter an Peter und Petrine gab, weißt Du noch?“

Ich nickte.

„Ja, damals waren es die Katzen. Etwas muß der Menſch haben. Nun ſind es die da; ... na, gleich, gleich; beruhigt euch nur.“

Und dabei bückte er ſich und fing an ſeine Lieblinge zu krauen. Er erzählte mir dann noch allerhand von der Klugheit dieſer Thiere, deren innerer Bau übrigens, wie jetzt wiſſenſchaftlich feſtſtehe, dem des Menſchen am nächſten komme. „Sus Scrofa und Homo sapiens, — es kann einem doch zu denken geben.“

Digitized by Google

Und nun nahm er mich unter'm Arm und ging mit mir auf eine mitten im Hofzaun angebrachte Gitterthür zu, hinter der ein schmaler Zickzackweg den Sandberg hinaufführte. Links und rechts waren tiefe Löcher gegraben, in denen Feldsteine von beträchtlicher Größe mit ihrer Oberhälfte sichtbar wurden.

„Läßt du die ausgraben, Papa?"

„Versteht sich, das ist jetzt eine Haupteinnahme von mir; ich kümmere mich dabei um nichts, ich gebe blos die Erlaubniß und dann kommen die Kerls und buddeln solchen Stein aus, d. h. viele Steine und schaffen sie dann in ihren Kahn und ich kriege mein Geld. Gott segne den Chausseebau. Daß das Geld im Boden liegt, ist doch wahr und wenn auch weiter nichts dabei heraus kommt, als eine Ladung Steine."

Dabei waren wir den Zickzackweg hinauf und traten in den schon mehrerwähnten Fichtenwald ein, der den ganzen Bergrücken, eigentlich schon ein Plateau, überdeckte. Ein Säuseln ging durch die Kronen und ich sagte, während ich in die Höh blickte, so vor mich hin: „Und in Poseidons Fichtenhain Tritt er mit frommem Schauder ein."

Er klopfte mich sofort zärtlich auf die Schulter, weil er heraus empfand, daß ich die zwei Zeilen

blos ihm zuliebe citirte. „Ja, das war immer meine Lieblingsstelle. Für gewöhnlich lernten wir damals, als ich noch jeden Morgen von Schloß Nieder-Schönhausen in's Graue Kloster mußte, nur „Johann den muntern Seifensieder“ und „Gott Grüß Euch Alter, schmeckt das Pfeifchen“ und Schiller war damals noch nicht halb so berühmt wie jetzt und noch nicht so zu sagen unter den Heroen. Aber „die Kraniche des Ibykus“ habe ich doch damals schon gelernt und ist mir auch sitzen geblieben. Es muß so was drin sein. Hast Du denn auch Alles behalten von früher?“

„Na, es geht. Eigentlich ist es merkwürdig, daß noch so viel sitzen bleibt.“

„Da hast Du Recht.“

Und nun traten wir aus dem Wald auf eine breite geradlinige Chaussee heraus, die von Ebereschenbäumen eingefaßt war.

„Das ist ja eine wundervolle Chaussee für solche Gegend“ sagte ich. „Wo läuft die denn hin?“

„Die läuft, glaube ich, auf Oderberg zu; aber zunächst läuft sie hier bis Neuenhagen.“

„Neuenhagen. Du nanntest es schon vorhin. Ja, da bin ich vor Jahren auch einmal gewesen und

Digitized by Google

hat mich Alles ganz ungemein intereſſirt. Da liegt nämlich, was Du vielleicht nicht weißt, Hippolyta von Uchtenhagen begraben und hat einen ſchönen Grabſtein. Ich glaube ſo um 1590 herum. Damals gab man noch Geld für ſo was aus. Aber was mir in Neuenhagen, als ich damals hinkam, noch intereſſanter war, das war eine kleine Stube, darin die Schweden einen Neuenhagner Amtmann am Strohfeuer geröſtet hatten. Richtiger 30jähriger Krieg. Und jetzt, denke Dir, jetzt ſchlafen die Leute darin. Ich erſchrak ordentlich darüber und ſagte, daß ich mir eine andere Schlafſtube ausgeſucht haben würde."

Mein Papa nickte zuſtimmend.

„Ja, am Strohfeuer geröſtet," wiederholte ich. „Und das Alles, denn ſie wollten's dem Amtmann abzwacken, um des verdammten Geldes willen."

„Ja, das verdammte Geld!" ſagte mein Vater. „Es iſt ſchon recht und iſt auch oft wirklich blos ein verdammtes Geld. Aber es giebt auch ein gutes Geld und ich mache mir jetzt mitunter ſo meine Gedanken darüber. Man ſoll nicht einen Amtmann röſten, um es zu kriegen; aber wenn man was hat, dann ſoll man's feſt halten. Geld iſt doch 'was, iſt eine Macht. Und ihr habt nun Alle nichts."

„Ach, Papa, rede doch nicht davon. Du weißt ja, es iſt uns ganz egal.

Digitized by Google

„Dir vielleicht, aber nicht deiner Mama.“

„Sie hat sich nun auch darin gefunden.“

„Darin gefunden! Sieh, mein Junge, da liegt die Anklage und die alte Frau hat auch ganz Recht. Das sag ich mir jetzt alle Tage, wenn ich da unten mit meiner Luise sitze und ihr mein Weltsystem entwickele, weil ich keinen andern habe, dem ich es vortragen kann, und wenn dann die beste Stelle kommt und ich mit einem Male sage: „nicht wahr, Luise?“ sieh, dann fährt sie zusammen oder sitzt da wie ein Zaunpfahl.“

„Es wird Dir schwerer als uns, Papa.“

„Wohl möglich. Und es würde mir noch schwerer, wenn ich mir nicht sagte: die Verhältnisse machen den Menschen.“

„Das sagtest Du schon, wie wir noch Kinder waren. Und gewiß ist es richtig.“

„Ja richtig ist es. Aber damals, ich kann so zu Dir sprechen, denn Du bist ja nun selber schon ein alter Knabe, damals sagte ich es so hin und dachte mir nicht viel dabei. Jetzt aber, wenn ich meinen alten Lieblingssatz ausspiele, thu ich's mit Ueberzeugung. So ganz kann es einen freilich nicht beruhigen. Aber doch beinah, doch ein bischen.“

Ich nahm seine Hand und streichelte sie.

Digitized by Google

„Das ist Recht. Ihr habt eine Tugend, ihr seid alle nicht begehrlich, nicht happig. Aber da wir nun mal dabei sind und ich nicht weiß, wie lang ich auf dieser sublunarischen Welt noch wandle, so möcht' ich doch über all diese Dinge noch ein Wort zu Dir sagen. Es giebt immer noch ein paar Leute, die denken, das jeu sei Schuld gewesen. Ich sage Dir, das ist Unsinn. Das war nur so das Zweite, die Folge. Schuld war, was eigentlich sonst das Beste ist, meine Jugend und wenn es nicht lächerlich wäre, so möcht' ich sagen, neben meiner Jugend meine Unschuld. Ich war wie das Lämmlein auf der Weide, das 'rumsprang, bis es die Beine brach."

Er blieb einen Augenblick stehn, denn er litt an asthmatischen Beschwerden und ich mahnte ihn, daß es wohl Zeit sei, umzukehren.

„Ja, laß uns umkehren; wir haben dann den Wind im Rücken und da spricht es sich besser. Und ich habe doch noch dies und das auf dem Herzen. Ich sagte eben, meine Jugend war schuld. Und das ist auch richtig. Sieh, ich hatte noch nicht ausgelernt, da ging ich schon in den Krieg und ich war noch nicht lange wieder da, da verlobte ich mich schon. Und an meinem 23ten Geburtstag habe ich mich verheirathet und als ich 24 wurde, da lagst Du schon in der Wiege."

Digitized by Google

„Mir ist es lieb, daß Du so jung warst.“

„Ja, alles hat seine zwei Seiten und es hat wohl auch seine Vortheile gehabt, daß ich nicht morsch und mürbe war. Aber das mit der Unerfahrenheit bleibt doch ein schlimmes Ding und das Allerschlimmste war, daß ich nichts zu thun hatte. Da konnt' ichs denn kaum abwarten, bis Abends der verdammte Tisch aufgeklappt wurde.“

„Sonderbar, ich habe so vieles von Dir geerbt, aber davon keine Spur. Spiel war mir immer langweilig.“

Er lachte wehmütig. „Ach mein lieber Junge, da täuschst Du Dich sehr, wenn Du meinst, daß wir darin von einander abweichen. Es hat mir auch nie Vergnügen gemacht, auch nicht ein bischen. Und ich spielte noch dazu herzlich schlecht. Aber wenn ich mich dann den ganzen Tag über gelangweilt hatte, wollt' ich am Abend wenigstens einen Wechsel verspüren und dabei bin ich mein Geld los geworden und sitze nun hier einsam und Deine Mutter erschrickt vor dem Gedanken, ich könnte mich wieder bei ihr einfinden. Es sind nun beinah 50 Jahre, daß wir uns verlobten und sie schrieb mir damals zärtliche Briefe, denn sie liebte mich. Und das ist nun der Ausgang. Zuneigung allein ist nicht genug zum Heirathen; heirathen ist eine Sache für

Digitized by Google

vernünftige Menschen. Ich hatte noch nicht die Jahre, vernünftig zu sein."

„Ist es Dir recht, wenn ich der Mama das alles wieder erzähle?"

„Gewiß ist es mir recht, trotzdem es ihr nichts Neues ist. Denn es sind eigentlich ihre Worte. Sie hat nur die Genugthuung, daß ich sie mir zu guter Letzt zu eigen gemacht habe. Sie hat Recht gehabt in allem, in ihren Worten und in ihrem Thun."

Er sprach noch eine Weile so weiter. Dann kamen wir an die Stelle, wo die Chaussee aus dem Walde wieder niederstieg, zunächst auf den Fluß und die Bohlenbrücke zu. Jenseits der Brücke dehnte sich dann das Bruch in seiner Sommerschönheit, diesseits aber lag, als nächstes, das Wohnhaus meines Vaters, aus dessen Schornstein eben ein heller Rauch in der Nachmittagssonne aufkräuselte.

„Da sind wir wieder und Luise kocht nun wohl schon den Kaffee. Darauf versteht sie sich. „Ist die Blume noch so klein, Etwas Honig sitzt darein." Oder so ähnlich. Man kann nicht alle Verse auswendig wissen. Und lobe nur den Kaffee, sonst erzählt sie mir 30 mal, es habe Dir nicht geschmeckt. Und wenn ich Glück habe, weint sie auch noch dazu."

Digitized by Google

Als wir ins Haus traten, war die Kaffeedecke bereits aufgelegt und die Taſſen ſtanden ſchon da, dazu, faute de mieux, kleine Theebrötchen, denn Schiffmühle war keine Bäckergegend und nur einmal des Tages kam die Semmelfrau. Dazu hatten wir ſchönes Quellwaſſer, das aus dem Sandberg kam.

Als 5 Uhr heran war, mußt' ich wieder fort. „Ich begleite Dich noch," und ſo bracht er mich bis über die Brücke.

„Nun lebewohl und laß Dich noch mal ſehen." Er ſagte das mit bewegter Stimme, denn er hatte die Vorahnung, daß dies der Abſchied ſei.

„Ich komme wieder, recht bald."

Er nahm das grüne Käpſel ab und winkte.

Und ich kam auch bald wieder.

Es war in den erſten Oktobertagen und oben auf dem Bergrücken, da, wo wir von „Poſeidon's Fichtenhain" geſcherzt hatten, ruht er nun aus von Lebens Luſt und Müh.

Digitized by Google

Siebzehntes Kapitel.

Allerlei Gewölk.

Ich schloß das vorletzte (fünfzehnte) Kapitel mit einem glücklichen Erziehungsakt meines Vaters, mit einem nicht glücklichen meiner Mutter, habe ich dies neue Kapitel zu beginnen.

Weihnachten rückte heran und schon die ganze Woche vorher hieß es „aber diesmal wird es eine Freude sein . . . so was Schönes“ und wenn ich dann mehr wissen wollte, setzte die gute Schröder hinzu: „gerade was Du Dir gewünscht hast . . . Die Mama ist viel zu gut, denn eigentlich seid ihr doch blos Rangen.“

„Aber was is es denn?“

„Abwarten.“

Und so, fieberhaft gespannt, sahen wir dem Heilig-Abend entgegen. Endlich war er da. Wie herkömmlich verbrachten wir die Stunde vor der eigentlichen Bescheerung in dem kleinen, nach dem

Digitized by Google

Garten hinausgelegenen Wohnzimmer meines Vaters, das absichtlich ohne Licht blieb, um dann den brennenden Weihnachtsbaum, den meine Mama mittlerweile zurechtmachte, desto glänzender erscheinen zu lassen. Mein Vater unterhielt uns, während dieser Dunkelstunde, so gut er konnte, was ihm jedesmal blutsauer wurde. Denn wiewohl er unter Umständen, wie vielleicht nur allzu oft hervorgehoben, in reizendster Weise mit uns plaudern und uns durch freie Einfälle, die wir verstanden, oder auch nicht verstanden, zu vergnügen wußte, so war er doch ganz unfähig, etwas einer bestimmten Situation Anzupassendes, also etwas für ihn mehr oder weniger Zwangsmäßiges, leicht und unbefangen zum Besten zu geben. Sonst ein so glücklicher Humorist, konnte er den richtigen Ton bei solchen Gelegenheiten nie treffen. Am Weihnachtsabend trat dies immer sehr stark hervor. Er sagte dann wohl zu sich selbst, fast als ob er sich auf eine richtige Stimmung hin präparire: „Ja, das ist nun also Weihnachten . . . An diesem Tage wurde der Heiland geboren . . . ein sehr schönes Fest . ." und hinterher wiederholte er all diese Worte auch wohl zu uns und sah uns dabei mit zurechtgemachter Feierlichkeit an. Aber eigentlich schwankte er blos zwischen Verlegenheit und Gelangweiltsein und wenn dann zuletzt die Klingel der

Digitized by Google

Mama das Zeichen gab und wir, nach dreimaligem Ummarsch um einen kleinen runden Tisch und unter Absingung eines an Plattheit nicht leicht zu übertreffenden Verses:

„Heil, Heil, Heil,
„Heil, dreifacher Segen,
„Strahl' o heller Lichterglanz
„Unsrem Fest entgegen

über den Flur fort in das Vorderzimmer einmarschirten, war er, mein Vater, wo möglich noch froher und erlöster als wir, die wir bis dahin doch blos vor Ungeduld gelitten hatten.

So war es auch an dem hier zu schildernden Weihnachtsabend wieder. Unser Einmarsch, unter Absingung obiger Strophe, war eben erfolgt und verwirrt und befangen, standen wir, auf den Baum starrend, um die Tafel herum, bis die Mama uns endlich bei der Hand nahm und sagte: „Aber nun seht euch doch an, was euch der heilige Christ beschеert hat. Hier das — und diese Worte richteten sich speziell an mich — hier das unter der Serviette, das ist für Dich und Deinen Bruder. Nimm nur fort." Und nun zögerten wir auch nicht länger und entfernten die Serviette. Was oben auf lag, weiß ich nicht mehr, vielleicht zwei große Pfefferkuchenmänner oder Aehnliches, jedenfalls etwas, was

Digitized by Google

uns enttäuschte. „Seht nur weiter“ und nun nahmen wir, wie uns geheißen, auch das zweite Tuch ab. Ah, das verlohnte sich. Da lagen, gekreuzt, zwei schöne Korbsäbel, also genau das, (die gute Schröder hatte recht gehabt,) was wir uns so sehnlich gewünscht hatten. Und so stürzten wir denn auf die Mama zu, ihr die Hände zu küssen. Aber sie wehrte uns ab und sagte auch diesmal wieder: „seht nur weiter“ und in einem Aufregezustand ohne Gleichen, denn was konnte es nach diesem Allerherrlichsten noch für uns geben, wurde nun auch die dritte Serviette fortgezogen. Aber, alle Himmel, was lag da! Ein aus weißem und rothem Leder geflochtener Kantschu, der damals, ich weiß nicht unter welcher sprachlichen Anlehnung, den Namen Peserik führte. Meine Mutter hatte erwartet, unsere Freude durch diese scherzhafte Behandlung des Thema's gesteigert zu sehen. Aber, nach der Freudenseite hin, gingen meine Gedanken und Gefühle durchaus nicht. Ganz im Gegentheil. Ich war einfach außer mir und lief in den Garten hinaus, um da wieder zu mir selbst zu kommen, was freilich nicht glücken wollte. Die Weihnachtsfreude war hin, war an einem gutgemeinten, aber verfehlten Scherze gescheitert. Hatte ich Unrecht? Ich glaube, nein. Jedenfalls, wie ich die Sache vor 60 Jahren ansah,

Digitized by Google

so sehe ich sie noch heute an. Es lag diesem Einfall eine volle Wesens- und Charakterverkennung zu Grunde. Für andere hätte es vielleicht gepaßt, für mich nicht. Ich erinnere mich, vor vielen Jahren einmal, in einem Bogumil Goltzschen Buche, das den Titel führte: „Aus meiner Kindheit" (oder so ähnlich) gelesen zu haben, er, der Verfasser, sei jedesmal glücklich gewesen, wenn der Peserik seiner Mutter aus aller Macht über ihn gekommen sei. „Um jeden Schlag schade, der vorbeiging." Natürlich kann auch nach diesem Prinzip erzogen werden und ich will gern einräumen, daß dabei prächtige, urkräftige Jungen heranwachsen können, die für die Zukunft mehr Tüchtigkeit versprechen, und dies Versprechen auch halten, als solch empfindsames, von allerhand Eitelkeiten beherrschtes Bürschchen, wie ich eines war. Aber wenn dies auch dreimal richtig wäre, so bliebe dieser Erziehungseinfall — denn etwas Erzieherisches sollte es im Letzten doch sein — in meinen Augen immer noch ebenso verfehlt. Ich konnte mich doch nicht plötzlich umwandeln; ich blieb, meinetwegen leider, genau derselbe Empfindling, der ich war, nichts an und in mir wurde besser, ich hatte nichts davon als eine Kränkung und ein verdorbenes Fest. Es giebt nun mal verschiedene Naturen und wenn es geboten sein mag, schwächer Ausgestattete zu

Digitized by Google

kräftigen und zu stählen, auch wenn es diesen zunächst wehe thut, so ist doch, von den sonstigen Schwierigkeiten der Sache ganz abgesehn, die Stunde, wo der Weihnachtsbaum angezündet wird, sicherlich nicht der Zeitpunkt dafür. Es soll an diesem Abend nicht erzogen, sondern erfreut werden und der, dem diese Aufgabe zufällt und der sich ihr noch dazu freudig und liebevoll zu unterziehen trachtet, der muß sich doch nothwendig die Frage vorlegen, ob der zu Erfreuende an dem, wodurch man ihn erfreuen will, auch wirklich eine Freude haben kann.

Ueberhaupt, der Abend an dem dies spielte, war kein rechter Glücksabend.

Es giebt eine kleine Geschichte, die sich, wenn ich nicht irre, „die Pantoffeln des Kasan" betitelt. Gerade damals mußte ich diese, die muthmaßlich aus Tausend und Einer Nacht herübergenommen war, aus meinem französischen Lesebuche übersetzen. Es handelt sich darin um ein paar hübsche Pantoffeln, die jeder gern haben möchte; sobald er sie aber hat, bringen sie ihm blos Unglück. Aehnlich erging es mir mit den Korbsäbeln, — ich wollte sie haben und als ich sie hatte, brach das Unheil über mich herein. Allerdings war mir bis zu Eintritt der eigentlichen Katastrophe noch eine kurze Frist gegönnt, während welcher ich mich — nach Ueber-

Digitized by Google

windung des ersten Aergers am Weihnachtsabend selbst, — wenigstens zeitweilig noch in der Vorstellung wiegen durfte, mich meines Weihnachtsgeschenkes freuen zu können. Dies hatte seinen Grund in Folgendem. Es war schon Jahr und Tag, daß ich, modern zu sprechen, auf nichts Geringeres als auf eine Armeeorganisation hinarbeitete. Doublirung meiner Streitkräfte wäre mir natürlich das Liebste gewesen, da sich das aber verbot, so war ich auf Neu-Bewaffnung und mit Hülfe dieser auf eine neue Taktik, überhaupt auf ein neues Heer- und Kriegs-System aus. Der bis dahin in meiner ausschließlich mit Speer oder Lanze bewaffneten Truppe vorherrschende Gedanke, war, weil ich eine heilige Scheu vor ausgestoßenen Augen hatte, durchaus auf Defensive gerichtet gewesen und hatte von Anfang an zu der Weisung geführt, in kritischen Momenten immer nur, mit Rücken an Rücken, die Speere vorzustrecken, also das zu bilden, was in der Landsknechtszeit ein Igel genannt wurde. Danach war denn auch jederzeit verfahren worden. Aber jetzt, wo die zwei Korbsäbel da waren, war es mir klar, daß es mit dem alten System vorbei sein müsse. Das beständige Stillstehen und Abwarten des feindlichen Angriffs, war langweilig und unmännlich zugleich. Und so wurde denn beschlossen, bei der ge-

Digitized by Google

sammten Truppe statt des Speeres den ganz auf Attacke gestellten Korbsäbel und statt des unbequemen hohen viereckigen Schildes einen kleinen Rundschild einzuführen, nur gerade groß genug, das Gesicht zu decken. Es glückte das auch alles. Die Beschaffung der Säbel wurde mit Hülfe verschiedentlich erneuten Vorgehens gegen die mütterliche Wirthschaftskasse durchgesetzt und die Herstellung der Rundschilde war meine Sache. Lange bevor Ostern da war, war, was Bewaffnung angeht, der Uebergang aus dem einen System in's andere bewerkstelligt. Ich versprach mir viel davon und der Umstand, daß die, jeden Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittag, nach wie vor von uns bezogenen „Campements" ohne Störung oder Angriff von Seiten unserer Feinde, — trotzdem sich etliche große, halbwachsene Jungen mit schottischen Mützen unter ihnen gezeigt hatten — verstrichen waren, bestärkte mich darin, daß wir angefangen hätten, der uns feindlichen Straßenjungenwelt zu imponiren.

Eine Weile blieb ich auch noch in dieser Täuschung. Aber, wie schon angedeutet, auch wirklich nur eine kleine Weile.

* * *

Digitized by Google

Das Campiren im Freien war jedesmal ein unendlicher Genuß für mich. Wir hatten verschiedene Lagerstellen; eine war in den tiefen Sandgruben am Kirchhof, eine zweite zwischen den Dünen (in Nähe der Stelle wo Mohr eingescharrt worden war) und eine dritte, mehr landeinwärts, in den Moorgründen, die sich, mit ihren hundert Torfpyramiden und eben so vielen dunklen Wasserlachen, von den Ausläufern der Stadt her bis nach Corswandt und Kamminke zogen. Aber mehr noch liebten wir eine Waldstelle, nahe bei Heringsdorf, die „Störtebeckers Kul'" hieß. Dies war ein tiefes Loch, richtiger ein mächtiger Erdtrichter, drin der Seeräuber Störtebecker, der zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Nord- und Ostsee beherrschte, mit seinen Leuten gelagert haben sollte. Gerade so wie wir jetzt. Das gab mir ein ungeheures Hochgefühl, Störtebecker und ich. Was mußte ich für ein Kerl sein! Störtebecker war schließlich in Hamburg hingerichtet worden und zwar als letzter seiner Bande. Das war mir nun freilich ein sehr unangenehmer Gedanke. Weil es mir aber, alles in allem, doch auch wieder wenig wahrscheinlich war, daß ich der Hamburger Gerichtsbarkeit ausgeliefert werden würde, so sog ich mir, aus dem Vergleich mit Störtebecker, unentwegt allerhand süße Schauer. Die „Kule" war

Digitized by Google

sehr tief und bis zu halber Höhe mit Laub vom vorigen und vorvorigen Jahr überdeckt. Da lag ich nun an der tiefsten Stelle, die wundervollen Buchen über mir und hörte, wenn ich mich bewegte, das Rascheln des trockenen Laubes und draußen rauschte das Meer. Es war zauberhaft. Nur meine Truppe verdroß mich beständig, denn jeder Einzelne, mit seiner höchst zweifelhaften Räuberanlage, stellte mir die gewöhnlichste Prosa des Lebens wieder vor Augen. Mein jüngerer Bruder, gutmüthig wie er war, nahm immer eine Bierkruke mit aufgelöstem und furchtbar schäumenden Lakritzensaft mit, was meine „Störtebeckerschen", die sich davon einschenken ließen, „Meth" nannten. Zugleich waren meines Bruders Taschen mit einer Unmenge von wurmstichigem Johannisbrot gefüllt, um das man sich, mit einer allerdings halben Räuberenergie, balgte. Mir widerstand das alles und ich trank Quellwasser, das ich mit der flachen Hand schöpfte.

So ging es in der „Räuberkule" zu. Mir persönlich, so gruselig die Kule war, war übrigens ein etwas näher gelegener Platz fast noch mehr an's Herz gewachsen; das war eine Waldlichtung, auf halbem Weg nach Kamminke, dieselbe Stelle, die schon im Sommer 27, an eben dem Tage, wo wir unsere Einfahrt in Swinemünde hielten, einen so tiefen Ein-

Digitized by Google

druck auf mich gemacht hatte. Von rechts her lief hier ein Wässerchen, das aus den benachbarten Torfgräbereien kam, quer über den Weg hin und Bohlen und Holzstämme, mit einer von Flechten überzogenen und ziemlich unsicheren Anlehne, bildeten eine Brücke darüber. Von derselben rechten Seite her, weil die Brücke hier wenig Abfluß gönnte, staute sich dann auch das Moorwasser und schuf eine von Binsen eingefaßte Lanke, drauf gelbe und weiße Teichrosen schwammen. An der der Stadt zugelegenen Brückenseite, da wo das mit Kiehnnadeln übersäte Ufer ein wenig anstieg, ließ ich meine Truppe mit Vorliebe lagern und erging mich, mal auf mal, in der entzückenden Vorstellung, daß ich der Vertheidiger dieses Brücken-Ueberganges oder, was mir noch besser klang, dieses „Defilés" sei. Wie die Vertheidigung zu machen sei, war mir ganz klar: abtragen der Bohlen, aufthürmen der Stämme zu einem Verhau und dann überdeckte Löcher oder Wolfsgruben, in die der Feind stürzen mußte, selbst wenn er das Verhau genommen, was doch immer noch fraglich. Aber inmitten dieser Siegesvorstellung, überkam mich plötzlich wieder eine furchtbare Angst; mein Vertrauen zu mir selber war freilich unbegrenzt, ich konnte nur sterben, und sterben war süß, — aber meine Truppe! Fritz Ehrlich war ein

Digitized by Google

Heldenjunge, sonst aber war alles fooſch. Da lagen sie wieder, mit einem Süßholzstengel zwischen den Zähnen, und kein einziger unter ihnen, den einen Genannten abgerechnet, der den Moment begriffen oder von Disciplin eine Ahnung gehabt hätte. „Thompſon“ rief ich „hole mir die weiße Mummel da.“ „Hol sie Dir selber,“ und dabei lachte der freche Junge. Und mit solchem Material wollt ich das Defilé halten! Ich ließ den Horniſten zum antreten blaſen und konnte von Glück sagen, daß er gehorchte. Trommler und Horniſt gehorchten übrigens immer, weil es ihnen Spaß machte. Ja, Spaß, Spaß, das war es. Von ernſterem Erfaſſen unſerer Aufgabe keine Spur. Und in dem Gefühl, wieder einen großen Moment verſäumt zu haben, trat ich mit meiner Truppe den Rückzug an. Sie hatte ſich ſichtlich verſchlechtert. Als Haſtaten waren ſie beſſer geweſen. Das kommt bei Reformen heraus.

* * *

Aergerliche Betrachtungen wie dieſe kamen mir häufig. Im Ganzen aber war das Frühjahr 31, eben meine „Friſtzeit“, doch eine glückliche Zeit für mich und blieb es bis in den Sommer hinein. Inmitten der mir immer wiederkehrenden Zweifel, be-

Digitized by Google

ſtand doch die Thatſache fort, daß wir nun ſchon ſeit Monaten die Straße beherrſchten und weder in der Stadt bei unſern gewöhnlichen Spielen, noch draußen auf unſern Lagerplätzen einem Angriff von Seiten unſerer Gegner ausgeſetzt geweſen waren. All das gab mir, meinen Beängſtigungen zum Trotz, doch auch wieder ein beſtimmtes Maaß von Vertrauen zurück. Ich ſagte mir: „ja, die Truppe iſt ſchlecht, es ſind lauter Ausreißer, und Fritz Ehrlich und ich können die Sache nicht allein machen; aber, wenn die Truppe ſchlecht iſt, die Führung iſt deſto beſſer und weil unſre Feinde das fühlen, haben ſie Reſpekt und gönnen uns Frieden.“ Ja, ſie gönnten uns Frieden, wirklich. Aber, wie ſich bald zeigen ſollte, die Ruhe, die wir hatten, war die Ruhe vor dem Sturm. Unſere ganze Stadt- und Straßenherrſchaft, hatte, von Anfang an, auf dem Anſehen unſerer Eltern beruht, die man in ihren Kindern nicht beleidigen wollte. Das Meiſte, wenn nicht Alles, war Vortheilserwägung und Rückſichtnahme geweſen, wozu die meiſt im Dienſt der Rheder und Kaufleute ſtehenden Schiffer und Hafenarbeiter ihre anfänglich blos an Zahl, aber neuerdings auch an Kraft uns weitüberlegenen Jungens ermahnt haben mochten.

Eine lange Zeit war es ſo gegangen und man

Digitized by Google

hielt sich, wenn auch widerstrebend, auch jetzt noch zurück. Als aber eines Tages einige der Allerkleinsten und Schwächlichsten meiner Truppe, die natürlich, so lange sie sich sicher wußten, auch immer die Herausforderndsten waren, sich wieder mal allerlei Neckereien erlaubt hatten, brach die Revolution aus. Man wollte unsre Herrschaft brechen, uns einen Denkzettel geben. Ich habe die Nachmittagstunde, wo sich dies ereignete, noch deutlich vor mir. Wir spielten um die Kirche herum und ich meinerseits stand eben auf einem auf zwei hohen Sägeböcken liegenden und von beiden Seiten her schon mit Eisenkrammen eingespannten Baumstamm, als ich mit einem Male sehen mußte, daß zwei der Meinigen, die grad über den etliche hundert Schritt entfernten Marktplatz gingen, beim Kragen gepackt und von einem bildhübschen Jungen, der Erich Munk hieß, erst übergelegt und dann abgestraft wurden. Ein anderer Junge, Freund Erich Munks, stand daneben und lachte. Die beiden Abgestraften schrien furchtbar und wiewohl es mir sicher war, daß sie, wegen ihres hochmüthigen und hämischen Wesens, das Uebergelegtwerden vollkommen verdient hätten, so gebot doch der Corpsgeist die kleinen Neckebolde nicht im Stich zu lassen. Ich sprang also von dem Sägebock herunter und lief, von etlichen

Digitized by Google

Mitſpielenden gefolgt, auf die Kampfesſtelle zu, natürlich in der Abſicht, den Munk zu packen. Dieſer aber, der ſtark und muthig war, wich mir, offenbar nach einem Plane, den er ſich gemacht hatte, vorſichtig aus, ja, floh geradezu, ſo daß mir nichts übrig blieb als den andern Jungen, der nur zugeſehen hatte, zu faſſen und niederzuwerfen. Aber nun erſchien auch Erich Munk wieder und warf ſich mit aller Kraft auf mich, um mich von ſeinem Freunde loszukriegen, was ihm jedoch nicht glückte, weil ihn die fünf, ſechs Jungen, die mir vom Kirchplatz her gefolgt waren, an Armen und Beinen immer wieder von mir weg zerrten. Dabei zerriſſen ſie ihm die Jacke, was nun die Wuth des Jungen auf's höchſte ſteigerte. Er zog jetzt einen roſtigen, unten abgebrochenen und dadurch zahnig gewordenen Nagel aus der Taſche, jagte damit die kleine Meute in die Flucht und nun auf's Neue über mich herfallend, ſtieß er mir den Nagel in den Oberarm. Ich habe noch die Narbe. Da ließ ich nun das unter mir liegende Opfer los, kam in ein Ringen mit Munk und entriß ihm ſchließlich auch den Nagel, mit dem ich mich nun vor ihn hinſtellte, wie wenn ich ſagen wollte: „Ich könnte dich jetzt morden, ich will aber nicht.“ Dann lachten wir uns gegenſeitig verächtlich an und gingen langſam unſeres Weges. Eigentlich war ich Sieger

Digitized by Google

geblieben, beide Feinde hatten an der Erde gelegen und den großen roſtigen Nagel, auf den ich nicht wenig ſtolz war, nahm ich mit nachhauſe, wo mein Arm mit Arkebuſade gewaſchen wurde, was ſehr brannte. Ja, ich hatte geſiegt. Aber trotzdem, ich konnte der Sache nicht froh werden und empfand deutlich, daß unſerer Herrſchaft Tage gezählt ſeien. Ich ſah ganz klar und die nächſten Tage beſtätigten es, daß man auf Seiten unſerer Gegner willens geworden war, uns ihre Ueberlegenheit endlich fühlbar zu machen. Es kam nicht eigentlich zu Angriffen, aber wenn wir mit ihnen zuſammentrafen, ſo waren immer ein paar der großen, ſchon mit auf See geweſenen Jungen zwiſchen ihnen, die nun, beim Vorübergehen, ihre ſchottiſchen Mützen abnahmen und uns furchtbar tief grüßten. Kein Zweifel, ſie wollten uns verhöhnen. Mir wurde unheimlich dabei und ich dachte an Abrüſtung. Aber wie war das zu machen? Und wenn abgerüſtet war, war dadurch meine Lage gebeſſert?

Digitized by Google

Achtzehntes Kapitel.

Das letzte Halbjahr.

Inzwischen war der Herbst herangekommen, ohne daß sich mein Gemüth, in der Zwischenzeit, sonderlich beruhigt hätte. Wohl hatte ich Stunden, in denen ich's leichter nahm, aber die Furcht kam immer wieder und da sich Waffenniederlegung und ähnlich Muthloses nicht empfahl, weil es mir den ersehnten Straßenfrieden doch nicht eingetragen haben würde, so war ich, wider meinen Willen gezwungen, mich mit neuen Plänen zu beschäftigen, um in ihnen vielleicht Hilfe zu finden. Ich sann hin und her und fand schließlich zu meiner Beschämung, daß ich, wenn ich mich halten wollte, gezwungen sein würde, die Fortdauer meiner Herrschaft in einer außerhalb meiner Truppe liegenden Hilfsmacht zu suchen, also nach dem Beispiele meiner proletarischen Feinde zu verfahren, die ganz ersichtlich begonnen hatten, sich auf die großen Schiffs-

Digitized by Google

jungen mit ihren rothweißblaugeränderten Matrosenmützen zu stützen. Ich ging diesem Gedanken eine ganze Weile nach und weil mir solch Kraftmaterial in meinem Schul- und Freundeskreise nicht zuwuchs, so half nur eines: Anwerbung, Gründung eines Söldnerheers. Das erforderte natürlich Geld. Aber davor erschrak ich nicht; die gute Schröder, so sehr sie den „Unsinn" mißbilligte, wäre doch schließlich gütig genug gewesen, aus ihren eignen Mitteln alles Nöthige herzugeben, und wenn mein Plan trotzdem unausgeführt blieb, so lag dies nur daran, daß mir seine Durchführung, als ich dicht davor stand, doch auch wieder gegen die Soldatenehre war. Ich hatte durch Jahr und Tag hin geglaubt, in erster Reihe durch mich selbst und zum zweiten durch allerlei kleine Künste, denen ich die stolzesten Namen gab, eine Machtstellung einnehmen zu können. Das erschien mir als etwas Besonderes. Blieb mir dies aber in alle Zukunft hin versagt, so hatte das Andre keinen Werth mehr für mich und war auf die Dauer voraussichtlich auch nutzlos. Jedes von der andern Seite her bewilligte Glas Wachholder konnte mich sofort wieder übertrumpfen und die Frage zum zweiten Mal zu meinen Ungunsten entscheiden. So ließ ich denn, nur noch sehr selten von einem Hoffnungsschimmer neu belebt, die Dinge gehen,

Digitized by Google

wie sie gehen wollten, bis ein kleines Ereigniß auch den letzten Rest von Zuversicht in mir tilgte.

November war da und die kleinen Wasserlachen, die sich um ein Wäldchen, das die „Plantage" hieß, herumzogen, waren schon überfroren. Jeden Nachmittag, gegen Sonnenuntergang, gingen wir hinaus, um auf diesen Tümpeln Schlittschuh zu laufen. Es war ein herrliches Vergnügen, das Eis blink und blank und wenn dann der Mond wie eine kupferne Scheibe aufging und sein seltsames Licht durch die Erlen und Binsen warf, die den Tümpel einfaßten, so wurde ich jedesmal von einem geheimen Schauer erfaßt. Ich gab dann das Holländern und das Buchstabenmachen (immer ein lateinisches E) auf etliche Minuten auf und sah in den Mond. Einmal, als wir zu Dreien oder Vieren auch wieder diese Stelle besuchten, trafen wir schon ein paar andere Jungen da, Schifferjungen, etwas älter als wir, aber nicht viel. Alle trugen hohe Stiefel, drin die Hosen steckten, dazu dicke Friesjacke und Pelzmütze. Wir waren sehr unzufrieden mit der vorgefundenen Gesellschaft und schon während wir die Schlittschuhe anschnallten, fielen anzügliche Worte. Besonders der Führer der Gegenpartei war ein muffliger Junge, häßlich und stubsnäsig, und seine trotzige Art ärgerte mich so, daß ich auf ihn zufuhr

Digitized by Google

und ihn in einen dicht neben uns aufragenden Erlenbusch werfen wollte. Aber es mißglückte. Entweder ich glitt aus oder er war stärker als ich, kurzum ich kam zu Fall und lag nun zu seinen Füßen. Er nahm weiter keine Notiz davon, sah nur sehr überlegen auf mich 'runter und setzte dann seinen Eislauf ruhig fort, immer in meiner Nähe bleibend. Ich war wieder aufgesprungen und „meine heilige Schaar" rieth mir zum zweiten Mal auf den Jungen loszugehen und die Scharte auszuwetzen; ich wagte es aber nicht mehr, — in dem Riedgras, neben dem Erlenbusch, wo ich zu Fall gekommen war, lag der letzte Rest vom Stolz meiner Jugend begraben. Ich war, vielleicht in kluger Wahl meiner Gegner, bis dahin immer Sieger geblieben; hier hatte mich zum ersten Mal eine Niederlage getroffen und so getroffen, daß an eine Wiederaufnahme des Kampfes gar nicht zu denken war. Ich schnallte meine Schlittschuh ab und ging still vom Eise fort, selbst den Racheblick unterlassend, mit dem sonst wohl solche Rencontres zu enden pflegten.

In schwermüthiger Verfassung kam ich zu Hause an und nahm hier den oft gehegten und immer wieder verworfenen Gedanken einer Abdikation mit neuer Lebhaftigkeit auf. Es sollte sich aber, so war mein Plan, alles geräuschlos vollziehen, ohne Ge-

Digitized by Google

ſpräch darüber und namentlich ohne Vernichtung irgend eines Stücks in der Waffenkammer; nur Spinnweb mochte ſich darüber hinziehen. Jeder auf Wiedergewinn meiner Herrſchaft abzielende Gedanke war aufgegeben, ſo ganz und gar, daß ich Begegnungen nach Möglichkeit vermied und mich etwas ängſtlich an den Häuſern entlang drückte. Schrecklicher Zuſtand. Ich war mit einem Male ganz klein geworden und fühlte mich geradezu unglücklich. Der mufflige Bengel ſtand immer vor meinen Augen. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen wäre ſolch elendes Leben ganz unerträglich für mich geweſen. Aber glücklicherweiſe, die Verhältniſſe waren inzwiſchen andere geworden und änderten ſich mit jedem Tage mehr. Abgeſehen davon, daß Weihnachten vor der Thür ſtand und mich momentan wenigſtens zerſtreuen konnte, begann ſich auch mehr und mehr Alles um meinen bevorſtehenden Abgang zu drehn, an den ich jetzt mit Begierde dachte. Nicht daß es mir zu Hauſe nicht mehr gefallen hätte, faſt im Gegentheil; die Eltern waren von beſonderer Güte, aber das Bewußtſein, daß die Zeit hin ſei, wo die „Blinden in Genua auf meinen Schritt gehört", hatte mich allmählich um die Möglichkeit jeder echten und rechten Freude gebracht und ich zählte die Stunden, die mich von der Stelle meiner, wenn

ich nicht ginge, sich sicherlich immer aussichtsloser gestaltenden Kämpfe hinwegführen sollten.

Am 30. Dezember war mein Geburtstag. Ich erhielt diesmal nicht blos viele, sondern für unsere kleinen Verhältnisse sogar sehr werthvolle Geschenke: Schellers Lexikon, Stielers Atlas, Beckers Weltgeschichte, sämmtlich noch jetzt in meinem Besitz und sehr von mir gehegt. Mein Dank war groß und aufrichtig; aber das Beste war doch, daß mich die diese Geschenke begleitenden Ansprachen auf meinen Abgang von Hause verwiesen. „Das Alles erhältst du wie eine Aussteuer, weil du fort mußt," so etwa hieß es und statt traurig über diese Veranlassung zu sein, war ich froh darüber.

* * *

Tags darauf war Sylvester und Ressourcenball und ich schwelgte während desselben in der Vorstellung, über kurz oder lang auch vielleicht mit schönen großen Damen tanzen zu können. Ich lebte so ganz in dieser Zukunftsvorstellung, daß selbst der um Mitternacht eintretende, mich sonst immer erheiternde Nachtwächter mit seinem Horn und seinem abgesungenen Vers, keinen rechten Eindruck mehr auf mich zu machen im Stande war. Und einen

Digitized by Google

noch geringeren Eindruck machten die Wochen auf mich, die von Neujahr an folgten. Ich erinnere mich erst wieder der Tage kurz vor meiner Abreise, wo meine Habseligkeiten gepackt und überhaupt alle Vorbereitungen für meinen Abgang zur Schule getroffen wurden.

Es hätte dies trotz meiner durchaus auf ein „Hinaus" gerichteten Sehnsucht, eine herzbewegliche Zeit sein können, aber sie war so ziemlich das Gegentheil davon, und wie mir das ganze zurückliegende Jahr, mit wenigen Ausnahmetagen, immer nur Fatalitäten, Kränkungen und Niederlagen gebracht hatte, so schloß es auch mit lauter Disharmonien und Aergernissen ab. Ich war freilich an Allem persönlich schuld, aber etwas von Schicksals Tücke spielte doch auch mit hinein.

„Du wirst nun also Abschiedsbesuche bei dem und dem machen," sagte mein Vater und übergab mir einen Zettel, darauf die betreffenden Namen standen; der letzte Name war der eines Fräuleins von Hochwächter, welche Dame mit ihrer alten Mutter im Steuerrath Königk'schen Hause wohnte. Das Fräulein war eine sehr schöne Dame, Ende dreißig, ganz Brunhilde mit Rembrandthut und Straußenfeder und selbstverständlich auch vorzügliche Reiterin. Ich hatte sie ein paar Mal gesehen, aber

Digitized by Google

nie gesprochen. Da sollt' ich nun Abschied nehmen. Es war mir sehr zuwider und kurz und gut, ich unterließ es und sagte nur zu Hause „ich sei dagewesen". Alles in dem Vertrauen, daß es wohl erst herauskommen würde, wenn ich fort wäre. Kam es dann zur Sprache, so hatte das nicht viel mehr zu bedeuten. Es kam jedoch eher heraus und so hatte ich das Vergnügen, zu guterletzt noch als Lügner entlarvt zu werden. Ich schämte mich. Aber freilich wohl nicht genug.

Des Schicksals Tücke hatte mir bei dieser Gelegenheit übel genug mitgespielt, ohne sich jedoch dadurch erschöpft zu fühlen. Das Schlimmste kam vielmehr nach und fiel auf den Tag unmittelbar vor der Abreise. Meine Mutter, in unbegreiflicher Verkennung des sonst so gut von ihr gekannten Charakters meines Vaters, hatte diesen beauftragt, mir zum Abschiede noch eine Standrede zu halten und mich zur Sittlichkeit zu ermahnen. An und für sich war dagegen nichts einzuwenden und wenn meine Mutter selber die Standrede gehalten hätte, so hätte diese, wenn auch vielleicht nicht viel geholfen so doch im Augenblicke wenigstens mächtig auf mich gewirkt. Ich hätte ihr die Hände geküßt und unter Thränen ein Festhalten an dem von mir geforderten Gelübde versprochen. Aber statt ihrer trat nun

Digitized by Google

mein Vater an. Er war ein sehr stattlicher und mit seinem schönen Blaubart eigentlich wundervoll aussehender Mann, der typische französische Kürassier-Offizier. All das hätte nun auf einen 12jährigen Jungen, der sich noch dazu sagen mußte: „das ist Dein Vater“ imponirend wirken müssen. Aber dies war nicht der Fall oder doch nur sehr zur Hälfte. Mein Vater, wie oft große, von besonderer Bonhommie getragene Männer, hatte einen unvertilgbar humoristischen Zug in seinem Gesicht, ein eigenthümliches Etwas, das sich gerade dann, wenn er am ernsthaftesten sein wollte, über diesen Ernst zu moquiren schien, wodurch sich das Respekteinflößende der Erscheinung wieder in Frage gestellt sah. Dieser humoristische Zug, sonst seine größte Zierde, wurde mir an diesem Abschiedstage verhängnißvoll, denn mit einem Male, während ich noch so vor ihm stand und die Sittlichkeitsermahnungen gesenkten Auges und eigentlich ohne jedes rechte Verständniß mit anhörte, grinste mich ein mir in meiner kleinen Seele sitzender Kobold, der vorhatte mich à tout prix zum Lachen zu bringen, teuflisch an. Und es gelang ihm auch. Denn mit einem Male barst es krampfhaft aus mir heraus, nicht viel mehr als ein konvulsivisches Zucken, aber doch immerhin von einem leisen Lacheton begleitet.

Digitized by Google

„Junge, ich will doch nicht glauben, Du lachst . . .“

„Nein, gewiß nicht, lieber Papa . . .“

„Nun, darum möcht ich doch auch gebeten haben.“

Und nun nahm er seine Rede wieder auf, um sie — weil ihm selber wohl auch unheimlich zu Muthe war — so rasch wie möglich zum Schluß zu bringen. Ein wahres Glück. Denn wiewohl ich, mit höchster Anstrengung gegen mich ankämpfend, vor Angst und Erregung zitterte, so wär ich doch zum zweiten Male zum Opfer gefallen, wenn die Rede auch nur noch eine halbe Minute länger gedauert hätte.

„Nun geh, und vergiß diese Stunde nicht.“

Und ich habe sie auch nicht vergessen. Aber nur das Schreckliche der Scene ist mir geblieben, nicht der Inhalt seiner Rede.

* * *

Am andern Tage brachen wir auf, meine Mutter und ich. Es war beschlossen, mich auf das Ruppiner Gymnasium zu bringen; dort hatten wir noch Anhang und gute Freunde, die mich, wie vor allem das Predigerhaus in das ich in Pension kam, in Obhut nehmen sollten.

Eigentlich wäre nun wohl die Reise nicht Sache

Digitized by Google

meiner Mutter, sondern Sache meines Vaters gewesen und das 3tägige Kutschiren, mit Nachtquartiren in Anklam und Neu-Brandenburg, in welch letzterem man immer wundervoll zu Abend aß, würde ihm auch sehr gefallen haben; er wog aber ab zwischen angenehm und unangenehm und kam zu dem Resultat, daß das Unangenehme meiner Ablieferung in ein Prediger-, ja genauer genommen sogar in ein Superintendentenhaus, begleitet von Einführung meiner Person bei dem Direktor des Gymnasiums, doch schwerer in's Gewicht falle, als das Angenehme des Soupers in Neubrandenburg.

Und so fuhr ich denn mit meiner Mutter — die in diesen Tagen, ganz gegen ihre Gewohnheit, ungemein weich und nachsichtig gegen mich war — in die Welt hinein. Ein neuer Lebensabschnitt, der zweite, begann für mich und eh ich auch über ihn, wenn überhaupt, berichte, werf ich noch einen Blick auf das Stück Leben zurück, das mit dem Abreisetage für mich abschloß.

Es war, trotz des letzten Halbjahrs mit seinen vielen kleinen Aergernissen, eine glückliche Zeit gewesen; später — den Spätabend meines Lebens ausgenommen — hatt ich immer nur vereinzelte glückliche Stunden. Damals aber, als ich in Haus und Hof umherspielte und draußen meine Schlachten

Digitized by Google

ſchlug, damals war ich unſchuldigen Herzens und geweckten Geiſtes geweſen, voll Anlauf und Aufſchwung, ein richtiger Junge, guter Leute Kind. Alles war Poeſie. Die Proſa kam bald nach, in allen möglichen Geſtalten, oft auch durch eigene Schuld.

Am dritten Tage unſerer Fahrt trafen wir in Ruppin ein und nahmen, eh ich in der Penſion untergebracht wurde, in einem Hauſe Quartier, das unſerer früheren Apotheke gegenüber lag. „Da biſt Du geboren“ ſagte meine Mutter und wies hinüber nach dem hübſchen Hauſe, mit dem Löwen über der Eingangsthür. Und dabei traten ihr Thränen in's Auge. Sie mochte denken, daß alles anders hätte verlaufen müſſen, wenn „das und das“ anders geweſen wäre. Und dies „das und das“ war — er. Sie war nicht gern von dieſer Stelle weggegangen und iſt als eine Frau von über funfzig, äußerlich getrennt von ihrem Manne, dahin zurückgekehrt, um dort, wo ſie jung und eine kurze Zeit lang auch glücklich geweſen war, zu ſterben.

Der Tag nach unſerer Ankunft war ein heller Sonnentag, mehr März als April. Wir gingen im Laufe des Vormittags nach dem großen Gymnaſialgebäude, das die Inſchrift trägt: Civibus aevi futuri. Ein ſolcher civis ſollte ich nun auch

Digitized by Google

werden und vor dem Gymnasium angekommen, stiegen wir die etwas ausgelaufene Treppe hinauf, die zum „alten Thormeyer“ führte. Er war vordem Direktor in Stendal gewesen und hatte das Direktorat dort aufgeben müssen, weil er sich an einem Lehrer „vergriffen“ hatte. Glücklicherweise wußt' ich damals noch nichts davon, ich hätte mich sonst halbtodt geängstigt. Oben angekommen, trat uns ein mindestens 6 Fuß hoher alter Herr entgegen, gedunsen und roth bis in die Stirn hinauf, die Augen blau unterlaufen, das Bild eines Apoplektikus, — er hätte auf der Stelle vom Schlag gerührt werden können.

„Nun, mi fili, laß uns sehn ... Ich bitte, daß Sie Platz nehmen, meine verehrte Frau. Und dabei nahm er einen schmudligen kleinen Band von seinem mit Tabaksresten überschütteten Arbeitstisch und sagte: „Nun lies dies und übersetze.“ Es waren zehn Zeilen mit einem Rothstift links angestrichen, höchst wahrscheinlich die leichteste Stelle im ganzen Buch. Ich that ganz wie er geheißen und es ging auch wie Wasser. „Sehr brav ... er ist reif für die Quarta.“ Damit waren wir entlassen und am nächsten Montag, wo die Schule wieder anfing, setzte ich mich auf die Quartabank.

Was ich dahin mitbrachte, war etwa das folgende:

Lesen, Schreiben, Rechnen; biblische Geschichte, römische und deutsche Kaiser; Entdeckung von Amerika, Cortez, Pizarro; Napoleon und seine Marschälle; die Schlacht bei Navarino, Bombardement von Algier, Grochow und Ostrolenka; Pfeffel's Tabakspfeife, „Nachts um die zwölfte Stunde," Holtei's Mantellied und beinah sämmtliche Schillersche Balladen. Das war, einschließlich einiger lateinischer Brocken, so ziemlich alles und im Grunde bin ich nicht recht darüber hinaus gekommen. Einige Lücken wurden wohl zugestopft, aber alles blieb zufällig und ungeordnet, und das berühmte Wort vom „Stückwerk", traf, auf Lebenszeit, buchstäblich und in besonderer Hochgradigkeit bei mir zu.

27.12.1902.

Digitized by Google

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W.

Frau Jenny Treibel

Roman aus der Berliner Gesellschaft

von

Theodor Fontane.

geh. 4 Mark; geb. 5 Mark.

Auszüge aus den Urteilen der Presse:

Blätter für litterar. Unterhaltung (Leipzig): . . . . . Mit vollem Behagen können wir uns dem Genusse der meisterhaften Schilderungen Fontanes hingeben. . . . . Das ist die höchst einfache Geschichte, die uns vorgeführt wird, und doch empfinden wir keinen Augenblick Langeweile denn der Dichter hat die Geschichte fast verschwenderisch ausgestattet mit einer Fülle prächtiger Charaktere.

Hamb. Correspondent: Theodor Fontane zeigt sich auch in seinem neuesten Roman „Frau Jenny Treibel" als ein Meister der Kleinmalerei. Einen Roman aus der Berliner Gesellschaft nennt er ihn, doch führt er uns weder zu den oberen Zehntausend noch in jene Schichten, in deren wenig reinlicher Atmosphäre es unseren Modernsten am wohlsten ist. Es ist der Mittelstand, der Durchschnitts-Bourgeois, den er in seinen verschiedensten Abarten zwar nur mit wenigen, aber charakteristischen Strichen schildert. . . . . .

Hannoverscher Courier: Dieser neueste Roman Theodor Fontanes aus der Serie moderner Berliner Sittenschilderungen, zuerst in der „Deutschen Rundschau" abgedruckt, erfreute sich schon damals eines bedeutenden Erfolges und wurde allgemein als ein Meisterwerk Fontanes anerkannt. — Nun liegt der Roman als Buch vor und erhöht in dieser geschlossenen Form noch die große Wirkung. Jeder, der den Roman liest, wird sich dem Eindruck dieses „Kunstwerks aus einem Guß" nicht entziehen können. — Aus allen Personen spricht Leben, Gesundheit, Blut. Was sind das für Figuren, die uns Fontane hinstellt: dieser Professor Schmidt, Corinna, die Familie Treibel samt ihrer Koterie und vor allem diese Kabinetsstudie: die alte Schmolke. Diese prächtige Alte im Genre der Frau Dörr (Irrungen Wirrungen) übertrifft

Digitized by Google

dieselbe durch die ganz besonders liebevolle Behandlung des Dichters und die Fülle von Humor und Gemüt, mit der er sie ausgestattet. — Fontane, dessen „Kriegsgefangen" soeben ins Französische übersetzt und durch spaltenlange Artikel in den ersten Pariser Zeitungen gefeiert wurde, wird durch „Frau Jenny Treibel" zweifelsohne um einen großen Erfolg reicher und den großen Kreis seiner Verehrer wieder bedeutend erweitern.

Kölnische Zeitung: Das Buch ist durchsetzt von dem prickelnden Wesen des Berlinertums, von spitzer Wortgewandtheit, von witzelnder Selbst-Ironie und juckendem Spott, und doch erquickt mitten in dieser scharfen Luft ein kräftiger Zug von Herzhaftigkeit, der Hauch warmen Menschentums und gesunder Lebensanschauung. Der Roman ist besonders wertvoll eben dadurch, daß er nicht, wie es sonst geschieht, eben nur allgemein Menschliches in Berlin sich abspielen läßt, sondern daß er Berliner, d. h. Menschen von einer Art schildert, die anderswo in solcher Färbung nicht denkbar sind. Diesen Zweck erreicht Fontane, ohne von der Aeußerlichkeit des Berliner Dialekts, von der Nebenfigur der Wirtschafterin abgesehen, Gebrauch zu machen, im Gegensatze zu jener modernen Richtung, die den Berliner Dialekt als unentbehrliches Mittel realistischer Wirkungen betrachtet. Unsere moderne Litteratur ist da um ein dauerndes Werk bereichert worden, das grade Leuten reifer Lebenserfahrung Genuß bietet.

Königsberg. Hartung'sche Zeitung: „Frau Jenny Treibel" von Th. Fontane, dem Verfasser von „L'Adultera", „Irrungen, Wirrungen", „Stine", ist eine Charakter- und Gesellschaftsstudie ersten Ranges. Ihr Hauptreiz beruht nicht in den wenig komplizierten Verhältnissen und den sich einfach, ohne alle Intrigue, und stärkere Spannung entwickelnden Vorgängen der Geschichte, sondern in dem feinen Duft der Satire, der über ihre Gestalten und Szenen ausgebreitet liegt. Das ist der echte Humor des Menschenkenners, Menschenverächters und — Menschenfreundes, und was der letztere aus seiner reichen Weisheit heraus Mildes und Ausgleichendes zu sagen hat, das überwiegt und gilt und giebt dem Buch ein lachendes Auge und ein warmes Herz. . . . . In lebendig angeschauten Originalgestalten — wir nennen nur noch den alten Humoristen Willibald Schmidt und die biedere Schutzmannswitwe Schmolke, den gutmütigen Kommerzienrat, die Hamburger Schwiegertöchter der Treibels, den royaldemokratischen Wahlagitator Vogelsang, den zur Ruhe gesetzten Opernsänger und Millionär Krola — prägt sich Geist und Form der beiden großen Gesellschaftskreise aus

Digitized by Google

und uns bleibt der Eindruck, daß wir hier ein saft- und kraftvolles Stück Leben von feiner Bildnerhand vor uns ausgebreitet gesehen haben, ein künstlerisches Labsal für den beschaulichen Geist, der sich an dem Studium der großen Gesellschaftskomödie zu ergötzen liebt.

Lübecker Eisenbahn-Zeitung: Fontane ist der Besten einer. Um die feine Charakterisierung seiner Figuren, den wunderbar echten Lokalton seiner Schilderungen voll zu würdigen, muß man die Mark kennen, und vor Allem Berlin. Hier liegt die Wurzel seiner schöpferischen Kraft, hier der Schatz von Stoffen, die er in unvergleichlichen Gedichten ebenso wie in seiner musterhaften Prosa den zahllosen Verehrern seines Talents darbietet. Der vorliegende Roman — zuerst in der deutschen Rundschau erschienen — steht einzig da, und nicht nur den vielen sog. Berliner Romanen gegenüber, die ihm mehr oder minder geschickte Jünger nachgeschrieben haben, sondern einzig auch unter Fontanes eigenen Werken, von denen allenfalls „Stine" der „Frau Jenny Treibel" an die Seite zu stellen ist. Wir empfehlen — —, nein, ein Buch von Theodor Fontane empfiehlt man nicht, man nennt den Autor, und es ist empfohlen.

Magazin für Litteratur: . . . . . Eine mildironische Weltbetrachtung, das gereifte Resultat eines wohlgeführten Lebens, liegt über dem ganzen Buch als Abglanz echter Lebensweisheit. Es wird nicht gelobt und nicht getadelt, Menschen und Dinge gehen an uns vorüber, so gut und so schlecht, wie sie eben sind, und so hat alles in sich seine Berechtigung . . . . . hat man sich in diese Fantasie- und Lebenswelt hinein versenkt, dann fühlt man es warm und hell in sich werden, ein Gefühl wie Liebe, Liebe zur Welt und Liebe vor allem zu einem gewissen prächtigen, alten Herrn in sich heraufdämmern. —

National-Zeitung (Berlin): In dem neuesten Roman Theodor Fontanes treffen wir alle Vorzüge der Muse des Verfassers wieder an, unter denen weder der schalkhafte Humor noch die niemals zum bittern Sarkasmus ausartende Ironie fehlt. Auch sind es Menschen von Fleisch und Blut, die uns der Dichter kennen lehrt; den Preis verdienen wiederum die Vollblut-Berliner und Berlinerinnen, von denen uns eine stattliche Anzahl vorgeführt wird. . . . . Theodor Fontane schildert das Berliner Milieu so anschaulich, daß wir den einen oder den anderen dieser Gäste ganz genau wiederzuerkennen meinen. . . . . Theodor Fontane charakterisiert die einzelnen Figuren, Haupt- und Nebenpersonen, so lebenswahr, daß wir uns auf dem Boden der Wirklichkeit

Digitized by Google

nicht aber gegenüber dem schönen Schein der Kunst zu befinden glauben. . . . . Von den zahlreichen Blüten froher Laune, von den ungesuchten Scherzworten, die Theodor Fontane in seiner Erzählung verstreut hat, kann im Rahmen dieser Besprechung nicht eingehender berichtet werden.

Posener Zeitung: . . . . . In diesem Qualm von Kneipenduft und Krankenhausatmosphäre wirkt das Erscheinen einer neuen litterarischen Arbeit Theodor Fontanes wie ein Strom erfrischender belebender Waldluft. Wer merkt hier dem greisen Nestor unserer Schriftstellerwelt die Last seiner achtzig Jahre an? Es sind keine großen, erschütternden Probleme, deren Lösung Fontane in seiner neuesten Berliner Erzählung „Jenny Treibel" anstrebt, aber kaum einem anderen dürfte es gelingen, aus diesem schlichten, ja alltäglichen Stoff das zu machen, was unser Dichter daraus gemacht hat. Auch Fontane stehen Witz und Satire reichlich zu Gebote, aber sein Witz wird nie aufdringlich, seine Satire nie bitter und verletzend; was er auf diesem Gebiete zeigt, trägt nur den Stempel eines harmonisch gebildeten, überlegenen Geistes, der unberührt durch das Treiben um ihn, mit heiterer Ruhe seine Umgebung beobachtet, nicht um nur ihre Fehler und Schwächen ans Licht zu zerren, sondern um sie mit all' ihren guten und schlechten Seiten zu zeigen, wie sie wirklich ist. Diesmal ist es vorzüglich die moderne Bourgeoisie mit ihrem guten Kern wie mit ihrer Schwäche und ihrer Eitelkeit, die der Verfasser mit kritischem Scharfblick aufs Korn genommen hat, und die er uns in ihren verschiedenen Variationen mit köstlichem Humor und greifbarer Deutlichkeit vor Augen führt. Freilich werden so manche Feinheiten des Dichters einem großen Teil des Durchschnitts-Publikums verloren gehen, aber der Verfasser besitzt ja, wie wenige, die Kunst, jedem etwas zu bieten, und auch für den oberflächlichen Leser wird das Buch eine Quelle der Erheiterung und interessanten Anregung bilden.

Saale-Zeitung (Halle): „Frau Jenny Treibel" ist der Titel des neuesten Romans von Theodor Fontane. Es ist eine köstliche Sittenschilderung aus dem heutigen Berliner Leben, und jeder, der sie liest, wird sich genußreicher Stunden zu erfreuen haben. Welch' geschickte Kleinmalerei, welche Charakterzeichnung, ohne jeglichen Fehlstrich; da ist alles wahr und schön bis in's kleinste. Diese Corinna, als echte Berliner Pflanze im besseren Sinne, ihr Vater, der Gymnasialprofessor Schmidt, das Urbild eines Schulmannes in Worten und Wesen, der Herr Kommerzienrat, bis auf den traurigen Leopold — hier ist alles scharf und glatt, rund

Digitized by Google

und schön, und wir wiederholen, wer durch diese Zeilen veranlaßt wird, das Buch zu lesen, wird uns Dank wissen.

Schlesische Zeitung (Breslau): .... Die Charakterbilder der Personen sind ebenso wie die Lebensbilder, die Fontane von dem Bourgeois- wie von dem Schulgelehrtenkreise entwirft, wahre Kabinetstücke von Lebenswahrheit und humoristischer Darstellung.

St. Petersburger Zeitung: Der Schriftsteller, dessen Romane und Novellen in dem Leben seiner Zeit wurzeln, darf von vornherein des lebhaftesten Interesses der Leser versichert sein. Thut noch vollends ein Schriftsteller wie Fontane einen Griff ins „volle Menschenleben", fühlt seine Meisterhand unserer Zeit den Puls, lenkt sein scharfes, unparteiisches Auge unsere Aufmerksamkeit auf gewisse gesellschaftliche Zustände und Verhältnisse, so dürfen wir von vornherein versichert sein, daß unser natürliches Interesse in gleicher Weise Nahrung und Befriedigung findet, Frau Jenny Treibel" bietet denn auch in der That innerhalb gewisser Grenzen ein völlig abgeschlossenes Bild der Berliner Gesellschaft, berührt Zustände und Verhältnisse, die gestaltend in die Lage der Dinge eingreifen und liefert andeutungsweise einen unerschöpflichen Stoff, dessen richtige Behandlung immer neue Gesichtspunkte und willkommene Anregung zur Weiterentwickelung der betreffenden Ideen geben wird. Die auftretenden Personen sind voll Gesundheit, Leben, Blut. Wie lebenswahr, wie natürlich und darum wie vertraut und verständlich! ..... Ungemein erquickend ist die klare, durchsichtige, in ihrer Ungesuchtheit wahrhaft vornehm dahinfließende Sprache Fontanes, ein nachahmenswertes Muster allen Erzählern. Fontanes neuester Roman ist aus der Zeit für die Zeit geschrieben, er ist ein treues Bild der Gegenwart, das dem denkenden Leser nachhaltige Anregung giebt.

Straßburger Post: ..... Theodor Fontane ist ein geradezu klassischer Maler von Bildern aus der Berliner Gesellschaft. Realistisch, nicht im Sinne der „Jungen" wohlgemerkt, und gleichzeitig mit einem wohlthuenden idealen Zuge. Seine Bilder haben wahrhaftig dramatisches Leben, und die Porträts, die er zeichnet, sind ähnlich bis in die Fußspitzen.

Digitized by Google

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W.

Kriegsgefangen.

Erlebtes 1870

von

Theodor Fontane.

Mit dem Portrait des Verfassers.

Zweite Auflage.

Preis geh. 3 M.; eleg. geb. 4 M.

Urteile der Presse:

Daheim: In zweiter Auflage erschien Fontanes „Kriegsgefangen" Erlebtes von 1870. Wer das vortreffliche Werk noch nicht kennt, dem sei es warm empfohlen. Man folgt dem Verfasser mit lebhaftem Interesse und Mitgefühl vom Heimatsdorf der Jungfrau von Orleans, in dem er in die Hände der Franzosen fiel, durch ganz Frankreich bis auf das Eiland im Golf von Biskaya, auf dem die wenigen Gefangenen, die der Krieg den Franzosen zuwies, ihrer Befreiung harrten. Kein Verdruß über seine Verhaftung oder über die Leiden der Gefangenschaft trübte die klugen, hellen Augen, aus denen Fontane in die Welt sieht. Und was er sah, beschreibt er hier in seiner wahrhaften und doch feinen und anmutigen Weise.

Grenzboten: Dieses Buch hat einen mächtigen Eindruck auf uns gemacht. Atemlos, aufs tiefste gefesselt, aufs reichste angeregt, ergriffen und entzückt haben wir es gelesen. Von der gesamten poetischen Litteratur, die der letzte große Krieg hervorgerufen hat, dürfte kaum ein andres Buch so tief wirken, wie diese Prosa. Fontanes Aufzeichnungen erscheinen nach jeder Richtung hin von Bedeutung, nach der poetischen, künstlerischen, sittlichen, nationalen. Ein ganz eigner Mensch, ein hochgebildeter, von dem Geiste seiner Zeit erfüllter Mann und ein peinlich redlicher Charakter offenbart sich in diesem so persönlichen und zugleich doch auch so typischen Werke. Es ist unmöglich, daß Fontane in einem andern seiner Bücher seine Persönlichkeit so reichlich nach allen Seiten hin „ausgelebt" hätte wie in diesem wirklich erlebten Buche. Und dennoch ist es der großen Mehrzahl des Volkes so gut wie unbekannt geblieben! Auch wir haben es jetzt zum erstenmale gelesen. Es wird aber nicht unter den Büchern genannt,

Digitized by Google

die ein Deutscher heutzutage gelesen haben muß, um zu wissen, was deutsch ist! Begreife das, wer kann, wir haben es zu begreifen aufgegeben.

Ein unglücklicher Zufall, der freilich auch kein äußerlicher Zufall war, brachte Theodor Fontane im Oktober 1870 in die traurigste Lage, in die ein Mensch geraten kann: an den Rand des Grabes. Wie es ihm nun dabei erging, welche Erfahrungen er an sich selbst und an den verschiedensten Menschen machte, davon berichtet sein Buch „Kriegsgefangen“ in möglichst sachlicher Weise. Der Erzähler will sich nicht aufputzen, nicht besser, aber auch nicht schlechter machen, als er ist. Er strebt nach der schlichtesten Form der Mitteilung, er dämpft mit Macht den Gefühlserguß, selbst wo dieser berechtigt wäre, denn er ist einer von den spröden Sentimentalen, und er ist einzig von dem Bemühen erfüllt, das jeweilig Zuständliche seiner mannigfaltigen Abenteuer so lebhaft, als er nur kann, zu vergegenwärtigen. Wir schauen dabei in die reine Natur einer tiefen Menschenseele. ..... Mit großer Kunst weiß er die Stimmung jener Tage der fortschreitenden deutschen Siege zu vergegenwärtigen, sein Buch giebt eine Geschichte der Kriegszeit von einem Standpunkte, den nur das Leben selbst bieten, kein Dichterkopf erfinden konnte. Aber seine Kunst bewährt sich eben darin, daß sie das Leben zu deuten verstand und aus den gegebenen Thatsachen soviel poetische Wirkung holte. Ganz prächtig steigert Fontane die Erzählung, je näher er dem Ende kommt. Das Buch spitzt sich trotz alles persönlichen Leides doch zu einer schönen Verherrlichung des Krieges und der darin bewiesenen Heldenhaftigkeit des deutschen Volkes zu. In Oléron traf Fontane mit deutschen Kriegsgefangenen aus allen deutschen Gauen zusammen. Wie früher den französischen, so schildert er nun den deutschen Nationalcharakter in den Typen aus den verschiedenen deutschen Stämmen, mit denen ihn der Zufall in Berührung brachte. Und wie ein altes Heldenlied hört es sich an, wenn er jeden seiner deutschen Freunde in seinem kurzen soldatischen Tone die Ursache seiner Kriegsgefangenschaft selbst erzählen läßt; wie meisterlich Fontane dieses Soldatendeutsch spricht, weiß man ja aus seinen Balladen. Nun wird man auch die Stimmung begreifen, in der uns sein „Kriegsgefangen“ entläßt: Verehrung, Begeisterung, Rührung — alles liegt darin.

Druck von Gottfr. Päz in Naumburg a. S.

Digitized by Google

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

by Google